

Diskursgrammatik

Sprache und Wissen (SuW)

Herausgegeben von
Ekkehard Felder

Wissenschaftlicher Beirat

Markus Hundt, Wolf-Andreas Liebert, Juliane Schröter,
Berbeli Wanning, Ingo H. Warnke und Martin Wengeler

Band 65

Diskursgrammatik

Herausgegeben von

Marcus Müller, Martin Reisigl, Maria Becker,
Michael Bender und Ekkehard Felder

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-073714-1
e-ISBN (PDF) 978-3-11-073181-1
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-073187-3
ISSN 1864-2284
DOI <https://doi.org/10.1515/9783110731811>



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

Die Creative Commons-Lizenzbedingungen für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte (wie Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.), die nicht im Original der Open-Access-Publikation enthalten sind. Es kann eine weitere Genehmigung des Rechteinhabers erforderlich sein. Die Verpflichtung zur Recherche und Genehmigung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Library of Congress Control Number: 2025933605

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 bei den Autorinnen und Autoren, Zusammenstellung © 2025 Marcus Müller, Martin Reisigl, Maria Becker, Michael Bender und Ekkehard Felder, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston, Genthiner Straße 13, 10785 Berlin

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Fragen zur allgemeinen Produktsicherheit:

productsafety@degruyterbrill.com

Inhaltsverzeichnis

Martin Reisigl/Marcus Müller

Die Erforschung der Grammatik als diskursives gesellschaftliches Phänomen — 1

Jan Georg Schneider

Sprachliche Typenbildung durch Exemplifikation — 37

Christa Dürscheid

Diskursgrammatik und Variationslinguistik: eine Bestandsaufnahme — 63

Sandra Hansen/Thilo Weber

Diskurs, Grammatik, Korpus: Auf dem Weg zu einer Korpusgrammatik des Deutschen — 79

Theo van Leeuwen

Movement as a semiotic resource — 103

Ludger Hoffmann

Prinzipien einer Funktional-Pragmatischen Diskursgrammatik — 123

Susanne Günthner

Grammatische Konstruktionen in der Interaktion: *wenn* [PRONOMEN] *ehrlich* [KOPULA]-Konstruktionen und ihre interaktive Funktion in palliativ-medizinischen Konsultationen — 151

Wolfgang Imo

Grammatik in der Interaktion – eine Fallstudie zu den interaktionalen Funktionen des Indefinitpronomens *man* in Lessings Dramen — 175

Michael Bender

Diskursgrammatik des Whataboutism — 199

Maria Becker

Die Rolle der Diskursgrammatik bei der Detektion und Analyse sprachlicher Praktiken — 235

Nicole M. Wilk

Diskursgrammatik und Erinnerungskulturen — 259

Miriam Lind

Genus, Geschlecht und diskursive De/Humanisierung. Zum Zusammenhang zwischen Konzeptualisierungen des Menschlichen und grammatischem Geschlecht — 281

Sven Bloching/Ekkehard Felder

Sprechende Morpheme als diskursinduzierende Morpheme — 301

Register — 329

Martin Reisigl/Marcus Müller

Die Erforschung der Grammatik als diskursives gesellschaftliches Phänomen

1 Einleitung

Der vorliegende Sammelband bietet einen Überblick über die aktuelle Forschung zur Diskursgrammatik, die sich als eine interdisziplinäre Perspektive auf die grammatische Analyse von Diskursen versteht. Er dokumentiert im Kern die Beiträge einer Tagung, die im Oktober 2022 in Heidelberg stattgefunden hat. Auf ihr haben die Teilnehmenden in Theorie, Methodologie und anhand praktischer Projektberichte ihren Erkenntnisstand zur grammatischen Analyse von Diskursen zusammengetragen und diskutiert. Der Schwerpunkt lag auf der Entstehung, Transformation und Rekontextualisierung grammatischer Muster im Übergangsbereich von Sprachgebrauch, Sprachnorm und Sprachsystem (Dürscheid/Schneider 2015).

Dieser einleitende Beitrag setzt vier Themenschwerpunkte. Um den Begriff der Diskursgrammatik zu kontextualisieren, wird in Abschnitt 2 die gesellschaftliche Verfasstheit von Grammatiken erörtert, indem – anhand aktueller Beispiele – wichtige Kontextfaktoren angesprochen werden, welche die Strukturen grammatischer Systeme und Subsysteme mitbestimmen. Der nachfolgende Abschnitt 3 geht der Frage nach, was Diskursgrammatik alles sein kann. Dabei wird die Mehrdeutigkeit des zweigliedrigen Begriffs ‚Diskursgrammatik‘ offengelegt, die sich aus der Polysemie von *Grammatik* ebenso wie von *Diskurs* ergibt. Es werden verschiedene Grammatikbegriffe angesprochen, unterschiedliche gebrauchsorientierte Diskursgrammatiken mit ihren zentralen Fragestellungen und Annahmen knapp charakterisiert und die vielfältigen Diskurskonzepte umrissen, die für die genannten diskursgrammatischen Zugänge jeweils relevant sind. Abschnitt 4 listet eine Auswahl an Beispielen für diskursrelevante grammatische Phänomenbereiche auf. Abschließend folgt ein knapper inhaltlicher Ausblick auf die einzelnen Beiträge des Bandes.

2 Grammatik und Gesellschaft

Auf den ersten Blick und abstrahiert vom sozialen, historischen und politischen Zusammenhang hat Grammatik erst einmal nichts mit der gesellschaftlichen Prägung von Sprache zu tun: „Whether you are on the Left or on the Right, the gram-

mar [...] is the same for everyone.“ So formuliert es van Dijk (2008, 4) – zunächst etwas überraschend für einen kritischen Diskursanalytiker. Er bringt mit dem Satz zum Ausdruck, dass die gesellschaftliche Varianz des Sprachgebrauchs sich auf die Lexik, Pragmatik und Stilistik der Sprache auswirke, nicht aber auf die Grammatik, welche den Kern des Sprachsystems jenseits aller politischen, institutionellen oder situativen Kontextprägungen ausmache. Sehen wir uns genauer an, in welchem Kontext van Dijk den Satz formuliert, stellt sich die Sache komplexer dar. Er geht von der Beobachtung aus, dass bestimmte strukturelle Eigenschaften oder Festlegungen im sprachlichen System, z. B. die Tatsache, dass im Englischen der Artikel vor dem Nomen positioniert wird, unabhängig von der sozialen Situation des Sprachgebrauchs gelten und daher nicht direkt mit Fragen einer machtbezogenen Positionierung der Sprachbenutzer:innen zusammenhängen würden. Er weist dann allerdings darauf hin (van Dijk 2008, 5), dass diese Perspektive im Allgemeinen zutreffend sei, dass es aber Fälle gebe, bei denen sich gesellschaftliche Dominanzstrukturen nicht nur auf die Variationen und Optionen des Sprachgebrauchs auswirken, sondern auch auf ein ganzes semiotisches oder diskursives System oder auf bestimmte kommunikative Genres. Eben diese sozialen Dominanzstrukturen hat eine Diskursgrammatik mitzudenken, und zwar auch mit Blick auf diachrone Entwicklungen von Grammatiken. Für sie gilt: Manche Fehler von heute können – unter dem Einfluss von sozialem Wandel, der sprachlichen Wandel nach sich zieht – zu grammatischen Regeln von morgen werden – ein „germanistisches Sprichwort“, auf das u. a. Glück und Sauer (1990, X) hinweisen. Umgekehrt können manche Grammatikregeln von heute zu Fehlern von morgen erklärt werden.

Während unstrittig sein dürfte, dass z. B. die Restriktionen der Vorfeldbelebung im deutschen Aussagesatz, die systematischen Möglichkeiten der Attribution in der Nominalphrase oder die Komplemente von Auxiliarverben in der Tat nichts mit der politischen Einstellung der Sprechenden zu tun haben, finden wir in anderen Bereichen der Grammatik reichlich Evidenz für den Zusammenhang von gesellschaftlicher Positionierung und grammatischer Prägung. Ein momentan sehr offensichtlicher Bereich ist die morphologische Markierung von Gender, die nicht nur eine vielgestaltige gesellschaftliche Debatte ausgelöst hat, sondern auch einen Kernbereich der Flexionsmorphologie betrifft. Das System der Gendermarkierungen steckt – mit offenem Ausgang – in einem dynamischen Prozess der Umgestaltung (vgl. die Beispiele in Schneider und den Beitrag von Lind in diesem Band). Dieser betrifft derzeit vor allem spezifische soziale Handlungsfelder und mit ihnen verbundene Kommunikationsbereiche, insbesondere solche mit „Geltungshöhe“ (Moser 1985, 1404), also mit einem ausgeprägten Sozialprestige und großer Wahrnehmbarkeit, wie den akademischen, den administrativen und den politischen Diskurs.

Zur Illustration betrachten wir hier eine Reihe von Belegen der letzten Jahre, die Beiträge zur Debatte um den Paragraphen 219a dokumentieren – also die Aufhebung des Verbots der „Werbung für den Schwangerschaftsabbruch“. Es zeigen sich unterschiedliche Strategien zur Markierung von Gender. Der Tweet in Beleg (1) operiert mit der morphologischen Kurzform mit Genderstern und nimmt dabei einen Verlust der grammatischen Transparenz in Kauf, und zwar in dem Sinne, dass die Markierung des Maskulinums im Plural in der generisch gemeinten Form *Ärzt*innen* nicht mehr explizit wird und daher nicht rekonstruierbar ist (im Gegensatz zur denkbaren, aber sprachlich sehr komplizierten Alternativform *Ärzt*inn*e*n*; die Buchstaben „t“ und „z“ befinden sich im Tweet in falscher Reihenfolge):

- (1) *Nachdem §#219a endlich abgeschafft wurde und Ärzt*innen [sic!] sachlich & angstfrei über #Schwangerschaftsabbrüche informieren können, sollten auch die Ausbildungsstandards von Medizinier*innen [sic!] angepasst werden.* Lisa Paus, MdB (Tweet vom 04. Juli 2022)

Dagegen verwenden die Autorinnen des Briefs an den *Spiegel* in Beispiel 2 einerseits die Doppelform *Ärztinnen* und *Ärzte* zur binären Geschlechtermarkierung und fahren dann mit der Form *Abtreibungsgegnern* im Maskulinum im Plural fort:

- (2) *Wir sind empört darüber, dass sich engagierte Ärztinnen und Ärzte von militänten Abtreibungsgegnern diffamieren und kriminalisieren lassen müssen, wenn sie in Not geratene Schwangere informieren oder Schwangerschaftsabbrüche durchführen.* Dr. Emma Auch, München und Dr. Ingeborg Oster, München (Leserinnenbrief an den Spiegel vom 10. Dezember 2017)

Hier kommt es zu einer grammatischen Ambivalenz, da nicht klar ist, ob die Pluralform generisch gemeint ist und als solche in den Skopus der Doppelnennung im Objektsatz mit *dass* fällt, ob die Autorinnen tatsächlich nur Männer meinen oder ob die Formulierung unter die häufig zu beobachtende Tendenz fällt, Gruppen, gegenüber denen es ein negatives Sentiment gibt, in der männlichen Wortform zu thematisieren. Zum Beispiel finden sich in den Plenarprotokollen des deutschen Bundestags der 19. Wahlperiode 575 Belege für die Pluralform im Maskulinum (*x-)Extremisten* (inklusive *Links-* und *Rechtsextremisten*), aber keine (*x-)Extremistinnen* oder sonstige Belege mit Gendermarkierung, während wir 1929 Belege für *Soldatinnen* und *Soldaten* bei 1530 Belegen für *Soldaten* im Maskulinum ohne Doppelform finden.

In der *taz* findet sich im Jahr 2018 der folgende Beleg (3), in dem unterschiedliche Strategien des mehr oder weniger geschlechtergerechten Sprachgebrauchs angewandt werden, und dies zum Teil unabhängig von grammatischer Transparenz, von Sentiment und von vermutetem Geschlecht der Personen, die unter die Extension des Begriffs fallen:

- (3) *Und so finden wir uns im Jahr 2018 mitten in einer neuen Abtreibungsdebatte wieder, in der die Argumente von Konservativen und Rechten denen von vor 40 Jahren erschreckend ähneln. Mitten in einem gesellschaftlichen Rechtsruck versuchen Antifeminist*innen, mit dem Paragrafen 219 a die Arbeit von Ärzt*innen, die Abtreibungen machen, systematisch zu behindern. Wer auf seiner Website informiert, dass er oder sie Schwangerschaftsabbrüche anbietet, wird nicht selten von Abtreibungsgegner*innen verklagt. Dass die Versorgungslage in Deutschland unter anderem deshalb immer schwieriger wird, ist nur eine gefühlte Wahrheit. Wie steht es eigentlich genau um diese Ärzt*innen? Hat jede Frau in Deutschland die Möglichkeit, in ihrer Nähe einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen zu lassen? All diesen Fragen sind wir für diese Sonderausgabe zum Internationalen Frauen*kampftag nachgegangen.* (taz vom 08. März 2018)

Im ersten Satz des Zitats werden zwei geschlechtsneutrale, deadjektivische Personenbezeichnungen als Politonyme verwendet. Sie denotieren eine rechte parteipolitische Ausrichtung (*Konservative, Rechte*). Im zweiten Satz wird zweimal mit dem Genderstern Geschlechtervielfalt jenseits von Binarität und grammatischer Formenexplikation markiert (*Antifeminist*innen, Ärzt*innen*). Im dritten Satz taucht dann, etwas überraschend, zuerst das androzentrische Demonstrativum *seiner* auf, ehe die beiden Personalpronomina *er* und *sie* binär auf *Arzt* und *Ärztin* verweisen. Im vierten Satz wird das frauenbezogene Anthroponym *Frau* verwendet, dem der Allquantor *jede* vorgeschaltet ist und das mit der femininen Anapher *ihre* referentiell wiederaufgenommen wird. Im letzten Satz wird schließlich – ziemlich überraschend – der Genderstern im Wort *Frauen*kampftag* als Markierung der Inklusion aller Gender verwendet. Das ist insofern bemerkenswert, als der Asterisk hier abseits aller Movierungsmorpheme die Begriffsintension des Lexems *Frau* verändert, um zu indizieren, dass der Kampftag für das Recht auf Abtreibung nicht nur Frauen, sondern alle Gender angehe oder angehen möge.

Insbesondere diese letzte Form verleitet dazu, die drei Belege als Hinweise auf einen Grammatikalisierungsprozess zu sehen, an dessen Beginn die Gendermarkierung als Abbreviation der Doppelform steht, die Zusatzbedeutung der Inklusion aller sozialen Geschlechter erhält und sich über diesen Pfad von der

Modifikationsfunktion des Movierungsmorphems emanzipiert hin zu einem universell einsetzbaren Inklusionsmarker. Der Genderstern steht dabei nur exemplarisch für das noch offene und sich rasant wandelnde Paradigma der Gendermarker (I, , *, :, ...). Allerdings ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht absehbar, welche Kommunikationsbereiche, Gruppen von Akteur:innen und Medien am Wandel beteiligt werden, welche Richtung er noch einschlagen wird und welches Ausmaß er annehmen wird. Die meisten Printmedien sind dem variantenreichen Beispiel der *taz* nicht gefolgt und bleiben beim sich auf alle Gender beziehenden Maskulinum, so etwa auch *Der Spiegel* im folgenden Beispiel (4):

- (4) *Paragraf 219a ist derzeit heftig umstritten. Lebensschützer nutzen ihn, um Ärzte anzuseigen; im vergangenen Herbst wurde die Gießener Ärztin Kristina Hänel deswegen in erster Instanz zu einer Geldstrafe in Höhe von 6000 Euro verurteilt. Kritiker sehen sowohl die Berufsfreiheit der Ärzte als auch die Informationsfreiheit der betroffenen Frauen gefährdet, wenn Mediziner nicht darüber informieren dürfen, dass sie Schwangerschaftsabbrüche anbieten.* (Der Spiegel vom 10. Dezember 2018)

In der Politik hat man die Debatte um Gendermarkierungen längst als preisgünstiges Mittel erkannt, um konservative Haltungen in Zeiten aufführen zu können, in denen der Veränderungsdruck übermäßig wird, wie der seinerzeit viel diskutierte Tweet von Friedrich Merz ausweist:

- (5) „*Mit jeder gegenderten Nachrichtensendung gehen ein paar hundert Stimmen mehr zur #AfD. Gegenderte Sprache und identitäre Ideologie werden von einer großen Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr nur im Stillen abgelehnt. Sie werden als übergriffig empfunden.*“ (tm) #MerzMail Friedrich Merz (Tweet vom 03. Juni 2023)

https://twitter.com/_FriedrichMerz/status/1665017166612013056?lang=de

Friedrich Merz bedient sich hier suggestiv eines empirisch nicht abgestützten argumentativen Zahlentopos, wenn er sich auf eine angebliche Mehrheit beruft, die *gegenderte Sprache* und *identitäre Ideologie* angeblich gleichermaßen als Übergriffe wahrnehme. Was er genau unter *Gendern* versteht, bleibt offen. Er diskreditiert das sprachenpolitische Anliegen der Inklusion, indem er in sein Argumentum ad populum eine syntaktische Koordination einbaut, die das sprachpolitische Streben nach geschlechtergerechtem und gendersensiblem Sprachgebrauch und den demokratiefeindlichen Rechtsradikalismus der Identitären Bewegung auf eine Stufe stellt. Diese das Gendern abwertende Argumentation verbindet er mit einem Argumentum ad consequentiam, das einen kausalen Konnex zwischen

jeder einzelnen Nachrichtensendung, in der *gegendert* werde, und einem steigenden Zuspruch der AfD bei den Wähler:innen unterstellt.

Gewiss ist das Feld der Gendermarkierungen nur eine von vielen ‚Baustellen‘ der Diskursgrammatik, aber eben eine, der gerade besondere Aufmerksamkeit zuteilwird und in der eine erhöhte Betriebstemperatur herrscht. Letztlich finden alle Grammatikalisierungsprozesse nicht abstrakt im Sprachsystem statt, sondern beruhen auf einem überindividuellen, gesellschaftlich konstituierten und konstitutiven, kollektiven Sprachgebrauch, der in sprachliche Normenkonflikte involviert ist und durch Interessengegensätze, Konkurrenzverhältnisse, Ungleichzeitigkeitkeiten charakterisiert ist, die zu unterschiedlichen Ausdruckspräferenzen in unterschiedlichen Kommunikationsbereichen und sozialen Gruppen führen. Man denke hier etwa auch an die in vollem Gang befindliche Grammatikalisierung von Intensitätspartikeln aus negativ-evaluativen Adjektiven wie *furchtbar*, *fürchterlich*, *ungeheuer*, *wahnsinnig* (Nübling et al. 2013, 119), deren Verlauf teils regionale, teils mediale und teils gruppenstilistische Bedingungen hat. Oder an das verhältnismäßig junge Forschungsfeld zur syntagmatischen Gestaltbildung in mündlichen Interaktionen (Günthner/Imo 2006). Diskursgrammatik zu beschreiben heißt also nicht, sich einen neuen Gegenstand zu erschließen, sondern auf bekannte Phänomene näher hinzublicken und durch empirische und reihenbildende Analysen die Muster, Dynamiken, Variationen und Diskursfunktionen grammatischer Gestaltbildungen sichtbar zu machen und zu erklären.

3 Was ist Diskursgrammatik?

Diskursgrammatik versteht sich als eine Vielfalt an fachlichen Perspektiven auf Grammatik, die den Fokus auf die kognitive und sprachliche (insbesondere syntagmatische) Gestaltbildung beim funktionalen Einsatz sprachlicher Zeichen in konkreten kommunikativen Kontexten und Interaktionen legen (Müller 2018). Dabei rücken die Kontextsensitivität grammatischer Gestalten einerseits und deren Funktionen andererseits ins Blickfeld. Obwohl sie theorietranszendent sind, bedingen die diskursgrammatischen Perspektiven bestimmte Vorannahmen. Man kann auch sagen, bestimmte Eigenschaften der Grammatik werden evident, wenn man mit diskursgrammatischem Blick auf Sprachdaten blickt: Grammatik wandelt sich über verschiedene Kontexte hinweg, spielt eine Rolle bei der kognitiven, sozialen und emotionalen Instruktion durch sprachliche Zeichen und stellt eine Bedingung und Restriktion der sprachlichen Handlungsmöglichkeiten dar. In diesem Sinne wird Grammatik konzeptualisiert als ein Innenbereich des Verweis-

systems, durch welches sprachliche Zeichen in soziale Interaktionsräume eingebunden sind.

Mit dem Terminus ‚orders of indexicality‘ legt Silverstein (2003) das Augenmerk darauf, dass sprachliche Zeichen im Moment ihrer Verwendung nicht nur symbolische Bedeutung tragen, sondern auch ein indexikalisch Verweispotential entwickeln. Er zeigt, dass dieser indexikalische Aspekt sprachlicher Zeichen ihre Verbindung zu situativen, sozialen, historischen und politischen Kontexten konstituiert. Die indexikalischen Bedeutungen sprachlicher Zeichen entstehen in Systemen, die den Rahmen für Restriktionen bei der Entfaltung diskursiver Positionen in Situationen bilden. Der entscheidende Punkt ist, dass indexikalische Ordnungen nicht nur die Sprache in Situationstypen verankern, sondern auch die Kombination von Zeichen im Hinblick auf Kontexte beeinflussen. In dieser Perspektive wird die Grammatik zu einem internen Bereich des Verweisystems, durch den sprachliche Zeichen in soziale Interaktionsräume eingebunden sind (Müller 2018, 80). Die Idee der Grammatik als Konglomerat indexikalischer Zeichen wurde von Auer (2000) mit Blick auf gesprochene Sprache aufgegriffen, und für den Bereich der Phraseologie hat Feilke (1994, 294–298) diesen Gedanken weiterentwickelt. Die indexikalische Kraft syntagmatischer Gestalten ist auch der Ausgangspunkt von Kontextualisierung im Sinne von Gumperz (1982), also des hypothesengeleiteten Alltagsverständens auf der Basis des Nachvollzugs indexikalischer Deutungshinweise auf Situationen, soziale Rollen und Themen, wie Müller (2015, 76–80) es im Zwiebelmodell der Kontextualisierung herausgearbeitet hat (Abb. 1).

Dieser interne Bereich der indexikalischen Ordnung der Sprache weist sowohl kontexttranszendent als auch kontextsensitive Aspekte auf (Müller 2018, 80). Das liegt daran, dass Kernbereiche der Grammatik im Kindesalter erworben und im Verlauf der weiteren biographischen Sozialisationsgeschichte über neu entstehende Kontexte hinweg angewendet werden, beispielsweise Beschränkungen bei der Vorfeldbelegung im Deutschen, Muster der Wortbildung in einfachen Sätzen oder Möglichkeiten der Wortkomposition. Andererseits entwickeln einige grammatische Phänomene ihre Musterhaftigkeit erst in mehr oder weniger spezifischen Kontexten und können daher eher als kontextsensitive Phänomene analysiert werden, wie etwa Tendenzen zur Nominalisierung, Muster bei der Verwendung von Partikeln oder logisch-kombinatorische Effekte der Verwendung von Konnektoren. Während kontexttranszendent grammatische Phänomene bisher eher Gegenstand der Grammatikalisierungsforschung waren, neigen spezifischere diskursgrammatische Studien häufig dazu, kontextsensitive Phänomene zu erforschen. Es erscheint jedoch nicht sinnvoll, hier eine neue (sub)disziplinäre Gewaltenteilung zu befürworten, wie sie früher z. B. zwischen der Grammatikforschung und der Soziolinguistik herrschte und wie sie noch viel früher – das heißt

bereits in der Antike – zwischen Grammatik und Rhetorik verfochten wurde. Da schlug Quintilian im ersten Buch seiner *Institutio oratoria* vor, Grammatik als die *Wissenschaft des richtigen, korrekten Redens* aufzufassen (im Sinne einer Sprachlehre, aber auch einer Erklärung von poetischer Sprache; mit letzterer Charakterisierung erschwert sich Quintilian die Abgrenzung der Grammatik von der Poetik). Dagegen bestimmte er die Rhetorik als *Lehre des guten, wirkungsvollen Redens* (Quintilianus 1972, 47 und 241-243; auch zitiert in Stockhammer 2014, 15).¹

Vielmehr sollte die zukünftige Forschung die Grammatik als einen Phänomenkomplex beschreiben und erklärend erfassen, der sich in sozialen Sprachgebrauchssituationen unter dem Einfluss unterschiedlicher Faktoren herausbildet bzw. entwickelt, der sich im Laufe der Zeit wandelt und der auf der Systemebene so konventionalisiert und institutionalisiert wird, dass er zu einer bestimmten Zeit für eine bestimmte Gruppe von Sprachbenutzer:innen als verbindlich gilt oder als verbindlich vorgeschrieben wird, sich im steten gesellschaftlichen Gebrauch aber verändert, weshalb mit der Zeit eine neue gesellschaftliche und sprachpolitische Festlegung der *Grammatik* vorgenommen wird, die dem veränderten Sprachgebrauch deskriptiv und normierend Rechnung zu tragen versucht.

Das uneindeutige Kompositum *Diskursgrammatik* beruht sowohl auf der Mehrdeutigkeit von *Diskurs* als auch auf der Polysemie von *Grammatik*. Was als Grammatik verstanden wird, hängt stark vom jeweiligen linguistischen Theorierahmen und praktischen Anwendungsbezug ab. Sieht man sich charakteristische Komposita mit *Grammatik* als morphologischem Haupt und Determinatum an, also z. B. *Dependenzgrammatik*, *Transformationsgrammatik*, *Phrasenstrukturgrammatik*, *Konstituentenstrukturgrammatik*, *Universalgrammatik*, *Theoriegrammatik*, *Schulgrammatik*, *Gebrauchsgrammatik*, *Referenzgrammatik*, *Konversationsgrammatik*, *Variantengrammatik*, *Varietätengrammatik*, *Interaktionsgrammatik*, *Konstruktionsgrammatik*, *Korpusgrammatik*, *Textgrammatik* und *Diskursgrammatik*, lassen sich ebenso spezifische linguistische Schwerpunktsetzungen erkennen wie bei einer Zusammenschau typischer Benennungen von Grammatiken

¹ Foucault (2001 [1969], 941) wendet sich gegen die Auffassung, wonach Grammatik eine „Kunst des richtigen Sprechens“ sei. Grammatik sei vielmehr „einfach eine ‚Kunst des Sprechens‘“. Diese sehr allgemeine Kennzeichnung spart die *differentiae specificae* aus, die es ermöglichen, Grammatik, Rhetorik und Poetik gegeneinander abzugrenzen. Näher tastet sich Foucault an den Begriff heran, wenn er Grammatik als eine Disziplin bestimmt, „die Regeln artikuliert, denen eine Sprache folgen muss, um existieren zu können. Sie muss die Regularität einer Sprache definieren, die weder ihr Ideal ist noch ihr bester Gebrauch noch die Grenze, die der gute Geschmack nicht überschreiten sollte, sondern die Form und das innere Gesetz, die es ihr ganz einfach erlauben, die Sprache zu sein, die sie ist“ (Foucault 2001, 941-942).

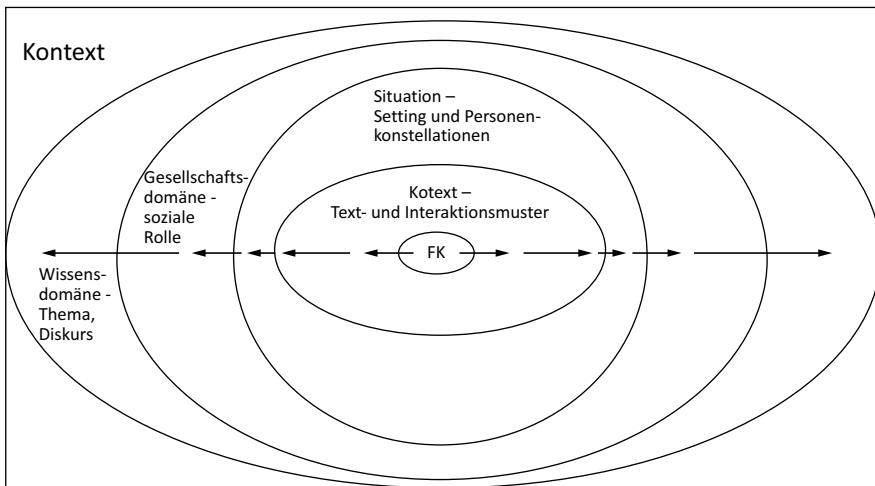


Abb. 1: Das Zwiebelmodell der Kontextualisierung (aus: Müller 2015, 78).

mit Hilfe definiter adjektivischer Kennzeichnungen, also z. B. *deskriptive, präskriptive, kontrastive/vergleichende, historische, synchrone, allgemeine, universelle, generative, formale, inhaltsbezogene und lexikalisch-funktionale (systemisch) funktionale, gebrauchsorientierte, didaktische/pädagogische, praktische, kognitive/mentale, rezeptive Grammatik*. Aus den Benennungen dieser Grammatiken können zumindest acht Kriterien extrahiert werden. Diese Kriterien sind nicht strikt disjunktiv, manche der Grammatiken in der Liste genügen mehrere Kriterien gleichzeitig:

1. Viele der genannten Grammatiken legen ihren Fokus auf spezifische sprachliche und mentale Kategorien von unterschiedlicher semiotischer Extension, z. B. auf phonologische, morphologische, syntaktische, semantische, pragmatische, textuelle, diskursive und kognitive/mentale Einheiten.
2. Manche der erwähnten Grammatiken setzen primär formale Schwerpunkte, manche primär inhaltliche und einige sind primär funktional ausgerichtet oder trachten danach, die formale, inhaltliche und funktionale Dimension systematisch aufeinander zu beziehen.
3. Manche Grammatiken aus der Liste nehmen eine diachrone, historische Perspektive ein und viele weisen einen synchronen, gegenwärtbezogenen Blick auf.
4. Manche Grammatiken verfolgen vorwiegend theoretische Zielsetzungen und andere erfüllen primär praktische, z. B. didaktische Zwecke.
5. Manche der Grammatiken streben nach abstrakter systembezogener Modellbildung und andere sind stark empirisch fundiert, sind korpus-, gebrauchs- oder interaktionsbasiert.

6. Grammatiken können einzelsprachspezifisch orientiert sein (dabei sind einige auf intralinguale Variation bezogen, z. B. diatopisch auf Varianten oder Varietäten hin orientiert), sie können aber auch Einzelsprachen vergleichen oder sprachverbindende und sogar universalistische Tendenzen aufweisen.
7. Manche Grammatiken setzen generative, produktionsbezogene Akzente und eine der genannten Grammatiken legt, ihrem Namen nach, den Schwerpunkt auf die Rezeption, als das Verstehen.
8. Schließlich sind manche Grammatiken von ihrer Intention her deskriptiv ausgerichtet, während sich andere als präskriptive Grammatiken begreifen, wenngleich zu dieser Opposition anzumerken ist, dass auch sogenannte *deskriptive Grammatiken* von vielen Verwender:innen als *normative Grammatiken* aufgefasst werden, also als präskriptive Texte interpretiert und benutzt werden.

Dem metasprachlichen Wort *Grammatik* eignet eine Mehrdeutigkeit, die drei Bereiche einschließt: (1) *Grammatik* bezieht sich erstens auf die dem Sprechen und Schreiben zugrundeliegende und ihnen inhärente regelgeleitete Ordnung, die mental repräsentiert ist. Diese Ordnung betrifft zumeist eine bestimmte Varietät einer Einzelsprache, z. B. einen Dialekt oder eine bestimmte Standardvarietät dieser Einzelsprache (z. B. des Deutschen), besitzt biologische Grundlagen und ist durch sozialisatorisch geprägtes Erwerben und Erlernen sprachlichen Wissens geprägt. Dieses Wissen hat die Form von deklarativem und prozedurelem Wissen, welches als Wissenssystem das Sprachvermögen (Kompetenz) konstituiert und die konkrete Sprachproduktion (Performanz) sowie Sprachverarbeitung (Rezeption) anleitet. (2) Zweitens meint *Grammatik* die beschreibende, erklärende, begründende und anleitende Lehre, Wissenschaft, linguistische Teildisziplin oder Theorie, die sich mit der regelgeleiteten Ordnung des Sprechens und Schreibens, mit dem regelgeleiteten, form-, inhalts- und funktionsgebundenen Sprachwissenschaftssystem befasst. Dabei kann die wissenschaftliche Beschäftigung stärker kompetenz- oder stärker performanzorientiert und entweder einzelsprachbezogen oder sprachübergreifend ausgerichtet sein. (3) Drittens bezeichnet *Grammatik* auch die Textart, die diese Ordnung für bestimmte Zielgruppen deskriptiv, explikativ, argumentativ und instruktiv darstellt – als Kodex des (richtigen) Sprachgebrauchs, als Kodifikation der Regeln und Ausnahmen des grammatischen Systems einer Varietät oder Einzelsprache oder als Kodifikation der Gemeinsamkeiten und Unterschiede von mehreren grammatischen Form- und Funktionssystemen.

Wenn wir Grammatik als *Diskursgrammatik* in den Blick nehmen, dann sind alle drei Bedeutungen relevant: *Diskursgrammatik* lässt sich als Kunst der Diskursformation, als Wissen und Vermögen der Produktion und Rezeption von Diskurs verstehen (1). *Diskursgrammatik* kann die beschreibende, erklärende, be-

gründende und instruierende theoretische und empirische Erschließung von Formen und Mustern der Diskursbildung, ihren Grundlagen, kontextuellen Bedingungen und Realisierungen sein (2). Zudem mehren sich Versuche, einschlägige Texte zu verfassen, die als *Diskursgrammatik* bezeichnet werden (3).

Auch Foucaults Überlegungen lassen sich für den Begriff der *Diskursgrammatik* im hier dargelegten dreifachen Sinn fruchtbar machen, auch wenn Foucault die zweite und dritte Bedeutung von *Grammatik* nicht explizit trennt. Foucault weist auf einen doppelten Wortsinn hin. Er charakterisiert *Grammatik* zum einen als die jeder geäußerten Rede immanente Ordnung und das Gesetz dessen, was ich sage. Zum anderen bestimmt er *Grammatik* als jene Theorie und Disziplin, die es erlaube, dieses Gesetz und diese immanente Ordnung zu erkennen (Foucault 2001, 942). Zudem charakterisiert er – und das ist für den vorliegenden Kontext interessant – *Grammatik* als einen Diskurs, der „die Grundlagen der Kunst des Sprechens enthält“ (Foucault 2001, 942). Im Anschluss daran wäre *Diskursgrammatik* als wissenschaftlicher Spezialdiskurs oder Teildiskurs zu verstehen, der diskursanalytisch fundiert ist und sich in feldspezifischen Texten und einer spezifischen Textart realisiert, die auch den entsprechenden Kategoriennamen trägt. In diesem Sinne wäre *Diskursgrammatik* ein *fachspezifischer Grammatikdiskurs* (der sich vom *öffentlichen Grammatikdiskurs* unterscheidet, den Christa Dürscheid in ihrem Beitrag zum vorliegenden Band anspricht).

Viele Texte, die sich als diskursgrammatische begreifen, weisen bis jetzt einen stark programmatischen und empirisch selektiven Charakter auf. Vorwiegend fokussieren sie diskursgrammatische Teilbereiche und Subsysteme. Für integrative Betrachtungen und integrale theoretische Modellierungen diskursgrammatischer Gesamtsysteme scheint es noch zu früh zu sein.

Der Gedanke, dass eine *Diskursgrammatik* diskursanalytisch als Grammatikdiskurs erforschbar ist, führt dazu, Grammatik als sozial situierte, gesellschaftlich geprägte und die Gesellschaft prägende und gesellschaftlich ausverhandelte Größe zu verstehen. Diese Sicht vertritt auch der Literaturwissenschaftler Robert Stockhammer, wenn er hervorhebt, dass Grammatik eine gesellschaftliche Institution sei und dass das „grammatische Wissen [...] Macht ist, die vor allem in der Regulierung des Fremden mit den Mitteln der Schrift ausgeübt und in Literatur reflektiert wird.“ Grammatik sei Produkt einer Setzung, die über Normautoritäten in Bildungseinrichtungen gelehrt werde (Stockhammer 2014, 12–13).

3.1 Gebrauchsorientierte Diskursgrammatiken

Im Laufe der letzten Jahrzehnte wurden verschiedene diskursgrammatische Projekte in Angriff genommen, die satz-, text- und gesprächsübergreifende Regularitäten und Regeln des Gebrauchs einer bestimmten Einzelsprache oder einer einzelsprachspezifischen Varietät identifizieren und unter Einbezug der sozialen und historischen Dimension geordnet zu beschreiben, zu erklären und zu begründen versuchen.

Einen der frühesten derartigen Versuche unternahm Robert Longacre in seinem 1983 publizierten Buch mit dem Titel „A Grammar of Discourse“, das 1996 in überarbeiteter zweiter Auflage erschien (Longacre 1983/1996). Im Anschluss an Zellig Harris (1952), der Diskursanalyse als deskriptive Grammatik über die Satzgrenze hinaus zu betreiben vorschlug, entwirft Longacre Grundzüge einer strukturalistischen Textgrammatik, die sich in die Tradition des Distributionalismus und der Tagmemik stellt. Zwischen *Text*- und *Diskursgrammatik* wird von ihm nicht unterschieden, beide Begriffe werden austauschbar verwendet. Longacres Diskusbegriff ist gleichermaßen auf mündliche wie auf schriftliche Rede bezogen (Longacre 1983, 1). Hierarchisierung dient diesem grammatischen Zugang als Organisationsprinzip für Oberflächenstrukturen und die Konstituentenstruktur von Diskursen. Diese *Grammatik des Diskurses* ist nur punktuell pragmatisch ausgerichtet und zielt auf eine inhaltsabgewandte, sprachenübergreifende Betrachtung von narrativen, expositorischen, prozeduralen und verhaltensbezogenen (*behavioral*) Textstrukturen, die diskurstypologisch eingeordnet werden. In seiner stark textlinguistisch ausgerichtete Diskursgrammatik bezieht Longacre unter anderem auch temporale, kausale, adversative und andere Textstrukturen, Kasusrollen (Agens, Patiens, Zweck, Quelle usw.), Frames und Dialogstrukturen (z. B. Adjazenzpaare) mit ein:

We are not concerned whether a text is about chickens, turkeys, or other barnyard fowl, about the love life of the ancient Greeks, about energy alternatives for America in the late 20th century, or a humorous dialogue between parents and teenagers. Rather, we are concerned in this volume with such features as plot progression in a narrative from stage to inciting incident to further build-up to a climax of confrontation to denouement and to final resolution; with dialogue relations such as question-answer, proposal-response, remark-evaluation; with ways of combining predications according to coupling, contrast, temporal succession, temporal overlap, causation, paraphrase, and the like; and with the world of role relations such as patient, experiencer, agent, goal, and source. (Longacre 1983, xvi).

Die von Michael Halliday initiierte und von ihm sowie anderen seit den 1970er Jahren ausgearbeitete *Systemisch-Funktionale Grammatik* (*Systemic Functional Grammar*) versteht sich als Grammatiktheorie, welche die paradigmatische, systemische Organisation der lexiko-grammatischen Ressourcen zur Bedeutungskons-

tition ins Zentrum der analytischen Aufmerksamkeit rückt (Matthiessen/Teruya/Lam 2010, 215). Sie strebt danach, Diskurs systematisch mit grammatischen und sozialen Kategorien zu verknüpfen und interessiert sich bei der Herstellung dieser Verbindungen besonders für diskurssemantische Aspekte, also dafür, wie mit der Sprache, verstanden als funktional ausdifferenziertes System von semiotischen Ressourcen, Bedeutungen erzeugt werden (Halliday 1994; Halliday/Matthiessen 2004; Martin 1992; Martin/Rose 2003). Die Systemische Funktionale Grammatiktheorie unterscheidet zwischen zahlreichen, zumeist strikt disjunktiv (binär oder triadisch) konzipierten Subsystemen von funktionalen Kategorien, die als Netzwerke repräsentiert werden. Sie ist bestrebt, die soziale Motiviertheit in diese semiotischen Subsysteme einzubeziehen. Eben deshalb erweist sich Systemisch Funktionale Linguistik auch für verschiedene Varianten der Kritischen Diskursanalyse als attraktiv, die sich für den Konnex grammatischer Muster mit sozialen Beziehungen, darunter auch Machtbeziehungen, interessieren. Zu diesen Varianten zählt der auf Multimodalität spezialisierte soziosemiotische Ansatz von Gunther Kress und Theo van Leeuwen. Kress und van Leeuwen knüpfen an den systemisch-funktionalen Theorierahmen an, wenn Sie versuchen, das Grammatikmodell auf visuelle Kommunikation anzuwenden und eine *Grammar of Visual Design* (Kress/Van Leeuwen 1996/2006/2021) auszuarbeiten.

Als erster diskursgrammatischer Ansatz im deutschsprachigen Raum kann die seit Beginn der 1970er Jahre in Ausarbeitung begriffene Funktionale Pragmatik aufgefasst werden (Redder 1990; Ehlich 2007; Hoffmann 2009; Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, 98–591; Hoffmann 2021). Die radikal pragmatisch und zudem stark sprachsoziologisch und sprachpsychologisch geprägte Funktionale Pragmatik weist seit ihren Anfängen einen starken und systematischen Fokus auf Grammatik auf. Sie ist bestrebt, nach dem Prinzip der reflektierten Empirie eine umfassende diskurs- und textbasierte Handlungstheorie zu entwickeln, die systematisch zwischen *Diskurs* und *Text* unterscheidet (siehe dazu unten) und die mentale sowie interaktionale Handlungseinheiten von unterschiedlicher Komplexität diskursanalytisch aufeinander bezieht – mit Blick auf den musterhaften Zusammenhang von sprachlichen Mitteln bzw. Formen und sprachinternen sowie sprachexternen Zwecken bzw. Funktionen. Dabei stellt sie z. B. schulgrammatische Kategorien wie *Pronomen*, *Präposition* und *Interjektion* in Frage und erweitert Karl Bühlers Zweifelderlehre zu einer Fünf-Felder-Theorie. Diese differenziert neben dem *Symbolfeld* und dem *Zeigfeld* zwischen dem *Lenkfeld*, *Malfeld* und *Arbeits-* bzw. *Operationsfeld* und, darauf aufbauend, zwischen *symbolischen*, *deiktischen*, *lenkenden* (*expeditiven*), *malienden* und *operativen Prozeduren*.

Mit der Systemisch Funktionalen Linguistik teilt die seit der Jahrtausendwende in Ausarbeitung befindliche *Funktionale Diskursgrammatik (Functional Discourse Grammar)* die Überzeugung, dass Syntax nicht losgelöst von Pragmatik

und Semantik betrachtet werden kann. Die Funktionale Diskursgrammatik baut auf Simon C. Diks Funktionaler Grammatik auf (Dik 1978, 1997). Sie begreift sich als Teil einer Theorie der verbalen Interaktion. Auch wenn sie Pragmatik als prioritär einstuft und stark funktionalistisch ausgerichtet ist, schlägt sie einen Mittelweg zwischen funktionaler und formaler Sprachanalyse ein; Teile sind sehr formalistisch geprägt. Sie betrachtet *Diskursakte* und nicht Sätze als zentrale Untersuchungseinheiten, strebt nach „typologischer Neutralität“ und unterscheidet bei der theoretischen Konzeptualisierung grammatischer Operationen – strikt hierarchisch – zwischen den vier Beschreibungsbereichen der interpersonalen, repräsentativen, morphosyntaktischen und phonologischen „Ebene“ (Givon 1983; 1995; Hengeveld 2004; Hengesveld/Mackenzie 2000; Hengesveld/Mackenzie 2008; Heine/Kaltenböck/Kuteva/Long 2013; Contreras-García/García Velasco 2021).

Etliche Konstruktionsgrammatiken – darunter auch solche, die eine Brücke zur Interaktionalen Linguistik schlagen – sind ebenfalls stark diskursgrammatisch orientiert (Croft 2001; Bybee 2006; Ziem/Lasch 2013; Günthner/Bücker 2009; Günthner/Imo/Bücker 2014; Bücker/Günthner /Imo 2015): Sie nehmen grammatische Konstruktionen als feste sprachliche Form- und Bedeutungsgefüge von unterschiedlicher semiotischer Extension in konkreten diskursiven Gebrauchskontexten in den Blick. Die grammatischen Funktionen dieser Konstruktionen bestimmen sie zum einen mit Schwerpunkt auf der kognitiven und semantischen (insbesondere diskurssemantischen) Relevanz. Interktionale Linguistik ist bemüht, konstruktionsgrammatische Analysen mit der Analyse der sprachlichen Organisation von Interaktionen zu verbinden (Günthner/Imo 2006; Günthner 2009; Auer/Maschler 2013 usw.; siehe auch die beiden Beiträge von Imo und Günthner in diesem Band). Kognitiv ausgerichteten diskursbezogenen Konstruktionsgrammatiken liegen theoretische Aussagen wie die folgenden zugrunde: „Most fundamentally, Cognitive Grammar makes contact with discourse through the basic claim that all linguistic units are abstracted from usage events, i. e., actual instances of language use“ (Langacker 2001, 144).

Die stark sprachhistorisch ausgerichtete Grammatikalisierungsforschung ist für Diskursgrammatik sehr relevant, auch wenn sie ohne diskurslinguistische Rahmung und ohne einen theoretisch explizierten und differenzierten Diskursbegriff auskommt, sondern unter *Diskurs* schlicht mündlichen oder schriftlichen Sprachgebrauch oder öffentlichen medialen Diskurs versteht (Diewald 1997; Haspelmath 2002; Nübling, Dammel/Duke/Szczeplaniak 2017).

Zudem sei in dieser nicht exhaustiven Aufzählung die strikt sprachgebrauchbasierte Korpusgrammatik angeführt, die mit Hilfe moderner korpuslinguistischer Methoden sehr große Textkorpora auf die Variabilität grammatischer Strukturen hin untersucht und dabei zum Beispiel grammatische Variation in standardsprachlichen und standardnahen Korpora des Deutschen in Abhängig-

keit von sprachinternen und sprachexternen Faktoren zu erfassen trachtet. Ziel der Korpusgrammatik ist es, auf der Basis sehr vieler authentischer, elektronisch erfasster und mit Annotationen und Metadaten angereicherter Sprachdaten eine noch größere Beschreibungsgenauigkeit zu erreichen, als sie vielen herkömmlichen Grammatiken bisher möglich war. Mit den sehr hohen deskriptiven Ansprüchen geht der Verzicht darauf einher, eine umfassende oder gar vollständige kodifizierte Grammatik zeitnah anzubieten. Daher werden laufend „Bausteine“ geliefert, die das Mosaik der Grammatik immer mehr vergrößern, ohne je Vollständigkeit zu erreichen (Bubehofer/Konopka/Schneider 2013; Fuß/Konopka/Wöllstein Hg. 2019; Konopka/Wöllstein/Felder Hg. 2020; Konopka/Wöllstein/Felder Hg. 2021; Konopka/Wöllstein/Felder Hg. 2024).

Zentrale Grundannahmen der eben genannten gebrauchsorientierten Diskursgrammatiken oder diskursgrammatisch relevanten Projekte sind unter anderem die folgenden sieben:

1. Syntax ist kein autonomer sprachlicher Bereich, sondern hängt erstens wesentlich von der Pragmatik ab, also von Faktoren, die sich auf die Sprecher:innen, Hörer:innen, die situationalen und insbesondere zeitlichen und räumlichen Gegebenheiten (darunter verschiedene Verweisräume wie den Wahrnehmungsraum, Textraum und Vorstellungsraum), den sprachlichen Handlungscharakter und damit verbunden auch die sozialen Funktionen und Praktiken beziehen. Zweitens ist Syntax untrennbar mit Semantik verbunden.
2. Sprachliche Form-Inhalts-Funktions-Zusammenhänge sind sozial determiniert bzw. konventionalisiert und umgekehrt.
3. Die grammatische Betrachtung transzendierte den Satz und die Sprechhandlung als Untersuchungsobjekte in Richtung Satzverknüpfung, Sprechhandlungsverknüpfung, sprachliches Handlungsmuster, Text, Textart, Texttyp, Gespräch, Gesprächsart, Gesprächstyp, Diskurs, Diskursart, Diskurstyp, Diskursform, Diskurssystem, Multimodalität, Diachronie, Interdiskurs und Interdiskursivität.
4. Diskursgrammatik versteht sich zumeist als Gegenprojekt zu kontextabstrakter und universalistisch orientierter Generativer Grammatiktheorie.
5. Historizität ist für die funktional ausgerichteten Diskursgrammatiken wichtiger als für viele andere Grammatiken, wenn es darum geht zu rekonstruieren, wie Grammatik entsteht und wie sich die Zusammenhänge von Form/Mittel, Inhalt und Funktion im gesellschaftlichen Gebrauch von Sprache diachron verändern und grammatisch sedimentieren (Stichwort „funktionale Etymologie“, wie sie von der Funktionalen Pragmatik betrieben wird, und Stichwort „Grammatikalisierungsforschung“).
6. Die kognitive Dimension nehmen viele diskursgrammatischen Projekte wichtiger als herkömmlichen Grammatiken. Das zeigt sich unter anderem dort, wo sie den Fokus auf mentale Prozesse bei der Sprachproduktion und Sprachre-

zeption, auf erwartungs- und verstehensrelevantes Wissen und auf die grammatische Konstitution und Indikation von Wissen legen.

7. Diskursgrammatiken sind zumeist stark empirisch ausgerichtet. Korpora von Texten, Gesprächen und Gesprächstranskripten spielen in den meisten diskursgrammatischen Ansätzen eine zentrale Rolle als empirische Basis ihrer Forschung, weil Korpora als Ausschnitte aus der diskursiven Wirklichkeit den tatsächlichen Sprachgebrauch in Gesellschaften zumeist verlässlich repräsentieren (Korpuspragmatik usw.).

3.2 Zur Vielfalt des Verständnisses von *Diskurs* in diskursgrammatischen Ansätzen

Wie gesagt, hängt die Frage, was eine Diskursgrammatik ausmacht, entscheidend davon ab, welches Verständnis von *Diskurs* sie zugrunde legt. Da in der diskursbezogenen Sprachwissenschaft, die sich mit grammatischen Fragen beschäftigt, eine Vielfalt an unterschiedlichen Auffassungen von *Diskurs* kursiert, sind auch die Konzeptionen von Diskursgrammatik entsprechend vielfältig.

Eliche der erwähnten diskursgrammatischen Projekte legen ein recht unspezifisches Verständnis von *Diskurs* zugrunde. Sie verstehen darunter gesellschaftlich situierten authentischen Sprachgebrauch, der mündlich oder schriftlich ist und die Satz- und Äußerungsgrenze transzendierte, sich also in schriftlichen Texten und Textkorpora oder Gesprächen und Interaktionen bzw. Korpora von Gesprächs- und Interaktionstranskripten manifestiert.

Ein spezifisches Diskursverständnis hat die Funktionale Pragmatik terminologisiert, die seit Anfang der 1970er Jahre als erste Form von Diskursanalyse im deutschen Sprachraum in Erscheinung trat. Sie bestimmt *Diskurs* begrifflich als sprachliches Handeln in Kopräsenz der Interagierenden mittels Prozeduren, Akten (d. h. Äußerungsakten, propositionalen Akten und illokutionären Akten), Sprechhandlungen, Sprechhandlungsabfolgen, sprachlichen Handlungsmustern, Diskurstypen, Diskursarten, Diskursformen usw. Diskurs zeichnet sich dieser Konzeption nach (1.) durch eine zumindest partielle wechselseitige sinnliche Wahrnehmbarkeit der simultan und räumlich Anwesenden, (2) durch eine dadurch möglich werdende unmittelbare Handlungskoordination der Interagierenden, (3) durch die Flüchtigkeit des Geäußerten und (4) durch die Wahrnehmbarkeit des Sprachproduktionsprozesses aus. Diesem prototypisch auf gesprochene Interaktionen und Gespräche bezogenen Diskusbegriff steht in der Funktionalen Pragmatik ein Textbegriff gegenüber, der sich (1) durch fehlende Kopräsenz der Interagierenden in der Sprechsituation des Hier und Jetzt, (2)

durch fehlende Möglichkeiten einer unmittelbaren Handlungskoordination der Sprachproduzent:innen und Sprachrezipient:innen, (3) durch die Verdauerung des Sprachprodukts über den Augenblick der Sprachproduktion hinaus und (4) durch die Nicht-Wahrnehmbarkeit der Sprachproduktion auszeichnet. Auf diesem Diskursverständnis aufbauend ist *Diskursgrammatik* einerseits das System des sprachlichen Handelns im Bereich der mündlichen Interaktion (siehe dazu genauer Hoffmann in diesem Band) bzw. die wissenschaftliche Systematik der Formen und Mittel sprachlichen Handelns im Bereich der mündlichen Interaktion, die funktional der Erfüllung kommunikativer Aufgaben und Zwecke dienen. Allerdings lehnt die Funktionale Pragmatik die Annahme einer eigenständigen, nur auf mündliche Sprache bezogenen Grammatik ab, die sich von einer Textgrammatik abheben würde, weil sie – die sie durch und durch pragmatisch orientiert ist und damit das sprachliche Handeln in den Mittelpunkt ihrer Sprachtheorie stellt – Diskursgrammatik als Fundament von menschlicher Verständigung insgesamt ansieht (siehe Hoffmann in diesem Band).

Die strukturalistische Diskursgrammatik und die Funktionale Diskursgrammatik greifen auf ein sehr allgemeines Verständnis von Diskurs zurück. Sie verstehen *Diskurs* als Sprache im Kontext und als regelgeleiteten, gesprochenen und geschriebenen Sprachgebrauch (Longacre 1983, 1) der – als satzübergreifende Einheit – aus Diskursakten variabler Größe besteht. In einem hierarchisch ascendenden Modell unterscheidet Longacre (1983, 275–295) zwischen acht „Ebenen“: *Morphem, Stamm, Wort, Phrase, Teilsatz (clause), Satz, Paragraph, Diskurs*. Die oberste „Ebene“ des Diskurses inkludiert alle anderen „Ebenen“ und sprachlichen Einheiten. Zu den diskurstypologischen Differenzierungen, die Longacre (1983) vornimmt, zählen die Unterscheidung zwischen *monologischem* versus *dialogischem Diskurs* und die Distinktion zwischen *narrativem*, *prozeduralem* (*ein-schließlich instruktivem*), *verhaltensbezogenem* (z. B. *hortatorischem/mahnendem, versprechendem und euologischem*) und *expositorischem Diskurs*. In der Funktionalen Diskursgrammatik von Hengesveld und Mackenzie (2008, 1–45), die sich als Theorie der Organisation natürlicher Sprachen und des natürlichen Sprachgebrauchs begreift, wird auch ein hierarchisches „Ebenenmodell“ entworfen, allerdings eines, das von oben nach unten gerichtet ist (*top-down*). Sie stellt Diskursakte (*discourse acts*) und „Züge“ (*moves*) als wichtige Kategorien ins Zentrum ihres funktionalen Modells. Ein *Diskursakt* wird als kleinste identifizierbare Einheit kommunikativen Verhaltens bestimmt und ein *Zug* als Kombination von Diskursakten bzw. minimale freie Diskurseinheit, die er ermögliche, zu einer *Austauschstruktur (exchange structure)* zu gelangen (Hengesveld, Mackenzie 2008, 4). Die Funktionale Diskursgrammatik unterscheidet zwischen zwei „Ebenen der Formulierung“, nämlich der funktionalen interpersonalen „Ebene“ (Pragmatik) und der repräsentativen „Ebene“ (Semantik), und zwei „Ebenen der Enkodie-

rung“, nämlich der morphosyntaktischen „Ebene“ (Morphosyntax) und der phonologischen „Ebene“ (Phonologie).

Die systemisch-funktionale Grammatik fasst *Diskurs* allgemein als Sprache im sozialen Kontext (Martin/Rose 2003, 3–7). Sie differenziert nicht immer klar zwischen Diskurs und Text. Zwei allgemeine Perspektiven schlägt sie vor, um Diskursphänomene zu betrachten. (1.) Die *stratifizierende Perspektive* untersucht das Zusammenspiel von Grammatik, Diskurs und sozialem Kontext, wobei sie die drei genannten Bereiche als „Ebenen“ (*levels* oder *strata*) metaphorisiert. Das Verhältnis zwischen den drei „Ebenen“ bestimmen Martin/Rose (2003, 4) als inklusives: Diskurs ist ihnen zufolge in soziale Aktivität eingebettet und Grammatik in Diskurs. (2.) Die *zweite Perspektive* ist *metafunktional* ausgerichtet. Wer sie einnimmt, untersucht, wie die drei allgemeinen sprachlichen Metafunktionen im sozialen Kontext erfüllt werden, also die *ideationale*, *interpersonale* und *textuelle Metafunktion*. Die *ideationale* Metafunktion repräsentiert unsere Erfahrung. Sie entspricht Bühlers Darstellungsfunktion. Die *interpersonale* Metafunktion stellt unsere sozialen Beziehungen her. In dieser Metafunktion sind Bühlers Ausdrucks- und Appellfunktion miteinander verwoben. Das wird besonders deutlich, wenn wir uns daran erinnern, dass Bühler die Ausdrucksfunktion zunächst als *Kundgabefunktion* bezeichnet hat – *Kundgabe* impliziert *Kundnahme* und damit eine soziale Beziehung. Die *textuelle Metafunktion* erfüllt die Aufgabe, Diskurs als bedeutungsvollen Text zu organisieren (Martin/Rose 2003, 3). Die unterschiedlichen Perspektiven auf Diskurs, d. h. die diskursanalytische, grammatischen und sozialwissenschaftliche Perspektive, bringen Martin und Rose folgendermaßen auf den Punkt:

In SFL, discourse analysis interfaces with the analysis of grammar and the analysis of social activity, somewhere between the work of grammarians on the one hand and social theorists on the other. This has partly to do with the size of what we're looking at; texts are bigger than a clause and smaller than a culture. Grammarians are particularly interested in types of clauses and their elements. But texts are usually bigger than single clauses, so a discourse analyst has more to worry about than a grammarian (expanded horizons). By the same token, cultures manifest themselves through a myriad of texts, and social theorists are more interested in how social contexts are related to one another than in how they are internally organized as texts (global horizon). Discourse analysis employs the tools of grammarians to identify the roles of wordings in passages of text, and employs the tools of social theorists to explain why they make the meanings they do. (Martin/Rose 2003, 3–4)

Diskursanalyse ist, so gesehen, die Analyse von sozialer Praxis mit Hilfe des analytischen Rüstzeugs, das Grammatiker:innen zur Verfügung stellen, wobei sie zu berücksichtigen gedenken, dass das sozialwissenschaftliche Wissen auf die grammatische Modellbildung zurückwirkt, weil es den Blick für die sozialen Aufgaben

schärft, die mit Hilfe konventionalisierter und damit auch grammatisch institutionalisierter sprachlicher Ressourcen erfüllt werden sollen.

Die enge Verquickung von sozialer Aktivität, Diskurs und Grammatik versuchen Martin und Rose zu systematisieren. Den verschiedenen Kapiteln ihres Buches widmen sie jeweils unterschiedliche *Diskurssysteme*. Unter *Diskurssystemen* verstehen sie Bedeutungszusammenhänge, die mit den drei sprachlichen Metafunktionen und mit spezifischen systemisch-funktionalen Kategorien verbunden sind (siehe Table 1.1 mit der Überschrift „Chapters, discourse systems and metafunctions“ in Martin/Rose 2003, 7). Das Diskurssystem, das Ereignisse miteinander verknüpft (*connecting events*) und im Kapitel zur Konjunktion behandelt wird, involviert unseres Erachtens nicht nur die ideationalen, sondern auch die textuelle Metafunktion, das wäre in der Tabelle aus unserer Sicht zu ergänzen:

Tab. 1: Kapitel, Diskurssysteme und Metafunktionen
(aus: Martin/Rose 2003, 7, Table 1.1).

Chapters	Discourse systems	Metafunction
Appraisal	„negotiating attitudes“	interpersonal
Ideation	„representing experience“	ideational
Conjunction	„connecting events“	ideational
Identification	„tracking people and things“	textual
Periodicity	„the rhythm of discourse“	textual

Im deutschsprachigen Raum wird Diskursgrammatik in den letzten Jahren immer öfter als wichtiger Bestandteil von Diskurslinguistik behandelt (Warnke/Karg 2013; Warnke/Wildfeuer/Schmidt-Brücken/Karg 2014; Schmidt-Brücken 2015). Das geht auch aus Beiträgen des vorliegenden Bandes hervor. Einen einflussreichen diskurslinguistischen Diskursbegriff haben Warnke/Spitzmüller (2008) vorgelegt. Sie charakterisieren *Diskurs* unter anderem als performanzbezogene und transtextuelle Einheit mit einer komplexen Morphologie – man notiere die grammatische Metapher –, die über das Sprachliche hinausgeht (Warnke/Spitzmüller 2008, 5). Warnke und Spitzmüller führen viele begriffliche Bestimmungselemente für Diskurse an, wobei sie den Hauptfokus stark auf semantische, textlinguistische und soziolinguistische und weniger auf pragmatische Aspekte legen. *Diskurs* bestimmen sie als transtextuelle Struktur, die sich durch Intertextualität und thematisch-funktionale Kohärenz auszeichnet und als Textverbund sowie Gebrauchs- bzw. Wissensformation konstituiert wird (Warnke/Spitzmüller 2008, 14). Zur komplexen Morphologie von Diskursen zählen sie unter anderem *Aussagen*, *Praktiken*, *Macht*, *Verhalten*, *Visualität* und *Stimme*. In ihrer diskurslinguistischen Mehr-Ebenen-Analyse (DI-MEAN) spüren sie der Diskursmorphologie nach, indem sie (a) intratextuelle Be-

ziehungen (wortbezogen, propositional und textbezogen), (b) involvierte Akteur:innen (in Bezug auf Interaktionsrollen, Diskurspositionen und Medialität) und (c) transtextuelle Beziehungen (in Bezug auf Intertextualität, Schemata, diskurssemantische Grundfiguren, Topoi, Frames, Soziosymbolik, indexikalische Ordnungen, Historizität, Ideologien, Mentalitäten und weitere Punkte) fokussieren (Warnke/Spitzmüller 2008, 23–45; Spitzmüller/Warnke 2011, 135–201).

Manche Spielarten der Kritische Diskursanalyse versuchen ebenfalls, detailliertes grammatisches Wissen einzubeziehen – ohne selbst allerdings eine eigene Diskursgrammatik im umfassenden Sinn auszuarbeiten. Gleichwohl sind diskursgrammatische Fragen für die Kritische Diskursanalyse von Bedeutung. Der dialektisch-relationale Ansatz Norman Faircloughs und der soziosemiotische Ansatz von Gunther Kress sowie Theo van Leeuwen beziehen die Grundlagen der Systemisch-Funktionalen Grammatik mit ein. Teun van Dijk richtet seinen soziokognitiven Ansatz sehr nach der kognitiven Grammatik aus (siehe auch Hart 2014). Der Diskurshistorische Ansatz baut teilweise auf Systemisch-Funktionaler Grammatik auf und bindet in etlichen Untersuchungen den grammatischen Zugang der Funktionalen Pragmatik eng mit ein. Der in der Kritischen Diskursanalyse vorgeschlagene Diskursbegriff ist recht heterogen (siehe dazu genauer Reisigl 2018a). Im Wiener Ansatz, der auch als *Diskurshistorischer Ansatz* bekannt ist, wird *Diskurs* als soziale Praxis und kommunikative sowie interktionale Großeinheit bestimmt. Diskurs schafft, repräsentiert, reproduziert und verändert soziale Wirklichkeit. Er setzt sich aus Texten, Gesprächen, Interaktionen und anderen semiotischen Ereignissen sowie Handlungseinheiten zusammen, die von Akteur:innen als funktionale Sprache im sozialen Kontext produziert, distribuiert und rezipiert werden. Diese Einheiten sind grammatisch bestimmt und Kommunikationstypen, Diskurs- und Textarten sowie anderen semiotischen Handlungsmustern zugeordnet. Diskurs ist als sozial konstitutive und sozial konstituierte semiotische Praxis in sozialen Handlungsfeldern situiert, in denen mit Hilfe von Dispositiven (telischen Komplexen aus Diskurs, Wissen, Macht) soziale Ordnung organisiert wird, in denen soziale Bedingungen und Beziehungen (Positionen) hergestellt, Institutionen bzw. Organisationen eingerichtet, Wissen, Ideologien, Identitäten bzw. Habitus und Subjekte (re)produziert und dabei Machtverhältnisse hervorgebracht und transformiert werden. Diskurs wird von sozialen Akteur:innen in diesen sozialen Handlungsfeldern problembezogen und multiperspektivisch (argumentativ) um strittige Themen und Geltungsansprüche wie Wahrheit und normative Richtigkeit herum entfaltet. Er ist, so wie seine grammatischen Grundlagen, historisch veränderlich und geht mit sozialem Wandel einher, bereitet diesen aber auch vor und organisiert ihn (Reisigl 2018b, 51-52). Dieses breite Diskursverständnis legt einen diskursgrammatischen Kern nahe, der sich auf verschiedenste Voraussetzungen, Ressourcen und Facetten der institutionalisierten semiotischen

Praxis und der Typizität des kommunikativen Austauschs bezieht, die Diskurse ermöglichen und prägen.

4 Beispiele für diskursrelevante grammatische Phänomene

Es ist uns nicht möglich, in unserer Einführung einen Gesamtüberblick über alle diskursiven Phänomene zu bieten, die bis jetzt empirisch untersucht und diskursgrammatisch erfasst wurden. Es kommen in den letzten Jahren jedenfalls immer mehr diskursive Phänomene hinzu, die auf diskursgrammatisches Interesse stoßen. Zu diesen Phänomenen zählen unter anderem die folgenden:

1. *Diskurstypen* (z. B. narrativ, argumentativ, explikativ, deskriptiv, instruktiv), *Diskursarten, Diskursformen* (Longacre 1983; Sandig 1991; Hoffmann 2018; Hoffmann 2021, 551–617);
2. *Organisation der Informations- und Wissensstruktur*, darunter z. B. Thema-Rhema-Struktur und Generizität sowie Determination im Diskurs (Halliday 1994; Halliday/Matthiessen 2004; Paltridge 2007, 145–150 usw.; Schmidt-Brücken 2015; Weber 2021);
3. *Konnexion in Text und Diskurs*, darunter z. B. deiktisch basierte Konnexität und Relationen der Kausalität (Redder 1990; Rehbein/Hohenstein/Pitsch 2007; Redder/Guckelsberger/ Graßer 2013; Martin 1992; Martin/Rose 2003, 110–144; Paltridge 2007, 127–144);
4. *Diskursgrammatik als Linguistik indexikalischer Ordnungen; Indexikalität, Deixis, Phorik im sozialen Zusammenhang*: Konstruktionen als Indikatoren politisch-gesellschaftlicher Bedingungen, „Personalpronomina“/Deiktika als Mittel der diskursiven Konstruktion von Kollektivität (Müller 2013; Müller 2015; Kromminga 2022);
5. *Lenkfeld und expeditive Prozeduren: Interjektionen, Diskurspartikeln / Diskursmarker im Gespräch, Imperativ* (Ehlich 1986; Reisigl 1999; Nübling 2001; Heine 2013; Imo 2022);
6. *sprachliche und visuelle Repräsentation sozialer Akteur:innen*, z. B. im Zusammenhang mit Nominalisierung, Passivierung usw. (Van Leeuwen 1996);
7. *Grammatik der visuellen Kommunikation* (Kress/van Leeuwen 1996/2006/2021);
8. *Nominal-, Transitiv-, Possessiv-, Präpositionalkonstruktionen usw. als kontextsensitive Gestalten* (Müller 2018);

9. *Grammatikalische Phänomene in der gesprochenen Sprache*, u. a. diskursabhängige Wortordnung (beim Erzählen), Topikalisierung, Verberststellung (z. B. Auer/Maschler 2013; Hoffmann 2018);
10. *Flexionsbezogene Phänomene, darunter diskursbedingter Tempuswandel*, z. B. Präteritumsschwund im Oberdeutschen (Abraham/Conradie 2001), Variation in der Reihenfolge aufeinanderfolgender attributiver Adjektive (Münzberg/Hansen 2020; Münzberg/Bildhauer 2020) und Schwankungen zwischen starker und schwacher Substantivflexion (Weber/Hansen 2024);
11. *Wortbildungsphänomene*, z. B. die Formation und Transformation von Adverbien (Brandt 2020);
12. *sozial bedingte und prägende Muster der Verteilung von Passiv, Aktiv, Medium im Diskurs* (Abraham/Givón/Thompson 1995; Van Leeuwen 1996);
13. *standardsprachliche Variation im Spannungsfeld zwischen korpusbasierter empirischer Deskription, Sprachideologie und Sprachpolitik* (z. B. Davies/Buhober/Schmidlin/Wagner/ Wyss 2017; Dürscheid et al. 2018; Dürscheid/Schneider 2019; Krome/Habermann/Lobin/Wöllstein 2024).

Einige der hier aufgelisteten diskursiven Phänomenkomplexe und Fragestellungen werden in den nachfolgenden Beiträgen des Buches erörtert. In ihnen finden sich aber auch weitere diskursgrammatische Phänomene, die in dieser Liste noch nicht aufscheinen.

5 Zum Inhalt der Beiträge dieses Bandes

Für die Beiträge des vorliegenden Bandes dienten unter anderem vier Leitfragen als Impulse:

1. Wie entsteht Grammatik?
2. Wie variiert Grammatik?
3. Wie wirkt Gesellschaft auf Grammatik – und umgekehrt?
4. Wie hängen Zeichenmodi, Situation, grammatische Gestaltung zusammen?

Nicht jede der vier Fragen ist für jeden der Beiträge gleichermaßen relevant, und viele weitere Beiträge werden zukünftig nötig sein, um die verschiedensten Facetten dieser inhaltlich sehr weit ausholenden Fragen zu beantworten.

Bei der Beantwortung aller vier Fragen ist das Konzept ‚Diskurs‘ zentral. Grammatik entsteht im Diskurs, natürlich auf der Grundlage der spezifischen biologischen Ausstattung von uns Menschen, und zwar phylogenetisch ebenso wie ontogenetisch. Grammatik verändert sich im Diskurs zwischen verschiedenen

Menschen und Menschengruppen an den verschiedenen geographischen und sozialen Orten und in den vielfältigen Situationen und im Wandel der Zeiten, sodass Grammatiken innersprachlich und zwischensprachlich variieren. Diese diskursbasierten Veränderungen und Variationen werden gesellschaftlich mitbedingt. Dabei wird die grammatische Gestaltungsbildung maßgeblich von der Entwicklung und Wahl der verschiedenen semiotischen Modi und von den variierenden Parametern der kommunikativen Situation mitgeprägt.

Beim Lesen der nachfolgenden Beiträge können die vier Fragen – neben vielen anderen Gesichtspunkten – als mögliche rote Fäden dienen. Sie werden vielleicht nicht immer sofort erkennbar sein, sind aber in die feinen thematischen Texturen der Beiträge eingeflochten.

Jan Georg Schneider widmet seinen Beitrag der diskursgrammatisch zentralen Frage, wie Sprachsystem, Sprachgebrauch und Normativität zusammenhängen. Er erörtert diese Frage auf der Grundlage eines semiotisch-pragmatischen Grammatikmodells, das Ferdinand de Saussures Begriffspaar von Langue und Parole mit Christian Stetters Konzept der Exemplifikation verbindet. Sein Thema ist im Konkreten die sprachliche Typenbildung bzw. Schematisierung durch Exemplifikation. Die Dialektik zwischen Parole als sprachlicher Aktualisierung und Langue als sprachlichem Potenzial veranschaulicht Schneider an verschiedenen Beispielen, darunter Beispielsätzen wie *Das geht ja gar nicht!* und *Wie geht es Dir?* und Genderpraktiken. Schneiders Ausführungen machen deutlich, dass grammatische Verfestigungen in sozialen Prozessen erfolgen, dass Grammatik gewissermaßen geronnener Diskurs ist. Langue kann daher nicht als starres, sondern muss als offenes, wandelbares System von Potenzialen der Semiose begriffen werden, das sich unter dem Einfluss der Parole verändert, welche die Typenbildungsprozesse im sozialen Gebrauchsverband prägt. Schneider plädiert für eine Diskursgrammatik, die kontextsensitive Phänomene als Instanzen von Typenbildungsphänomenen begreift.

Christa Dürscheid diskutiert das Verhältnis von Diskursgrammatik und Variationslinguistik, zwei Forschungsrichtungen, die beide Sprachgebrauch untersuchen. Während Diskursgrammatik im Rahmen einer diskursbezogenen Sprachtheorie grammatische Strukturen als Diskursphänomene mit indexikalischer Bedeutung beschreibe, gehe es der Variationslinguistik darum, die Vielfalt des Sprachgebrauchs auf allen „Sprachebenen“ deskriptiv zu erfassen und mit außersprachlichen Faktoren in Zusammenhang zu bringen. Dürscheid zieht eine Zwischenbilanz zur bisherigen Forschung. Sie sieht Diskursgrammatik als Forschungsfeld der Diskurslinguistik an und geht von einem engeren diskurslinguistischen Diskursverständnis aus, das Diskurs auf transtextuelle schriftliche Strukturen begrenzt, nicht jedoch auch auf gesprächsübergreifende mündliche Interaktionen bezieht. Aus dem Bereich der Variationslinguistik greift Dürscheid die diatopische Variation he-

raus, die sie vor dem Hintergrund ihrer eigenen Forschung zur Variantengrammatik mit Blick auf die standardsprachliche Variation im deutschen Sprachraum diskutiert. Dabei greift sie unter anderem die von Spitzmüller (2022) hervorgehobene Kritik der interaktionalen Soziolinguistik an der traditionellen korrelationsorientierten Variationslinguistik auf, um dann darauf hinzuweisen, dass durch die Verwendung spezifischer Austriaizismen, Helvetismen und Teutonismen soziale Positionierungen vorgenommen werden, die von diskurslinguistischem Interesse sind. In diesem Sinne erweise sich sprachliche Variation als Index für diskursanalytisch relevante soziale Positionierungen. Zudem bezieht Dürscheid in ihre Bestandsaufnahme mit ein, dass Grammatik immer wieder auch in den Fokus der öffentlichen Sprachreflexion gerückt wird, weshalb auch der *Grammatikdiskurs* ein relevantes Thema für die diskurslinguistische Auseinandersetzung mit Diskursgrammatik sei.

Sandra Hansen und Thilo Weber zeigen vor dem Hintergrund des am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim (IDS) angesiedelten Forschungsprojekts zur Korpuspragmatik auf, welche Konvergenzen es zwischen diskurslinguistisch perspektivierter Diskursgrammatik und korpuslinguistisch fundierter Korpuspragmatik gibt. Dabei legen sie einen weiten Diskursbegriff zugrunde, der Diskurs als Sprachgebrauch ansieht, und teilen mit Müller (2018, 76) die Grundannahme, dass grammatische Strukturen aus dem Sprachgebrauch emergieren. Sobald sie die allgemeinen Zielsetzungen des Forschungsprojekts umrissen haben, werden die Konvergenzen von Diskursgrammatik und Korpuspragmatik anhand von zwei ausgewählten Studien zur standardsprachlichen Variation veranschaulicht und diskutiert, konkret mit Blick auf finite versus infinite Attributsätze und auf die Variation der Kasusflexion bei schwachen Maskulina. Zudem denken die beiden Autor:innen darüber nach, wie sich Korpuslinguistik in den Metadiskurs über Grammatik einbringen kann.

Theo van Leeuwen befasst sich in seinem soziosemiotischen Beitrag mit der Frage, wie Bewegung als semiotische Ressource im Laufe des 20. Jahrhundert zu einem multimodalen Ausdrucksmittel, einem neuen semiotischen Modus gemacht wurde. Er bezieht sich auf zahlreiche Beispiele aus der bildenden Kunst, Architektur und kinetischen Typografie, aber auch aus dem Bereich der computerbasierten Kommunikation, wobei er unter anderem Beispiele aus dem Diskurs über die Covid-19-Pandemie untersucht. Van Leeuwen entwirft innerhalb des Theorierahmens und Grammatikverständnisses der Systemisch-Funktionalen Linguistik und unter Rückgriff auf die eigenen Arbeiten zur Grammatik der visuellen Kommunikation eine Grammatik der Animation und Bewegung. *Diskurs* bestimmt er unter Rückgriff auf Foucault als sozial konstruiertes Wissen über bestimmte Aspekte der Wirklichkeit. Die Grammatik der Animation kann sich auf Wörter, Zahlen, Bilder und abstrakte grafische Elemente beziehen oder auf dynamische Prozesse der Bewegung und Veränderung visueller Elemente. Van Leeuwen bestimmt drei

Typen von Animationsprozessen: 1. Bewegungen, die entweder transaktional oder nicht-transaktional sein können, wobei nicht-transaktionale Bewegungen entweder zu Ortveränderung führen oder nicht, 2. Veränderungen von Attributen oder Identitäten bestimmter visueller Elemente und 3. Inklusionen im Sinne des Erscheinen und Verschwindens bestimmter visueller Elemente. Zudem differenziert van Leeuwen die Qualitäten von Bewegungen nach den Parametern der Richtung, Direktheit, Ausdehnung, Geschwindigkeit, Kraft, Drehbarkeit bzw. Fluidität und Regularität.

Ludger Hoffmann stellt in seinem Beitrag die Grundlagen einer Funktional-Pragmatischen Diskursgrammatik dar. Grammatik versteht er als Systematik sprachlichen Handelns. Er beginnt mit einer Darlegung des Verhältnisses von Grammatiktheorie und Diskursgrammatik – wie es sich aus der Perspektive der Funktionalen Pragmatik darstellt. Die Funktionale Pragmatik favorisiert ein Diskursverständnis, das *Diskurs* primär auf mündliche Interaktionen kopräsenter Diskursteilnehmer:innen bezieht, während Texte als kommunikative Einheiten verstanden werden, die durch eine zerdehnte Sprechsituation und eine sprechsituationsüberdauernde Stabilität gekennzeichnet sind (es kann dabei auch mündliche Texte geben; Texte sind also nicht an die schriftliche Überlieferungsform gebunden). Aus Funktional-Pragmatischer Sicht gibt es keine Diskursgrammatik sui generis, die sich von einer Textgrammatik unterscheiden würde. Vielmehr wird hier menschliche Verständigung grundlegend von einer diskursgrammatisch fundierten sprachlichen Handlungstheorie her konzipiert. Nachdem Hoffmann dies ausgeführt hat, bietet er einen Überblick über die zentralen Funktional-Pragmatischen Kategorien. Er erklärt dabei die elementaren Prozeduren der Fünf-Felder-Theorie und stellt dann syntaktische Prozeduren und Funktionskomplexe (Integration, Synthese, Koordination, Installation) vor. An Beispielen von Ausschnitten aus Gesprächstranskripten zeigt er, wie eine Funktional-Pragmatische Grammatikanalyse durchgeführt werden kann. In einem weiteren Textabschnitt befasst er sich ausführlich mit dem Verhältnis von Diskurs und Text. Dabei geht er auf Text als Potenzial für lange Sätze, auf Paradiskurs ohne Kopräsenz und Mündlichkeit und auf interaktive Texte ein. Ein wichtiges Anliegen ist Hoffmann ein Grammatikunterricht, der diskursgrammatisch ausgerichtet wird. Vor dem Hintergrund seiner detaillierten Ausführungen schließt Hoffmann mit dem Plädoyer dafür, dass jede Grammatik Diskursgrammatik sein solle.

Susanne Günthner verknüpft in ihrem Beitrag Konstruktionsgrammatik und Interktionale Linguistik. Am Beispiel palliativ-medizinischer Konsultationen untersucht sie die interaktive Funktion einer spezifischen grammatischen Konstruktion, nämlich der Konstruktion *wenn* [PRONOMEN] *ehrlich* [KOPULA]. Sie geht von der Beobachtung aus, dass Grammatikgebrauch vielfältiger und kontextabhangiger ist, als es herkömmliche Vorstellungen von Grammatik als autonomem

System abstrakter Regeln vermitteln. Das werde deutlich, wenn die form- und funktionsbezogenen interaktionalen und kognitiven Aspekte grammatischer Konstruktionen in der Forschung stärker berücksichtigt werden. Auf der empirischen Grundlage von 17, zum größten Teil äußerungsinitialen Varianten der spezifischen grammatischen Konstruktion, die sich in einem Gesprächskorpus von 72 Konsultationen zwischen Ärzt:innen und Patient:innen fanden, arbeitet Günthner detailliert heraus, wie die Gesprächsteilnehmer:innen die grammatische Konstruktion als Verfahren einsetzen, um in der Interaktion spezifische soziale Handlungen an lokale Kommunikationserfordernisse anzupassen und so intersubjektive Handlungskoordination zu erleichtern. Zudem geht aus der Studie hervor, wie der üblicherweise als Antezedens fungierende *Wenn*-Teilsatz als metapragmatisches Rahmungsformat rekonfiguiert wird. Diese Konstruktion wird in den untersuchten Palliativkonsultationen vom ärztlichen Personal als kommunikative Praktik vollzogen, um den nachfolgenden Teil des ärztlichen Redebeitrags als problematisch oder *dispräferiert* zu rahmen und damit das noch zu Sagende seines gesichtsbedrohenden Charakters zu berauben.

Wolfgang Imo befasst sich ebenfalls mit Grammatik in der Interaktion, allerdings unternimmt er eine spezifische Fallstudie zur literarischen Repräsentation von Interaktionen im Theater. Er wählt zwei historische Dramentexte Gotthold Ephraim Lessings – die beiden Komödien „Die alte Jungfer“, 1784, und „Der junge Gelehrte“, 1747 –, um darin die interaktionalen Funktionen des Indefinitpronomens *man* zu betrachten. Ausgangspunkt ist die Beobachtung von Schegloff/Ochs/Thompson (1996, 38), dass Grammatik nicht nur eine Interaktionsressource oder das Ergebnis von Interaktion darstelle, sondern dass Grammatik ein Kern von Interaktion, mithin inhärent interaktional sei. Da sein Untersuchungsgegenstand schriftliche dialogische Texte sind, bezieht Imo Arbeiten zur Interaktionalen Schriftlinguistik mit ein. Nach einer Darlegung der theoretischen und methodischen Grundlagen der Interaktionalen Linguistik, zu denen die vier Merkmale der Prozess-, Situations-, Kooperations- und Handlungsorientierung gehören, geht Imo auf die bisherige interaktionslinguistische Forschung zum unbestimmten Fürwort *man* ein. Im empirischen Teil wendet er sich den konkreten Realisierungen von *man* in den beiden Dramen zu. Die 26 Tokens von *man* im Drama „Die alte Jungfer“ sind gleichmäßig über die Figuren und repräsentierten sozialen Stände verteilt. Imo konstatiert eine Tendenz zur Clusterbildung in manchen Auftritten, was mit den interaktionalen Funktionen zu tun habe. Fünf von ihnen identifiziert er: 1. Verwendung im Kontext von Vorwurfsinteraktionen, 2. sentenzenhafte Verallgemeinerungen, 3. „neutraler“ Verweis auf nicht näher bestimmte Gruppen von Personen, auf die Gesellschaft bzw. „die Allgemeinheit“ und auf Konventionen, 4. Markierung von Ironie und 5. Formulierungssuche. In der zweiten Komödie – „Der junge Gelehrte“ – taucht das insgesamt 63 Mal zu findende

man gehäuft bei zwei Figuren auf: bei einem Diener und beim „jungen Gelehrten“, und zwar vorwiegend dann, wenn die beiden eine Unterhaltung im (pseudo) wissenschaftlichen Stil pflegen, um auf „allgemeine Wahrheiten“ Bezug zu nehmen. Das *man* erscheint hier also gehäuft im Kontext von persiflierenden Personencharakterisierungen. Die fünf Funktionen von *man*, die Imo in der zweiten Komödie identifiziert, sind: 1. Verwendung im Kontext von Vorwurfsinteraktionen, 2. sentenzenhafte Verallgemeinerungen, 3. „neutraler“ Verweis auf nicht näher bestimmte Gruppen von Personen, auf „die Allgemeinheit“ und auf Konventionen, 4. Szenarien, 5. mögliche Routineformeln. An die quantitative Auswertung schließt Imo qualitative Mikroanalysen an, ehe er die wichtigsten Ergebnisse seiner Fallstudien durch ein Fazit abrundet, das die Relevanz vergleichbarer Studien für die Interktionale Linguistik hervorhebt.

Michael Bender untersucht syntagmatische Muster des „Whataboutism“. Damit ist die Praktik gemeint, als Reaktion auf eine möglicherweise kritisch gemeinte Aussage mit einer Gegenfrage oder Gegenkritik zu antworten, die statt auf den diskutierten Sachverhalt persönlich auf den/die, Gegner/in zielt, auch oft indirekt durch eine thematische Verschiebung oder Ablenkung. Im Speziellen bearbeitet Bender Fragen des Typs *Was ist mit X?* – einerseits in Zwischenrufen im Deutschen Bundestag und andererseits in Wissenschaftsblogs. Bender zeigt, dass Fragen dieses Typs in parlamentarischen Zwischenrufen, aber auch als Frageform in Wissenschaftsblogs auffallend häufig vorkommen, jedoch diskursspezifische Unterschiede hinsichtlich der Häufigkeit funktionaler Typen aufweisen. In seinem Beitrag gibt er eine zunächst wortgrammatisch und syntaktisch orientierte Beschreibung der „Was ist mit X?“-Konstruktion, bevor er deren diskurspragmatische Eigenschaften herausarbeitet und diskutiert. Dazu führt er die Perspektiven der Konstruktionsgrammatik und der Informationsstruktur ein. Auf dieser theoretischen Basis fragt er, inwiefern es sich bei der Konstruktion um eine rhetorische Frage handelt, welche anderen Fragetypen relevant sind und welche funktionalen Aspekte berücksichtigt werden müssen (etwa Rhetorizität, Eretetizität, Propositionalität). Sein praktisches Vorgehen besteht im Kern darin, auf der Basis von N-Gramm-Analysen die Slot-Filler-Struktur und Verteilung der Konstruktion zu messen und deren Varianten zu finden. Bender unterscheidet in einer Annotationsstudie drei Diskursfunktionen der Konstruktion (tu-quoque-Funktion, thematisierende und erotetische Funktion) und analysiert diese im Beitrag an Beispielbelegen. Er zeigt, dass die von ihm untersuchte Konstruktion nicht nur – wie oft angenommen – im Zuge einer destruktiven Rhetorik gebraucht wird, sondern verschiedene Gebrauchsweisen zulässt, die durchaus auch kooperativ bzw. der thematischen Progression zuträglich sein können, von diskursiven Kontextbedingungen beeinflusst sind und diskursabhängig in unterschiedlicher Häufigkeit auftreten. Seine Studiebettet Bender in den Gesamtentwurf einer korpusgestützten Theorie des Kommentierens ein.

Am Beispiel von moralisierenden Sprachhandlungen, die auf moralische Werte verweisen, um strittige Aussagen zu untermauern, betrachtet Maria Becker in ihrem Beitrag die Rolle der Diskursgrammatik an der Schnittstelle zwischen Lexik und Pragmatik. Sie geht der Frage nach, ob von bestimmten lexikalischen Eigenschaften und/oder grammatischen Mustern so auf bestimmte pragmatische Muster geschlossen werden kann, dass sich die moralisierenden Praktiken in Texten automatisch auffinden lassen. Diese Frage untersucht Becker auf der Grundlage statistischer Auswertungen und qualitativer Analysen von Belegen aus einem Datenpool mit annotierten Texten, die moralisierende Sprachhandlungen enthalten und zu unterschiedlichen Textsorten und Wissensdomänen gehören. Das moralisierende Vokabular, auf das sich Beckers Augenmerk richtet, speist sich aus Hochwertwörtern wie *Gleichberechtigung*, *Freiheit*, *Sicherheit* und *Glaubwürdigkeit* und so genannten Delimitationswörtern (also negativen Moralwörtern, mit denen eine moralische Grenze gezogen wird) wie *Gewalt*, *Rassismus*, *Ungerechtigkeit* und *Unehrlichkeit*. Becker erörtert zunächst die Möglichkeit der Entdeckung moralisierender Praktiken mit Hilfe eines Moralisierungslexikons. Dann bestimmt sie grammatische Muster von Moralisierungen und analysiert syntaktische Strukturen moralisierender Formulierungen und moralisierender Mehrwortverbindungen. Sie zeigt auf, wie Moralisierungen linguistisch annotiert werden können, ehe sie die wichtigsten Resultate ihrer Studie zusammenfasst und abschließend die grundsätzliche Möglichkeit der Verwertung ihrer Forschungsergebnisse für die automatisierte Detektion und Analyse von Moralisierungen erörtert.

Nicole M. Wilk setzt sich in ihrem Beitrag unter Rückgriff auf die kulturwissenschaftlichen Konzepte des *kulturellen Gedächtnisses* und der *Erinnerungskultur* korpuslinguistisch mit der grammatischen Gestaltung institutionalisierten kollektiven Erinnerns am Beispiel der Zerstörung der Stadt Paderborn und ihres Umlandes durch einen Tornado im Jahr 2022 auseinander. Sie arbeitet heraus, wie in lokalen und überregionalen Pressemedien historisch-diskursive Bezüge zur Städtezerstörung während des Zweiten Weltkriegs hergestellt werden, als Paderborn von den Alliierten bombardiert wurde. Mit Hilfe qualitativer ebenso wie quantitativer Analysen kleinerer Themenkorpora zeigt Wilk, wie verfestigte Sprachmuster zur Beschreibung der Folgen des Bombardements durch die Alliierten zwischen 1943 und 1945 für die sprachliche Repräsentation der abermaligen Destruktion durch das Naturereignis genutzt werden. Besonderes Augenmerk richtet Wilk auf das hochfrequente transitive Verbalmorphem *zerstör*, einschließlich seiner Verwendung in der Nominalisierung *Zerstörung*, und auf die „Ereignisvokabel“ *Inferno*. Wilks diskursgrammatische Betrachtungen zur Aktualisierung der Sprachmuster zur Stadt(zerstörungs)geschichte im Tornado-Mediendiskurs fokussieren unter anderem die Verteilung von Diskursrollen, die Repräsentation von Ak-

teur:innen und die Rekontextualisierung kriegsbezogener Gedächtnisinhalte. Aus den Überschneidungen der Sprachmuster in beiden Diskurssträngen erfahren wir, welche Inhalte und Ausdrucksmuster Eingang in das kollektive Gedächtnis finden und wie das umweltbezogene Handeln in der Gegenwart vor dem historischen Hintergrund perspektiviert wird. Wilk bezieht in ihre diskursgrammatischen Betrachtungen der Konstruktion von Natur(gewalt) auch kritische ökologistische Überlegungen zur sprachlichen Polarisierung von Menschen und Naturphänomenen mit ein.

Miriam Lind arbeitet in ihrem Beitrag mit dem Titel *Genus, Geschlecht und diskursive De/Humanisierung: Zum Zusammenhang zwischen Konzeptualisierungen des Menschlichen und grammatischem Geschlecht* heraus, dass die These, wonach kein Zusammenhang zwischen grammatischem und außersprachlichem Geschlecht gegeben sei, empirisch nicht zu halten ist, weil Genus in verschiedenen sozialen Gebrauchskontexten mit sozialer Bedeutung aufgeladen und dabei mit Geschlecht bzw. Gender verbunden wird. Vor dem Hintergrund des Grundsatzes, dass Grammatik eine sedimentierte Struktur des Diskurses darstellt, nimmt sie eine diskursgrammatische Perspektive auf die diskursive Verschränkung von Genus und außersprachlichem Geschlecht zum Zwecke der sozialen Positionierung von Referenzobjekten innerhalb oder außerhalb der menschlichen Sozialwelt ein. Konkret betrachtet sie erstens die Attribution von Neutrum in abwertenden Online-Kommentaren gegenüber mächtigen Frauen (*das Merkel, das Baerbock*), Transfrauen sowie nichtbinären und genderqueeren Personen (*es, das Xenomorph*), wobei sie in ihrem Beitrag auch die abwertende Feminisierung von Männern diskutiert (*die Memme, die Schwuchtel*). Zweitens betrachtet sie die vermenschlichende Funktion der Zuweisung von Genus zu nicht-menschlichen Entitäten. Zum einen wirft sie dabei einen Blick auf das Verhältnis von Genus, Sexus und Gender bei Tierbezeichnungen. Es zeigt sich, dass Tierbezeichnungen umso eher die grammatische Form eines Maskulinums aufweisen (*der Affe, der Gorilla, der Schimpanse, der Fuchs, der Elefant*), je animater und menschenähnlicher das jeweilige Tier ist. Umgekehrt zieht geringere Menschenähnlichkeit und Belebtheit die Tendenz nach sich, grammatisches Femininum zu institutionalisieren (*die Laus, die Fiege, die Viper*). Drittens untersucht Lind die genusbezogene Sexualisierung von Sprachassistentensystemen (*Alexa, Siri*). Abgerundet wird ihr Beitrag mit einer Erörterung der diskursiven Indexikalität von Genus und seiner Interaktion mit Gender in Bezug auf Vorstellungen des Mensch(lich)en.

Sven Bloching und Ekkehard Felder befassen sich in ihrem Beitrag mit Morphemen als identitätsindizierenden und diskursinduzierenden sprachlichen Einheiten. Es geht ihnen darum, mit Blick auf den Diskurs über die gleichgeschlechtliche Ehe herauszufinden und transparent zu machen, inwiefern Morpheme über ihre referierende und prädizierende Funktion hinaus sozialindexikalische Bedeu-

tung erlangen. Nach einleitenden Ausführungen zur sozialsymbolischen Brisanz von Morphemen wie *-ling* (*Flüchtling*) und *-ismus* (*Rassismus*) umreißen sie ihre zeichentheoretischen Grundlagen für die Untersuchung des sozialindexikalischen Potentials von Morphemen in Diskursen. Dann stellen sie den weiteren Forschungskontext ihrer diskursgrammatischen Teilstudie dar. Eingebettet ist ihre Untersuchung in das Projekt mit dem Titel „Culture Wars: Kämpfe ums kulturelle Erbe“. Ziel ist es, die Veränderung des Ehebegriffs angesichts der ehorechtlichen Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Paare in Deutschland 2017 in diskursiven Domänen der allgemeinen öffentlichen, politischen und rechtlichen Sphäre nachzuvollziehen und dabei kontingente Wechselwirkungen zwischen Diskursdomänen und sprachlicher Oberfläche und konventionalisierten gesellschaftlichen Konzeptionen und Haltungen zu analysieren. Sehr ausführlich stellen Bloching und Felder ihre morphologischen Erwägungen und ihr Vorgehen bei der Korpuserstellung dar – hinsichtlich der Auswahl und Treffsicherheit spezifischer lexikalischer, grammatischer, freier und gebundener Morpheme sowie spezifischer Lehnwörter und Akronyme. Es folgt ein Forschungsausblick auf die Rolle der untersuchten Morpheme als metakommunikative Signale des Selbstausdrucks. Er gibt unter anderem quantitativ, punktuell, aber auch qualitativ, Auskunft über die diachrone Entwicklung der Bezeichnungskonkurrenz von *Ehe für alle* und *Homo-Ehe* im Deutschen Referenzkorpus (Cosmas II: Archiv W) und in einem Twitter-Korpus. Im Fazit heben die Autoren zusammenfassend hervor, dass die untersuchten Morpheme als minimale Zeichen ganze Themenbereiche und thematische Diskurse indizieren können, weshalb sie bei der Korpuserstellung als diskursgrammatische Phänomene gezielt in Suchanfragen eingebaut werden können. Darüber hinaus zeige sich, dass diskursgrammatische Zugänge wie der vorgestellte auch bei der qualitativen und quantitativen Analyse zu Einsichten führe, die ein rein semantisch-lexikalischer Zugang noch nicht gewähre.

Literatur

- Abraham, Werner/Givón, Taly/Thompson, Sandra A. (Hgg.) (1995): Discourse Grammar and typology. Amsterdam et al.: Benjamins.
- Abraham, Werner/Conradie, C. Jac (2001): Präteritumsschwund und Diskursgrammatik. Amsterdam et al.: Benjamins.
- Auer, Peter (2000): *On line-Syntax – oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen*. In: Sprache und Literatur 85, S. 43–56.
- Auer, Peter/ Maschler, Yael (2013): Discourse or grammar? VS patterns in spoken Hebrew and spoken German narratives. In: Language Sciences 37, S. 147–181.

- Brandt, Patrick (2020): Bau von und Umbau zu Adverbien: Präpositionen, Vergleiche und Flexion. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.): Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen. Band 1. Heidelberg: University Publishing, S. 65–98.
- Bücker, Jörg/Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang (Hgg.) (2015): Konstruktionsgrammatik V. Konstruktionen im Spannungsfeld von sequenziellen Mustern, kommunikativen Gattungen und Textsorten. Tübingen: Stauffenburg.
- Bubenhofer, Noah/Konopka, Marek/Schneider, Roman (2013): Präliminarien einer Korpusgrammatik. Tübingen: Narr.
- Bybee, Joan (2006): From usage to grammar: The mind's response to repetition. In: Language 82 (4), S. 711–733.
- Contreras-García, Lucía/García Velasco, Daniel (Hgg.) (2021): Interfaces in Functional Discourse Grammar. Theory and Applications. Berlin/München/Boston: De Gruyter.
- Croft, William (2001): Radical construction grammar: syntactic theory in typological perspective. Oxford: Oxford University Press.
- Davies, Winifred V./Buhöfer, Annelies Häckl/Schmidlin, Regula/Wagner, Melanie/Wyss, Eva Lia (Hgg.) (2017): Standardsprache zwischen Norm und Praxis. Theoretische Betrachtungen, empirische Studien und sprachdidaktische Ausblicke. Tübingen: Narr Attempo.
- Diewald, Gabriele (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Niemeyer.
- Dik, Simon C. (1978): Functional Grammar. Dordrecht: Foris.
- Dijk, Simon C. (1997): The Theory of Functional Grammar. Volume 1: The Structure of the Clause. Volume 2: Complex and Derived Constructions. Hrsg. von Kees Hengeveld. Berlin/ New York: de Gruyter.
- Dürscheid, Christa/Schneider, Jan Georg (2015): Satz – Äußerung – Schema. In: Ekkehard Felder/ Andreas Gardt (Hgg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 167–194.
- Dürscheid, Christa/Elspaß, Stephan/Ziegler, Arne et al. (2018): Variantengrammatik des Standarddeutschen. Ein Online-Nachschatzwerk. Verfasst von einem Autorenteam unter der Leitung von Christa Dürscheid, Stephan Elspaß und Arne Ziegler. Online-Ressource: www.variantengrammatik.net (Stand: 15.07.2024).
- Dürscheid, Christa/Schneider, Jan Georg (2019): Standardsprache und Variation. Tübingen: Narr.
- Ehlich Konrad (1986): Interjektionen. Tübingen: Niemeyer.
- Ehlich, Konrad (2007): Sprache und sprachliches Handeln. Drei Bände. Berlin: De Gruyter.
- Feilke, Helmuth (1994): Common-Sense-Kompetenz. Zu einer Theorie des „sympathischen“ und „natürlichen“ Meinens und Verstehens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2001): Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits. Band 1. Hg. v. Defert, Daniel/Ewald, François. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fuß, Eric/Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hgg.) (2019): Grammatik im Korpus. Korpuslinguistisch-statistische Analysen morphosyntaktischer Variationsphänomene. Tübingen: Narr.
- Givon, Talmy (Hg.) (1983): Topic Continuity in Discourse. Amsterdam: Benjamins.
- Givon, Talmy (1995): Functionalism and Grammar. Amsterdam: Benjamins.
- Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang (1990): Gegenwartsdeutsch. Stuttgart: Metzler.
- Gumperz, John J. (1982): Discourse strategies. Cambridge: Cambridge University Press.
- Günthner, Susanne (2009): Eine Grammatik der Theatralität? Inszenierungsverfahren in Alltagserzählungen. In: Buss, Mareike/Habscheid, Stephan/Jautz, Sabine/Liedtke, Frank/

- Schneider, Jan Georg (Hgg.): Theatralität des sprachlichen Handelns. Eine Metaphorik zwischen Linguistik und Kulturwissenschaften. München: Fink, S. 293–317.
- Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang (Hgg.) (2006): Konstruktionen in der Interaktion. Berlin/New York: de Gruyter.
- Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hgg.) (2009): Grammatik im Gespräch. Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung. Berlin: De Gryuter.
- Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang/Bücker, Jörg (Hgg.) (2014): Grammar and Dialogism. Sequential, syntactic, and prosodic patterns between emergence and sedimentation. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Halliday, M.A.K. (1994): An Introduction to Functional Grammar. 2nd edition. London: Arnold.
- Halliday, M.A.K./Matthiessen, Christian M.I.M. (2004): An Introduction to Functional Grammar. 3rd edn. London: Hodder Arnold.
- Hart, Christopher (2014): Discourse, Grammar and Ideology. Functional and Cognitive Perspectives. London: Bloomsbury Academic.
- Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung. Von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hgg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt: Suhrkamp, S. 262–286.
- Harris, Zellig, S. (1952): Discourse analysis. In: Language 28/1, S. 1–30, 474–494.
- Heine, Bernd (2013): On discourse markers: Grammaticalization, pragmaticalization, or something else? In: Linguistics 51, 6, S. 1205–1247.
- Heine, Bernd/Kaltenböck, Gunther/Kuteva, Tania/Long, Haiping (2013): An outline of discourse grammar. In: Bischoff, Shannon/Jany, Carmen (Hgg.): Functional Approaches to Language. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 175–233.
- Hengeveld, Kees (2004): The architecture of a Functional Discourse Grammar. In: Mackenzie, J. Lachlan/Gómez-González, María A. (Hgg.): A New Architecture for Functional Discourse Grammar. Berlin: de Gruyter, S. 1–21.
- Hengeveld, Kees/Mackenzie, J. Lachlan (2000): Functional Discourse Grammar. In: Brown, Keith (Hg.): Encyclopedia of language and linguistics. Vol. 4. 2nd edn. Oxford: Elsevier, S. 669–676.
- Hengeveld, Kees/Mackenzie, J. Lachlan (2008): Functional Discourse Grammar. A typologically-based theory of language structure. Oxford: Oxford University Press.
- Hoffmann, Ludger (Hg.) (2009): Handbuch der Deutschen Wortarten. Berlin: De Gruyter.
- Hoffmann, Ludger (2018): Erzählen aus funktional-pragmatischer Perspektive. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 48 (2), S. 203–224.
- Hoffmann, Ludger (2021): Deutsche Grammatik. Grundlagen für Lehrerausbildung, Schule, Deutsch als Zweitsprache und Deutsch als Fremdsprache. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Imo, Wolfgang (2022): Diskursmarker: Eine Fallstudie für Theorie und Methode der Interaktionalen Linguistik. In: Beißwenger, Michael/Lemnitzer, Lothar/Müller-Spitzer, Carolin (Hgg.): Forschen in der Linguistik. Wiesbaden: UTB, S. 103–121.
- Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.) (2020): Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen. Band 1. Heidelberg: University Publishing.
- Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.) (2021): Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen. Band 2: Determination, syntaktische Funktionen der Nominalphrase und Attribution. Heidelberg: University Publishing.
- Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.) (2024): Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen. Band 3: Substantivflexion, Attributivsätze, Präfix- und Partikelverben. Heidelberg: University Publishing.

- Kress, Gunther/van Leeuwen, Theo (1996/2006/2021): *Reading Images. The Grammar of Visual Design.* London/New York: Routledge.
- Kromminga, Jan-Henning (2022): Der Westen als Wir-Gruppe im „Kampf der Kulturen“. Diskursanalysen zu sprachlichen Konstruktionen der sozialen Welt. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Krome, Sabine / Habermann, Mechthild / Lobin, Henning / Wöllstein, Angelika (Hgg.) (2024): Orthographie in Wissenschaft und Gesellschaft. Schriftsystem – Norm – Schreibgebrauch. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2023. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Langacker, Ronald W. (2001): Discourse in Cognitive Grammar. In: *Cognitive Linguistics* 12-2/2001, S. 143–188.
- Longacre, Robert E. (2nd1996[1983]): *The Grammar of Discourse.* New York: Plenum Press.
- Martin, James R. (1992): *English Text. System and Structure.* Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Martin, James R./Rose, David (2003): *Working with Discourse. Meaning beyond the clause.* London/New York: continuum.
- Matthiessen, Christian M.I.M./Teruya, Kazuhiro/Lam, Marvin (2010). Key Terms in Systemic Functional Linguistics. London/New York: continuum.
- Moser, Hans (1985): Die Kanzleisprachen. In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger Stefan (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung.* 2. Halbband. Berlin/New York: De Gruyter 1985, S. 1398–1408.
- Müller, Marcus (2013): *Diskursgrammatik. Die Analyse grammatischer Kontextualisierungshinweise als Graswurzelanalyse der Macht.* In: Meinhof, Ulrike H./Reisigl, Martin/Warnke, Ingo H. (Hgg.): *Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik.* Leipzig: Akademie Verlag, S. 121–146.
- Müller, Marcus (2015): *Sprachliches Rollenverhalten. Korpuspragmatische Studien zu divergenten Kontextualisierungen in Mündlichkeit und Schriftlichkeit.* Berlin/Boston: De Gruyter.
- Müller, Marcus (2018): *Diskursgrammatik.* In: Ingo H. Warnke (Hg.): *Handbuch Diskurs.* Berlin/Boston: De Gruyter, S. 75–103.
- Münzberg, Franziska/Hansen, Sandra (2020): Starke vs. schwache Flexion aufeinanderfolgender attributiver Adjektive. mit hohem technischen/technischem Aufwand. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.): *Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen.* Band 1. Heidelberg: University Publishing, S. 99–130.
- Münzberg, Franziska/Bildhauer, Felix (2020): Reihenfolge attributiver Adjektive. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.): *Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen.* Band 1. Heidelberg: University Publishing, S. 131–156.
- Nübling, Damaris (2001): Von oh mein Jesus zu oje! Der Interjektionalisierungspfad von der sekundären zur primären Interjektion. In: *Deutsche Sprache* 29 (1), S. 20–45.
- Nübling, Damaris/Dammel, Antje/Duke, Janet/Szczepaniak, Renata (2017): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 5. Auflage. Tübingen: Narr.
- Paltridge, Brian (2007): *Discourse Analysis.* London: continuum.
- Quintilianus, Marcus Fabius (1972): Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Erster Teil: Buch I–VI. Herausgegeben und übersetzt von Helmut Rahn. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Redder, Angelika (1990): Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: *denn* und *da.* Tübingen: Niemeyer.
- Redder, Angelika/Guckelsberger, Susanne/Graßler, Barbara (2013): Mündliche Wissensprozessierung und Konnektierung. Sprachliche Handlungsfähigkeiten in der Primarstufe. Münster u. a.: Waxmann.

- Rehbein, Jochen/Hohenstein, Christiane/Pietsch, Lukas (Hgg.) (2007): Connectivity in Grammar and Discourse. Amsterdam: Benjamins.
- Reisigl, Martin (1999): Sekundäre Interjektionen. Eine diskursanalytische Annäherung. Frankfurt a.M.: Lang.
- Reisigl, Martin (2018a): *Dieses Verfahren halten wir nicht für fair*. Eine kritische Diskursanalyse der Regierungspresso-Konferenz vom 18. Februar 2011. In: Staffeldt, Sven/Hagemann, Jörg (Hgg.): Pragmatiktheorien. Vergleichende Analysen. Band 2. Tübingen: Stauffenburg, S. 67–115.
- Reisigl, Martin (2018b): The Discourse-Historical Approach. In: Flowerdew, John/Richardson, John (Hgg.): The Routledge Handbook of Critical Discourse Studies. London/New York: Routledge, S. 44–59.
- Sandig, Barbara (1991). Zu einer Diskursgrammatik: Syntaktische Formen und ihre Funktionen in mündlichem Erzählen. Manuscript. Saarbrücken. [zit. in: Günther, Susanne (2000): Constructing scenic moments: grammatical and rhetoric-stylistic devices for staging past events in everyday narratives. In: Interaction and Linguistic Structures / InLiSt (22), Konstanz].
- Schegloff, Emanuel A./Ochs, Elinor/Thompson, Sandra A. (1993): Introduction. In: Ochs, Elinor/Schegloff, Emanuel A./Thompson, Sandra A. (Hgg.): Interaction and Grammar. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1–51.
- Schmidt-Brücken, Daniel (2015): Verallgemeinerung im Diskurs. Generische Wissensindizierung in kolonialem Sprachgebrauch. Berlin/München/Boston: de Gruyter.
- Silverstein, Michael (2003): Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. In: Language and Communication 23, S. 193–229.
- Spitzmüller, Jürgen (2022): Soziolinguistik. Eine Einführung. Stuttgart: Metzler.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Stockhammer, Robert (2014): Grammatik. Wissen und Macht in der Geschichte einer sprachlichen Institution. Berlin: Suhrkamp.
- Van Dijk, Teun Adrianus (2008): Discourse and Power. Basingstoke u.a.: Palgrave Macmillan.
- Van Leeuwen, Theo (1996): The Representation of Social Actors. In: Caldas-Coulthard, Carmen Rosa/Coulthard, Malcolm (Hgg.): Texts and Practices. London/New York: Routledge, S. 32–70.
- Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (2008): Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik. Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (Hgg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin/New York: De Gruyter, S. 3–54.
- Warnke, Ingo H./Karg, Wolfram (2013): Pragmatischer Standard im Diskurs – Zum konzeptionellen und methodologischen Status von Abweichungen im Sprachgebrauch am Beispiel des deutschen Kolonialdiskurses. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hgg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg, S. 143–162.
- Warnke, Ingo H./Wildfeuer, Janna/Schmidt-Brücken, Daniel/Karg, Wolfram (2014): Diskursgrammatik als wissensanalytische Sprachwissenschaft. In: Benitt, Nora/Koch, Christopher/Müller, Katharina/Saage, Sven/Schüler, Lisa (Hgg.): Kommunikation – Korpus – Kultur. Ansätze und Konzepte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Trier: WVT, S. 67–85.
- Weber, Thilo (2021): Determination in der Nominalphrase – ein Überblick. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.): Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen. Band 2: Determination, syntaktische Funktionen der Nominalphrase und Attribution. Heidelberg: University Publishing, S. 13–62.

- Weber, Thilo/Hansen, Sandra (2024): Schwankungen zwischen starker und schwacher Substantivflexion. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.): Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen. Band 3: Substantivflexion, Attributivsätze, Präfix- und Partikelverben. Heidelberg: University Publishing, S. 13–58.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bände: Berlin/New York: de Gruyter.
- Ziem, Alexander/Lasch, Alexander (2013): Konstruktionsgrammatik. Konzepte und Grundlagen gebrauchsbasierter Ansätze: Berlin/New York: de Gruyter.

Jan Georg Schneider

Sprachliche Typenbildung durch Exemplifikation

Über den Zusammenhang von System, Gebrauch und Normativität

1 Einleitung

Die Linguistik tendierte in ihrer Fachhistorie dazu, Sprachsystem und Sprachgebrauch voneinander zu separieren. Paradigmatisch zeigte sich dies schon in der vielfach akzeptierten und fraglos zugrunde gelegten Dichotomie von System- und Pragmalinguistik. Die einen sahen sich als die ‚Kernlinguistik‘, betrachteten die Performanz als nachgeordnet; die anderen wollten sich mit dem Formalen, mit der Schemabildung, eher nicht befassen, sondern sich ganz auf die ‚Anwendung‘, die jeweilige kommunikative Praktik oder auch den Einzelfall in seiner Besonderheit konzentrieren. Gerade unter den anwendungsorientierten Linguistinnen und Linguisten gab und gibt es nicht wenige, die sich ein Sprachsystem als etwas recht Starres vorstellen, das mit lebendiger Kommunikation nichts zu tun hat. Die fachgeschichtlich prägende Trennung von Grammatik und sozialer Interaktion wirft aber nicht nur theoretische Fragen auf, sondern hat auch ganz konkrete Auswirkungen für die grammatische Beschreibung, etwa wenn es um den Status mündlicher Konstruktionen oder die Einordnung von Sprachwandelphänomenen in ihrer Initial- oder Verbreitungsphase geht.

Der für diesen Band titelgebende und programmatische Begriff ‚Diskursgrammatik‘ erfasst schon sehr explizit, dass die genannte Trennung letztlich wenig hilfreich ist. Gewinnbringend zusammenführen lassen sich die beiden Teile des Kompositums und die mit ihnen bezeichneten Sphären, wenn das sozial Erzeugte, implizit Ausgetauschtes, nicht mehr als etwas betrachtet wird, das vom formal Typisierbaren separiert ist. Vielmehr können wir das Diskursive und das Grammatische als zwei Aspekte eines komplexen Gesamtphänomens beschreiben. Hierzu passend heißt es im Abstract von Marcus Müllers Artikel „Diskursgrammatik“, der im HSW-Band „Diskurs“ erschien und auf den ich mich in diesem Beitrag immer wieder beziehen werde:

Grammatik (im gegenstandsbezogenen Sinne des Wortes) formiert sich demgemäß phylogenetisch im Sprachgebrauch und ist kein autonomes Modul, sondern derjenige Aspekt von Sprache als sozio-semiotischer Praxis, der die syntagmatische Musterhaftigkeit betrifft. Dementsprechend erhalten sprachliche Muster ein Kontextualisierungspotenzial hinsichtlich der Epochen, Situationen, Themen, sozialen Sprecherrollen, Medien und kommunikativen Gattungen bzw. Genres ihres Gebrauchs. (Müller 2018, 75)

Hier wird das Verbindende von Diskurs und Grammatik sehr deutlich. Formuliert wird eine semiotisch und pragmatisch fundierte Auffassung von Grammatik, die derjenigen, die ich hier präsentiere, nah ist. Die „syntagmatische Musterhaftigkeit“ wird als in den sozialen Sprachgebrauch eingebettet und diesen gleichsam hervorbringend verstanden. Die Grammatik „instruiert“ uns, indem sie uns semiotisch-mediale Zeichenspielräume gibt; sie stellt für uns Kommunizierende, die wir die Zeichen nutzen, „mehr oder weniger erkennbar eine Bedingung und Restriktion [unserer] sprachlichen Handlungsmöglichkeiten dar“ (Müller 2018, 76), und gleichzeitig wird Grammatik stets im Diskurs erzeugt.

Im vorliegenden Beitrag möchte ich einen Ansatz vorstellen, der mit einer Diskursgrammatik, wie Müller sie vorstellt, mindestens kompatibel ist: Ein semiotisch-pragmatisches Modell von Grammatik, das an Ferdinand de Saussures Parole-Langue-Dialektik sowie an Christian Stetters Konzept der Exemplifikation anknüpft. Auf dieser theoretischen Basis diskutiere ich im empirischen Teil (Abschnitt 4), einige Beispiele mündlicher Interaktion, zum Teil aus unserem Landauer Forschungsprojekt zum gesprochenen Standard, zum Teil auch aktuelle Ton-Beispiele von Gender-Sprachwandel. All diese Beispielanalysen mögen die enge Verbindung von Diskurs, Grammatik und Normativität in verschiedenen Dimensionen veranschaulichen.

2 Zurück zu Saussure?

An Saussure anzuknüpfen, scheint für eine Diskursgrammatik prima facie gar nicht selbstverständlich, nicht einmal naheliegend. Müller (2018, 76) etwa stellt in seinem Handbuch-Artikel fest:

Sicher ist, dass im diskursanalytischen Zusammenhang kein Modell weiterhilft, das Grammatik als ein von Bedeutung und Funktion sprachlicher Zeichen abgekoppeltes Modul oder eine im Sprachsystem zu verortende abstrakte Struktur versteht.

Dies gelte – so Müller weiter – von den zur Verfügung stehenden „Standardmodellen der Grammatik“ insbesondere für a) das strukturalistische, b) das generative und c) das historisch-genetische Modell (vgl. 2018, 76). Da Saussure gemeinhin als Vater des linguistischen Strukturalismus gilt, würde er für viele sicherlich unter a) fallen, und dann wäre prima facie anzunehmen, dass auch sein Ansatz hier wenig „weiterhelfe“. Genau dies möchte ich in Frage stellen, und meine These, die im Folgenden begründet werden soll, lautet:

Eine struktural orientierte Grammatik kann in einer pragmatisch angereicherten Spielart sehr wohl zur Diskursgrammatik etwas Grundlegendes beitragen.

gen, da sie mit ihrer Berufung auf Saussure – anders als die Generative Grammatik – prinzipiell semiotisch fundiert ist und sich gebrauchsorientiert formulieren lässt.

2.1 Ein Ganzes und seine Teile

Eine der bleibenden Grundideen strukturaler Ansätze, zu denen hier auch solche der generativen Grammatik gezählt werden können, etwa die Phrasenstrukturanalyse, lässt sich so beschreiben: Menschen sind in der Lage, sprachliche Muster verschiedener Abstraktionsgrade zu erlernen, zu verinnerlichen und in Situationen immer wieder neu zu kombinieren. Auch sind bereits kleine Kinder fähig, Äußerungen mit solchen neuen Kombinationen, die sie nie zuvor gehört haben, zu verstehen: Eine faszinierende Beobachtung, die Chomsky (1986) mit der berühmten Überschrift „Plato’s Problem“ charakterisierte und – auf die Anamnesislehre des Sokrates anspielend – mit der These verband, dass der verhältnismäßig geringe sprachliche Input, den ein Kind erhält, diese grammatischen Fähigkeiten nicht erklären könne (*argument from the poverty of stimulus*).

Wendet man dieses Argument – anders als Chomsky, der letztlich nach einer biologischen Erklärung sucht – pragmatisch und zeichenbasiert, dann lautet die Frage: Welche Fähigkeit im Sinne eines Knowing-how zeigen Menschen, wenn sie sprachlich ‚Neues‘ in diesem Sinne erzeugen und verstehen? Eine Antwort wäre: Wir können sprachliche Einheiten, Syntagmen, implizit erkennen, sie gegeneinander austauschen und auf sehr variable Weise kombinieren. Mit anderen Worten: Wir können mit syntagmatischen und paradigmatischen Relationen variabel und kreativ umgehen. Diese Fähigkeit wiederum lässt sich nur dann rekonstruieren, wenn man das Parole-Langue Verhältnis pragmatisch und zeichenbezogen konzeptualisiert.

Eine Grundlage hierfür hat Christian Stetter in seinem Buch „System und Performanz“ gelegt, in welchem er Saussures Begriffspaar in seiner semiotischen Grundausrichtung würdigt und durch eine Verbindung mit dem Referenzbegriff Nelson Goodmans¹ reformuliert. Eine zentrale These Stettters lautet, dass die linguistische Rekonstruktion eines Sprachsystems stets in der Performanz verankert sein muss (Stetter 2005, Kap. 5 und 6; vgl. auch Schneider 2008, Kap. 3). Er verdeutlicht dies unter anderem dadurch, dass er sich mit dem erkenntnistheoretischen Status eines syntaktischen Konstitutionssystems (K-Systems) auseinander-

¹ Die Exemplifikation ist für Goodman neben der Denotation einer der beiden Grundtypen von Referenz; vgl. hierzu Abschnitt 3 dieses Aufsatzes.

setzt. Eine Konstitutionsregel (K-Regel), wie man sie aus der Phrasenstrukturanalyse kennt, hat bekanntlich die Form: $A \rightarrow B + C$. Technisch betrachtet, lässt sich eine solche Regel wie folgt lesen: „ersetze den Ausdruck ‚A‘ durch den Ausdruck ‚B + C‘.“ Materialiter besagt die Regel, dass die ‚Zeichendomäne‘ A aus den Konstituenten B und C besteht. Links vom Pfeil ist immer ein komplexes Zeichen (*signe linguistique*) als Einheit von Signifiant und Signifié dargestellt, das rechts vom Pfeil in reine Signifiants, also bedeutungslose ‚Lautbilder‘, aufgespalten wird. Immer wenn wir Zeichen(-domänen) auf diese Weise zerlegen, dann betrachten wir sie gerade nicht mehr in ihrer semiotischen Einheit als „Semiosepotenzial“ (Bücker 2012, 60), sondern als formale Kombination von Teilen, die für sich genommen nichts bedeuten, sondern hier nur in ihrer Rolle als Teile eines Ganzen betrachtet werden. Eine Sinneinheit ist als solche eben nicht in Teile zerlegbar, ohne dass vom Sinn abgesehen wird. Vor diesem Hintergrund lässt sich ein Konstitutionssystem allgemein so formalisieren:

$$\begin{aligned} A_{\text{signe}} &\rightarrow B_{\text{signifiant}} + C_{\text{signifiant}} \\ C_{\text{signe}} &\rightarrow D_{\text{signifiant}} + E_{\text{signifiant}} \end{aligned}$$

usw.

Jede Konstituente kann also links von Pfeil wieder als Semiosepotenzial (Zeichendomäne) erscheinen, um dann weiter aufgespalten zu werden.² Gerade dieser Wechsel bzw. dieses Spannungsverhältnis von Domänen und Konstituenten, ist für Stetter eine der Voraussetzungen für sprachliche Kreativität: Da die Semiosepotenziale nicht, wie etwa bei bloßen Signalen, festgelegt sind, sondern sich aus den formalen Kombinationen sowie deren pragmatischer Kontextualisierung immer wieder neu ergeben, sind Sprachzeichen semantisch unbegrenzt aufnahmefähig. Diese prinzipielle Freiheit der sprachlichen Sinnerzeugung ist letztlich

2 Für das Verhältnis von Morphemen (als bedeutungstragenden Einheiten) und Phonemen (als bedeutungsunterscheidenden) ist dies linguistisch seit langem mit dem Grundsatz der ‚doppelten Artikulation‘, auch ‚zweifache Gliederung‘ genannt, beschrieben. Stetter weitet diesen Grundsatz jedoch auf die höheren linguistischen Ebenen aus, und er verdeutlicht, dass der eigentliche Witz der doppelten Artikulation im Wechsel von Domäne und Konstituente liegt, wobei jede (an sich bedeutungslose) Konstituente prinzipiell auch links vom Pfeil als Domäne in Erscheinung treten kann – einzige Ausnahme bilden die Phoneme und Grapheme, die ja per Definition keine Bedeutung tragen können (vgl. Stetter 2005, 229). Auch die Elemente von Lexikonregeln werden auf der Ebene der Syntax nicht weiter zerlegt, da es sich sozusagen um Grundbausteine handelt. Allerdings lassen sie sich auf den nächstunteren Ebenen weiter in Morpheme und dann in Phoneme bzw. Grapheme zerlegen. Diese sind somit tatsächlich die einzigen Elemente, die nie als Domäne und damit als Semiosepotenzial erscheinen können.

auch der Kern des Arbitraritätsprinzips, das oft als Beliebigkeitsprinzip missverstanden und trivialisiert wird (vgl. hierzu Schneider 2015 und 2008, 141 ff.).

2.2 Zur Schnittstelle von Langue und Parole: Das Sprachsystem ist nach oben offen

Das erkenntnistheoretische Problem liegt nun in der Frage nach dem Status des *ersten* Linkselements eines solchen K-Systems. Die generative Grammatik neigte bekanntlich dazu, dieses erste Linkselement einfach als Anfangssymbol S (für ‚Satz‘) zu setzen, als unproblematisch vorauszusetzen und somit die Performanz erklärtermaßen außen vor zu lassen. Wie Stetter verdeutlicht, müsste hier aber eigentlich ein Fragezeichen stehen, denn das K-System ist „nach oben ‚offen‘“ (Stetter 2005, 224):

$$?_{\text{signe}} \rightarrow A_{\text{signifiant}} + B_{\text{signifiant}} + \dots$$

Das Anfangssymbol markiert sozusagen die gesuchte ‚Andockstelle‘ zwischen Sprachsystem und Performanz, zwischen Langue und Parole (vgl. Stetter 2005, 224, 231, 296). Mit anderen Worten: Die Langue darf nicht von der Parole abgekoppelt werden.

Da das K-System offen und die grammatische Analyse in der Performanz zu verankern ist, sind z. B. auch syntaktische Phänomene der gesprochenen Sprache in die grammatische Analyse einzubeziehen, anstatt sie als Fehler oder defizitäre Varianten der schriftsprachlichen Norm zu betrachten und zu marginalisieren (vgl. hierzu auch die Beispielanalysen in Abschnitt 4). Domäne der Grammatik kann nach der Logik von Stetters Ansatz alles Sprachliche sein, was sich als Muster formal beschreiben, schematisieren, typisieren lässt, das „formal Typisierbare“ (Stetter 2005, 225, 232). Entscheidend ist: Dieses formal Typisierbare fällt nicht vom Himmel, sondern bildet sich im kreativen, sozial geteilten menschlichen Sprachgebrauch heraus. Eine feste, vorgegebene Kategorie, heiße sie nun ‚Satz‘ oder anders, an den Anfang zu setzen, widerspricht der Offenheit, erscheint somit theoretisch zu kurz gegriffen und empirisch unzulässig:

Damit sind als oberste Domäne eines K-Systems alle Formen denkbar, die sich aus welchen Gründen auch immer als kommunikativ oder in anderer Weise funktional sinnvoll erweisen, sofern sie eben Typen sind. Die Syntax scheint somit in der Tat ein nach oben offenes System zu sein [...]. (Stetter 2005, 231)

Direkt im Anschluss heißt es dann bei Stetter explizit, dass auch spezifische Konstruktionen der gesprochenen Sprache, Syntagmen „ungeahnter Art“, als sprach-

liche Formen syntaktisch in Betracht zu ziehen seien, „die in der Kommunikation als selbständige Äußerungen üblich und akzeptiert sind [...]“ (Stetter 2005, 232).

Im Sinne eines ersten Zwischenfazits können wir hier festhalten: Folgt man Stetters Sichtweise, dann ist nicht die strukturelle Betrachtung per se das Problem, sondern die (in der linguistischen Tradition) fehlende Schnittstelle zum variierenden und sich wandelnden Sprachgebrauch.

2.2 Zur Dialektik von Parole und Langue

Diese Kritik gilt für die Generative Grammatik und auch für formalistische Spielarten des Strukturalismus, und insofern ist Müllers Ausschluss solcher Ansätze (siehe oben) historisch und auch systematisch erst einmal zuzustimmen: Er steht nicht im Gegensatz zu Stetters Re-Lektüre von Konstitutionssystem und Phrasenstruktur. Im Folgenden soll nun die Frage weiterverfolgt und vertieft werden, wie sich eine strukturelle Sprachbetrachtung mit einer gebrauchsisierten verbinden ließe.

Ausgangspunkt hierfür soll es sein, sich die Parole-Langue-Dialektik, wie sie sich aus den Saussure'schen Quellentexten rekonstruieren lässt,³ vor Augen zu führen:⁴

Anders, als es in der Rezeptionsgeschichte meistens verstanden wurde, und auch anders, als es der publizierte „Cours de linguistique générale“ zum Teil tatsächlich nahelegt (vgl. Jäger 1976 und 2010; Schneider 2008, Kap. 3; Schneider 2015), geht die Langue, als sprachliches Potenzial, der Parole, als sprachlicher Aktualisierung, weder genetisch noch logisch voraus; ebenso wenig wie der Type eines Sprachzeichens seinen Tokens vorausgeht (vgl. unten Abschnitt 3). Vielmehr hat man sich das Verhältnis dieser beiden Sprachsphären als ein dialektisches Wechselspiel vorzustellen, das sich als klassisches Henne-Ei-Problem rekonstruieren lässt (vgl. EC 383 f., I R 2.23, Jäger 1976, 234–236): Die Langue kann weder auf sozialer Ebene noch auf individueller Ebene etwas enthalten, das nicht im Diskurs und letztlich in der sprachlichen Realisierung durch Individuen erzeugt wurde. Andererseits setzen Sprechen, Schreiben, Gebärden, Diskurs immer voraus, dass eine Sprache genutzt, auf ein Sprachsystem im Sinne einer Langue zugegriffen wird. Sowohl auf Parole- als auch auf Langue-Ebene unterscheidet Saus-

³ Diese wurde erstmal von Jäger (1976) elaboriert herausgearbeitet.

⁴ In diesem Abschnitt konzentriere ich mich zunächst ganz auf dieses dialektische Wechselspiel und die vier Aspekte, die durch die Pfeile miteinander verbunden sind. Die anderen Termini, die im Schaubild (siehe S. 43) in der linken Spalte enthalten sind (Aposem, Parasem, Exemplifikation) werden in Abschnitt 3 eingeführt und am Ende desselben Abschnitts nochmal, wieder mit Bezug auf das Schaubild, zur Langue-Parole-Dialektik ins Verhältnis gesetzt.

	individuell	sozial
Langue	<ul style="list-style-type: none"> — Sphäre des Parasem: Simplizia und komplexe Zeichenschemata (= Konstruktionen) — Potenzialität: Schema-speicherung und Abrufbarkeit 	<p>Das Diagramm zeigt ein Koordinatensystem mit einer horizontalen Achse 'individuell' auf der linken Seite und 'sozial' auf der rechten Seite. Ein vertikaler Pfeil verläuft von unten nach oben. In der Mitte befindet sich ein Kreuz aus vier Pfeilen, das die Beziehungen zwischen den vier Begriffspaaren darstellt:</p> <ul style="list-style-type: none"> Oben: 'Depot' ↔ ',Institution' Unten: ',Realisierung' ↔ ',Diskurs' Links: 'Depot' ↓ ↔ ',Realisierung' Rechts: ',Institution' ↑ ↔ ',Diskurs'
Parole	<ul style="list-style-type: none"> — Sphäre des Aposem — Aktualisierung/Exemplifikation: Sprechen (inklusive Gesten), Schreiben, Gebärden, auch: inneres ‚Sprechen‘ (gedankliches Aposem) 	

Abb. 1: Quelle: Schneider 2015, 145; vgl. Saussure CLG/E (I), 383 f., I R 2.23, 2560; Jäger 1976, 234–236.

sure eine individuelle von einer sozialen Seite: Im Kopf eines jeden Sprechers und einer jeden Sprecherin existiert die Langue individuell, von Saussure in der oben angegebenen Textpassage der kritischen Ausgabe des „Cours“ (EC = ‚Engler-Cours‘) metaphorisch als „dépot“, auch als „reservoir“ und als „trésor“ (Schatz), charakterisiert. Die Langue als soziale Institution im weitesten Sinne bildet „eine Art Durchschnitt“ („une sorte des moyenne“, EC 39, Intr. 3 § 2 al. 11) der individuell internalisierten Langues, der sich im allgemeinen Sprachgebrauch, im Language, sozial (heraus-)kristallisiert („cristallisation sociale“, EC 39, Intr. 3 § 2 al. 12; III C 268). Auf individueller wie sozialer Ebene bringen Langue und Parole sich wechselseitig hervor. Dies erklärt, dass jede Sprache sich notwendigerweise unaufhörlich im Wandel befindet. Kultureller Wandel, welcher Diskurse nicht nur bestimmt, sondern auch durch diese bestimmt wird, und sprachlicher Wandel, der durch die jeweilige Langue ermöglicht wird und diese gleichzeitig fortwährend und erneuernd hervorbringt, gehen Hand in Hand. Der kontinuierliche Wandel ist daher nicht etwas, das der Rechtfertigung bedürfte, sondern verbindendes Prinzip aller menschlichen Sprachen.

Wie insbesondere die Saussure'schen Quellentexte, aber auch ein Großteil des publizierten „Cours“, zeigen, ist dies eine Auffassung von Grammatik und Diskurs, die sich klar auf Saussure berufen kann und sich als soziosemiotische Grundlage einer Diskursgrammatik, wie Müller sie vorstellt, aber etwa auch einer gebrauchsbasierter Konstruktionsgrammatik, wie sie in der Interaktionalen Linguistik zur Anwendung kommt, betrachten lässt: „Grammatik ist“, wie bereits

eingangs zitiert, „derjenige Aspekt von Sprache als sozio-semiotischer Praxis, der die syntagmatische Musterhaftigkeit betrifft.“ Ebenso lässt sich Grammatik mit Haspelmath historisch betrachtet als „geronnener Diskurs“ (Haspelmath 2002, 263) charakterisieren und damit die Brücke zur Grammatikalisierungsforschung schlagen.

Grammatik „variiert über thematische, situative, soziale und mediale Kontexte hinweg“; sie „stellt für die Zeichenbenutzer selbst mehr oder weniger erkennbar eine Bedingung und Restriktion ihrer sprachlichen Handlungsmöglichkeiten dar“ (Müller 2018, 76). In diesem Sinne kann Saussures Parole-Langue-Verständnis zur „Grundlegung einer diskurstheoretisch inspirierten Grammatikforschung“, wie Müller (2018, 76) sie im Sinn hat, genutzt werden. Zu einem solchen Ansatz möchte ich konzeptionell und theoretisch etwas beitragen, indem ich im Folgenden Stetters Begriff der Exemplifikation aufgreife und zu einer solchen diskurstheoretisch inspirierten Grammatikforschung in Beziehung setze.

3 Typenbildung durch Exemplifikation

Wie im letzten Abschnitt bereits angemerkt, ist Grammatik stets auf formale Typisierung, man könnte auch sagen: auf Schematisierung, angewiesen. Wäre alles nur Performanz, so gäbe es keine Grammatik und damit auch keine Sprache. ‚Schema‘ eignet sich als basale syntaktische Analyseeinheit (Dürscheid/Schneider 2015) besonders gut, denn der Ausdruck *Schema* macht zwei zentrale Eigenschaften sprachlicher Types deutlich: die Iterierbarkeit und Gleichförmigkeit. Der alltagssprachliche Ausdruck *etwas nach Schema F machen* führt dies anschaulich vor Augen. Mit Kant gesprochen, lässt sich ein Schema als eine Regel zur Erzeugung einer Gestalt begreifen (vgl. KrV B, 136), wodurch angezeigt wird, dass sprachliche Types eng an die sinnliche Anschauung gebunden bleiben: Sprachliche Performanz, d. h. die Äußerung von Tokens, die zu sprachlichen Types gehören, ist audio-visuell (gesprochene Sprache) oder visuell (Gebärdensprache, geschriebene Sprache) wahrnehmbar. ‚Schematisierung‘ wird als Oberbegriff aufgefasst, der sich auf verschiedene Zeichensysteme, z. B. auch auf bildliche, anwenden lässt. Bezogen auf Sprache heißt Schematisierung präziser *Typenbildung* (Dürscheid/Schneider, 184). Aber wie entsteht ein sprachliches Schema bzw. ein Type? Um dies zu modellieren, greife ich im Anschluss an Stetter auf Goodmans Begriff der Exemplifikation, neben der Denotation einer seiner beiden Grundtypen von Referenz, zurück. Exemplifizieren heißt: als Beispiel eines Zeichens fungieren und dabei etwas Bestimmtes daran selektiv hervorheben: Ein Teppichmuster exemplifiziert nicht alle Eigenschaften des Teppichs, auf den es Bezug nimmt,

sondern nur bestimmte: etwa seine Farbe, Musterung und Weichheit, nicht aber seine Größe oder seinen Preis (vgl. Goodman 1998, 59–60).⁵

Dieses allgemeine symbolische bzw. semiotische Bezugnahmeverfahren lässt sich für Sprache und Spracherwerb spezifizieren: Typenbildung geschieht durch Exemplifizierung von sprachlichen Ausdrücken im Gebrauch: Stetter spricht hier auch von einem „Überschreibverfahren“ (2005, 273 ff.), in dem neue Tokens stets alte, die man gehört, im Kopf abgespeichert und verwendet hatte, kognitiv immer wieder ‚überschreiben‘, woraus sich dann – im Laufe der Zeit – jeweils ein Type verfestigt. Dieses Theorem weist große Ähnlichkeiten mit dem Begriff *entrenchment* auf, so wie er in der Konstruktionsgrammatik und der Interaktionalen Linguistik verwendet wird (vgl. Hilpert/Diessel 2016; Günthner 2018): Types sind – anders als es die Generative Grammatik nahelegt – nicht einfach gegeben, sondern müssen sich sozial herausbilden. Evidenz dafür liefert auch die gebrauchsorientierte Spracherwerbsforschung (Tomasello 2003): Zeichenschemata werden in der Interaktion u. a. durch Iteration gelernt: „Language structure emerges from language use“ (Tomasello 2003, 327). Hierbei ist es auch immer möglich, dass die Schemata z. B. durch Analogiebildung, überschritten werden, woran sich die Verbindung von Schematisierung und Innovation besonders deutlich zeigt: unsere Freiheit im Zeichengebrauch.

Interessant ist es nun, hier den Saussure'schen Satzbegriff ins Spiel zu bringen: Anders als in generativen Grammatikmodellen, ist für ihn der Satz (*la phrase*) nicht Element der Langue, sondern der Parole (CLG, 172, Saussure 1997, 374) und somit dadurch gekennzeichnet, dass Einheiten sich darin situativ und frei kombinieren lassen („liberté des combinaisons“, CLG, 172). Zur Langue dagegen gehören neben den Einzelwörtern aber durchaus auch komplexe Zeichen eines höheren Verfestigungsgrades, wie z. B. Phraseologismen: *avoir mal à (la tête)* oder *prendre la mouche* (CLG, 172).

Betrachten wir aber hier zunächst einmal die Kombinationsfreiheit beim Satz: Hier ist das flexible implizite Regelwissen gefragt, ein Knowing-how im Sinne von Gilbert Ryle (1992), das es Menschen erlaubt, syntagmatische und paradigmatische Relationen zu erkennen und mit ihnen produktiv umzugehen. Dieses Knowing-how ist für eine realistische Modellierung syntaktischen Regelwissens also notwendig; es spielt aber z. B. im Mainstream der Konstruktionsgrammatik kaum eine Rolle. Seit einiger Zeit gibt es zwar einzelne Arbeiten, die diesen Aspekt in die Konstruktionsgrammatik integrieren (u. a. Verhagen 2009; Welke 2009; Schneider 2015) – insgesamt wird das Thema aber eher marginalisiert.

Gerade wenn man syntagmatische und paradigmatische Relationen gebrauchsorientiert reformulieren will, ist das Konzept der Exemplifikation sehr hilf-

⁵ Ausführlich zum Goodman'schen Begriff der Exemplifikation Birk 2008, 47–83.

reich: Mit jeder Äußerung eines sprachlichen Tokens exemplifizieren wir (als Sprecherinnen und Sprecher einer Sprache) den Type, eine syntaktische Verwendung, eine semantische Verwendung und eine pragmatische Verwendung (Dürscheid/Schneider 2015, 189; im Anschluss an Stetter 2005, 82 ff.). Dieser zentrale Gedanke sei nun an folgenden Beispielen verständlicher gemacht:

- *Geht Erna heute schon wieder früher nach Hause?* (A)
- *Ich wundere mich, dass er ihm immer noch auf den Leim geht.* (B)
- *Das geht ja gar nicht!* (C)
- *Wie geht es Dir?* (D)

In allen Beispielsätzen wird der Type *geht* exemplifiziert, und zwar jeweils in unterschiedlichen syntaktischen Verwendungen: A exemplifiziert *geht* in Verberstellung, B in Verbendstellung, C und D in Verbzweitstellung. Semantisch betrachtet, liegt in A eine wörtliche Bedeutung vor, in allen anderen eine metaphorische in einem Phraseologismus, wobei die Grundidee der Fortbewegung in B noch metaphorisch vorhanden, in C und D jedoch verblasst ist. Auch die pragmatische Exemplifikation ist jeweils eine andere: In A erscheint *geht* im Rahmen einer Frage, in D vordergründig auch, wobei es sprechakttheoretisch auch um eine Grußformel handeln kann. In B ist zwar ein Aussagesatz formuliert, aber weniger eine Feststellung getroffen, als Verwunderung zum Ausdruck gebracht, vielleicht auch Kritik. In C wird – wieder im Kleid eines Aussagehauptsatzes – ein Vorwurf, eine deutliche Kritik vorgetragen, eine klare Ablehnung zum Ausdruck gebracht.

So gesehen, können wir uns den Spracherwerb als ein permanentes aktives und rezeptives Exemplifizieren vorstellen: Wir exemplifizieren durch unser fortwährendes Sprechen, Schreiben, Gebärden, und wir verstehen bzw. missverstehen die Exemplifikationen anderer. Bezieht man diese Grundüberlegung auf die Konstruktionsgrammatik, dann lässt sich eine Abstufung verschiedener Konstruktionstypen, hier einmal beginnend mit den komplexesten, ausmachen: Abstrakte komplexe Schemata (wie z. B. das Schema des Aussagehauptsatzes im Deutschen oder die viel diskutierte Ditransitiv-Konstruktion) entstehen dadurch, dass reichhaltige paradigmatische und syntagmatische Varianten exemplifiziert werden. Bei lexikalisch teil- und vollspezifizierten Konstruktionen (z. B. *typisch x* oder auch die modische *kann*-Konstruktion *x [N, Subj] kann y [N, Akk-Obj] Habeck kann Energiewende, Timo kann Karate*)⁶ ist die Varianz schon etwas geringer; und bei Sprichwörtern und Floskeln (*Ende gut, alles gut; Wie geht's?*) handelt es sich um Muster, die jeweils als Ganzes gelernt werden. Dennoch weisen selbst diese –

⁶ Zur *kann*-Konstruktion vgl. Albert 2015.

was z. B. die Aussprache angeht – noch Varianz auf (vgl. Dürscheid/Schneider 2015, 189).

Vom Prozess her gedacht, besteht das grammatische Knowing-how auf allen diesen Ebenen darin, *fortsetzen* zu können, d. h. ein Wort oder eine Wortfolge jeweils als Index dafür zu nehmen, was als nächstes folgen könnte (vgl. Verhagen 2009, 138–140). In Bezug auf das Deutsche können hier u. a. die Valenzgrammatik und das Stellungsfeldermodell gewisse Erklärungen liefern. Wer das abstrakte Muster des deutschen Aussagehauptsatzes beherrscht, verfügt beispielsweise über das Zeichenwissen, dass nach dem Vorfeld ein finites Verb folgen muss, er weiß, wie fortzufahren ist.

Entscheidend für die Idee von Syntax als Prozess sind hier die Begriffe der syntaktischen ‚Projektion‘ und ‚Retraktion‘ (im Sinne der Auer’schen ‚Online-Syntax‘): Sprecherinnen und Sprecher einer Sprache projizieren das, was in der jeweiligen Formulierung gleich kommen kann, und sie sind auch – aufgrund ihrer impliziten Kenntnis paradigmatischer Beziehungen – in der Lage, Syntagmen nachträglich zu bearbeiten, zu präzisieren, durch andere zu ersetzen (Auer 2000/2005).

Gerade die Beschäftigung mit syntaktischer Schematisierung in der Mündlichkeit verschafft uns ein realistischeres Bild davon, wie Langue und Parole zusammenspielen: Nie werden Konstruktionen sozusagen ideal realisiert, in der Regel haben wir es eher mit – wie man vielleicht sagen könnte – *Versatzstücken* zu tun, die in der Interaktion flexibel genutzt werden, um sozusagen kommunikativ am Ball zu bleiben. Man könnte hier von der Langue als einem offenen System von flexiblen Zeichenschemata (Types) sprechen, die strukturalistischen Idealisierungen entgegensteht. Im nächsten Abschnitt dieses Beitrags werden einige Transkriptionen von Tonbeispielen, die dies illustrieren, vorgestellt und interpretiert.

Die hier vorgeschlagene Modellierung von Typenbildung als Exemplifikationsprozess ist gebrauchsorientiert und stellt eine wichtige Ergänzung zur Konstruktionsgrammatik sowie auch zur Interaktionalen Linguistik dar: Indem sie syntaktische Flexibilität modelliert, entlastet sie den Konstruktionsbegriff. Zudem führt sie uns auch zurück zu unserer Eingangsüberlegung, dass die Andockstelle zwischen Langue und Parole eine offene Leerstelle ist. Diese wird durch fortwährende Exemplifikationen immer wieder neu gefüllt, was Sprachwandel, Kulturbezogenheit, sprachliche Kreativität und Innovation erklärt und als selbstverständlich modelliert – ganz im Sinne der Diskursgrammatik:

Mit Bezug auf die syntaktische Exemplifikation können „Syntagmen als Spuren sprachlicher Interaktion“ (Müller 2018, 79) betrachtet werden. Vor allem semantische und pragmatische Exemplifikationen haben viel mit dem „indexikalischen Verweispotential von Zeichen“ (Müller 2018, 79) zu tun. Allgemein gesprochen sind

Zeichenschemata – wie in Abschnitt 2.1 bereits dargelegt – unbegrenzt aufnahme-fähige Semiosepotenziale.

Auch der Normativitätsaspekt ist im Modell der Exemplifikation von vornher-ein erfasst: Im sozialen Gebrauch schleifen sich Formen mehr oder weniger ein, deren Anwendung, implizit oder explizit, erwartet wird, was im Sinne Luh-manns – „zu Strukturen *reziproker* Erwartungserwartungen normativer Art“ führt (Gloy 2012, 31–32; Hervorhebung im Original). Gerade in der mündlichen Interaktion entstehen Gebrauchsnormen, wie sie im Landauer Projekt zum gespro-chenen Standard beschrieben wurden (vgl. nächster Abschnitt). Die Entstehung solcher Gebrauchsnormen verweist auf die normative Seite von Exemplifikation, die der Parole als sozialer Praxis schon immer eingeschrieben ist.

Kommen wir als vor diesem Hintergrund noch einmal auf das Parole-Langue-Diagramm (vgl. S. 43) zurück. Bekanntlich hatte Coseriu (2007, 52–57) vorgeschla-gen, das Saussure'sche Begriffspaar um eine dritte Kategorie zu ergänzen: die Norm. Konzeptualisiert man das Verhältnis jedoch als dialektisches Wechselspiel, wie es in Abschnitt 2.2 beschrieben wurde, dann sieht man, dass die Normativität hier immer schon mitgedacht ist und daher nicht als eigene Kategorie hinzuge-fügt werden muss: Der entscheidende Punkt besteht darin, die Parole nicht nur als individuelle Realisierung, sondern auch als Diskurs zu denken, wie Saussure es ja, vor allem den Quellentexten zufolge, auch getan hat: Im sozial geteilten Ge-brauch bilden sich Gebrauchsnormen heraus, die mit Sprach- und Kulturwandel einhergehen. Hierfür bedarf es allerdings von Anfang an einer Externalisierung der Sprachzeichen (vgl. Linz/Jäger 2004, 11). In der gesprochenen Sprache erfüllen vor allem die real ertönenden Lautgestalten, von Saussure in den „Notes item“ als Aposeme (*aposèmes*) bezeichnet, diese Rolle (Saussure 1997, 359; Jäger 2008): Der menschliche Geist ist auf eine für sich erst einmal bedeutungslose Zeichenhülle, sei es die ertönende Lautgestalt, seien es die sich bewegenden Hände in einer Ge-bärdensprache, sei es eine auf Papier geschriebene Textur, angewiesen, an die er sich heften kann, sodass arbiträre, d. h. frei konstituierte Zeichen als Verbindun-gen von Signifiant und Signifié, im offenen System einer Langue ihren „Wert“ (*valeur*) erhalten können.⁷ Nur wenn eine solche externalisierte und der Gemein-schaft der ZeichnutzerInnen zugängliche Materialität existiert, können überhaupt Langues als Netze von mentalen *Parasemen*, so das Pendant der Aposeme in der Langue, entstehen und sich etablieren: arbiträre Zeichen, die in Differenz zu an-

⁷ Hierzu und zum Folgenden vgl. noch einmal das Diagramm auf S. 43.

deren arbiträren Zeichen desselben Sprachsystems ihre Bedeutung gewinnen und sich im Gebrauch stets wieder zu bewähren haben.⁸

Auf das Thema Exemplifikation bezogen, ließe es sich so formulieren: Mit jedem verlautbarten, gebärdeten oder geschriebenen Token eines Sprachzeichens exemplifizieren wir es als artikulierte Gestalt (als Type) in einer syntaktischen, semantischen und pragmatischen Verwendung. Nur durch solche Exemplifikationsprozesse werden Sprachsysteme immer weiter am Leben gehalten und sind dabei gleichzeitig in einem stetigen kreativen Wandel begriffen. Gerade dadurch, dass parasemisch organisierte Sprachzeichen in ihrer Bedeutung nicht festgelegt, sondern eben arbiträr sind, ist Sinngenese im Rahmen von kulturellem Wandel und Diskursen überhaupt möglich.

Wichtig ist dabei auch, dass die real ertönenden, gebärdeten oder (hand-)geschriebenen Aposeme aufgrund der Individualität der Realisierungen stets zahlreiche Eigenschaften aufweisen, die für die *Identifizierung* der Zeichen nicht unbedingt relevant sind – ein Phänomen, das Karl Bühler mit dem Begriff der „abstraktiven Relevanz“ charakterisiert.⁹ Wenn wir z. B. ein Wort als Token seines internalisierten Types identifizieren, dann abstrahieren wir von der Tonhöhe, der Sprechgeschwindigkeit oder dem regionalen Akzent und filtern die jeweils sprachsystematisch relevanten Eigenschaften heraus. In diesem Sinne weisen die Aposeme stets mehr Eigenschaften auf, als für das bloße Identifizieren notwendig wären. Anderseits aber haben Sprachzeichen, als Aposeme wie auch als Paraseme, prima facie niemals so viele Eigenschaften, als dass sich der jeweilige Sinn voraussagen ließe. Genau dies ist ja notwendige Bedingung für die Freiheit und Kreativität des Verstehens. Erst in der konkreten Semiose, bei der Aposem und Parasem als Dimensionen des Sprachzeichens in ein Wechselspiel treten, konstituiert sich individuell verstandener Sinn. Für dieses Verstehen von Zeichen im Gebrauch ist also immer ein Hinzudenken nötig, das Bühler mit dem Begriff der „apperzeptiven Ergänzung“, gewissermaßen dem Gegenbegriff zur „abstraktiven Relevanz“, charakterisiert.

An all diese Konzepte wird hier vor allem deshalb erinnert, weil sie die Relevanz von Zeichentheorien für die Diskursgrammatik verdeutlichen: In Diskursen haben wir es nie mit starren Signifikanten und starren Referenzobjekten zu tun, sondern wir gebrauchen, verstehen und konstruieren Sprachzeichen, d. h. diffe-

⁸ Vgl. das Diagramm auf S. 43. Damit dieses Modell funktionieren kann, muss übrigens auch ein gedankliches Aposem im Sinne eines „inneren Sprechens“ (vgl. Vygotskij 2002) angenommen werden, denn die Langue ist zwar innerlich, aber sie ist ein offenes System von Semiosepotenzialen und damit nicht Performanz oder Vollzug. Auch eine „Performanz des Denkens“ ist eine Aktualisierung von Aposemen; vgl. Schneider 2015 und 2023.

⁹ Zu den Begriffen der „abstraktiven Relevanz“ sowie der „apperzeptiven Ergänzung“ vgl. Bühler 1999, 28–30, 40, 42–46, 224–225, 286–287.

renzielle Paraseme, als flexible, immer wieder neu herzustellende Verbindungen von Signifiants und Signifiés, die in Differenz zu anderen Parasemen interaktiv, im Diskurs, Bedeutung gewinnen.

4 Beispiele aus der Empirie: Zur sozialen und kulturellen Bedeutung von Grammatik

Im verbleibenden Teil dieses Aufsatzes soll nun das theoretische Entwickelte an empirischem Material konkretisiert werden.

- In Abschnitt 4.1 werden Konstruktionen und Konstruktionswechsel interaktionaler gesprochener Sprache analysiert, welche dem gesprochenen Gebrauchsstandard zugeordnet werden können. Sie veranschaulichen den Realitätsbezug des in den vorangegangenen Abschnitten entwickelten Langue-Begriffs. Die Langue lässt sich als ein offenes System von Types begreifen – von variablen Versatzstücken, die in fortwährenden Exemplifikationen immer wieder neu kombiniert werden. Hierbei spielt die interaktionslinguistische Grundidee des ‚Fortsetzen-könnens‘ (siehe Abschnitt 3) eine zentrale Rolle. Die zu analysierenden Transkripte stammen zum Teil aus dem Korpus des Landauer DFG-Projekts „Gesprochener Standard“ (2013–2018), beinhalten aber auch aktuellere Beispiele aus verschiedenen Rundfunk- und Fernsehbeiträgen.
- In Abschnitt 4.2 werden weitere Transkripte interaktionaler Sprache, insbesondere aus Rundfunkbeiträgen, analysiert, in denen Phänomene vorkommen, die mit *Gender-Sprachwandel*, insbesondere im Bereich der Wortbildung, zu tun haben. Die Analyse dieser Beispiele dient dazu, normative Aspekte der Parole-Langue-Dialektik und des Sprachwandels zu verdeutlichen, wobei insbesondere implizite Aushandlungsprozesse, verbunden mit Erwartungserwartungen und zum Teil hyperkorrektem Sprechverhalten, fokussiert werden.

4.1 Phänomene des syntaktischen Gebrauchsstandards

Im Projekt „Gesprochener Standard“ wurden Gebrauch und Wahrnehmung von gesprochensprachlichen syntaktischen Konstruktionen untersucht, die von der schriftlichen Norm abweichen, im Mündlichen dagegen auch in überregionalen, formellen Kontexten unmarkiert und in diesem Sinne ‚normal‘ sind. Hierbei ging es uns zwar auch um salientere Phänomene wie *weil*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung, vor allem aber um Phänomene, die sich – mit Wolfgang Imo (2010) gesprochen – einer „versteckten Grammatik“ zuordnen lassen. Sie bleiben als grammati-

sche Phänomene meistens unterhalb der Wahrnehmungsschwelle und lassen sich gleichwohl im Sinne der Online-Syntax aus den Bedingungen der Mündlichkeit erklären und funktional beschreiben. Bei allen diesen handelt es sich um Beispiele für das von Müller (2018, 95) angesprochene „Inventar an grammatischen Mustern [...], deren Entstehungs- und Funktionsbereich in der mündlichen Interaktion liegt.“ (Müller 2018, 95) Im Folgenden konzentriere ich mich auf drei dieser Phänomenbereiche, die allesamt in unserem Projektkorpus stark repräsentiert waren: Referenz-Aussage-Strukturen, Apokoinu-Konstruktionen und Apokoinu-Konstruktionswechsel.

4.1.1 Referenz-Aussage-Struktur

Referenz-Aussage-Struktur ist ein Terminus, der von Reinhard Fiehler (2000) eingeführt wurde, um dem Skriptizismus der traditionellen Bezeichnung *Linksversetzung* zu entgehen, der gesprochene Sprache verräumlicht und daher potenziell irreführend ist. Referenz-Aussage-Strukturen bestehen aus einem Referenz-Ausdruck sowie einem Prädikationsteil, der eine Proform beinhaltet. Ein prototypisches Beispiel ist das folgende:

(1) Dürr

- 01 die prEIsbremse auf der EIen seite,
 02 sie !MUSS! einhergehen °h mit einer ausweitung der kapazitÄt,¹⁰

Diese Äußerung stammt aus einem DLF-Interview mit dem FDP-Fraktionsvorsitzenden Christian Dürr, der am 27. September 2022 zum Thema ‚Energiepreisbremse‘ befragt wurde. Er referiert hier mit dem Ausdruck *die preisbremse auf der einen seite* auf das entsprechende Phänomen und macht darüber eine Aussage, die mit der Proform *sie* eingeleitet wird. Das Wort *muss* wird sehr stark betont, wodurch die explizite Forderung einer Ausweitung der Kapazität zusätzlich verstärkt wird. In der interaktionalen Mündlichkeit haben solche Konstruktionen häufig die Funktion, das Referenzobjekt deutlicher hervorzuheben, indem Referenz- und Prädikations-Handlung klar voneinander getrennt werden. Häufig erfolgen sie in der Face-to-face-Kommunikation auch in Verbindung mit einer Zeigegeste: *die tür da (-) können sie die mal bitte schließen*, wobei auch die umgekehrte Reihenfolge möglich ist, sodass wir auch von Aussage-Referenz-Strukturen sprechen (vgl. Schneider, Butterworth, Hahn 2018, 106–121): *können sie die mal bitte schließen (-) die tür da?*

¹⁰ deutschlandfunk.de/interview-mit-christian-duerr-fdp-fraktionsvorsitzender-bundestag-zugasumlage-dlf-0c6cd03d-100.html (3:06-3.11). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

Ob mit oder ohne Zeigegeste: Die Referenz-Aussage-Struktur ermöglicht es in der Interaktion, das Referenz-Objekt oder auch das ‚Thema‘ aus dem Gesamt-sprechakt herauszugreifen und sozusagen als ‚Anker‘ in den Raum zu stellen, um gegebenenfalls auch wieder darauf zurückgreifen zu können. Dies wird beim folgenden Beispiel deutlicher:

(2) Ebeling

- 01 und mich erinnern halt **die berIchte die MÄNner mir (.) mItteilen,**
- 02 äh in_ner GROßen Offenheit=
- 03 =da bin ich auch sehr DANKbar drÜber,
- 04 **die erInnern mich halt auch an situationen die ich (.) kENne aus berichterstattung von FRAUen.**¹¹

In diesem Ausschnitt einer Anne-Will-Talkshow zum Thema ‚Sexismus‘ (30. Januar 2013) äußert sich Monika Ebeling, die ehemalige Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Goslar. Sie nimmt auf Berichte von Männern Bezug, macht dieses Thema sozusagen als Anker fest, formuliert dann in den Zeilen 02 und 03 einen präzisierenden Einschub, um dann mit der Proform wieder auf das verankerte Thema zurückzukommen und die Prädikation bzw. Aussage zu formulieren. Dieses Beispiel zeigt einmal mehr entgegen weitverbreiteten Vorurteilen, dass die Syntax der gesprochenen Sprache keineswegs per se einfacher oder parataktischer ist als die der geschriebenen, sondern in Wirklichkeit oft hochkomplex und mit herkömmlichen Strukturbäumen relativ schwer erfassbar. Genau dies ist hier mit Types als variablen Versatzstücken gemeint: Die Sprecherin hat das implizite Grammatik- oder Zeichenwissen, das Knowing-how, das es ihr erlaubt, in Zeile 01 eine Nominalphrase mit Relativsatz zu erzeugen, um dann nach der Parenthese mithilfe der Proform auf diese Nominalphrase zurückzugreifen und so für sich selbst und die Zuhörerschaft den roten Faden des Verstehens zu sichern. Die Bezugnahmen sind klar, die Äußerung grammatisch hochkomplex und von einer ausgeprägten Sprachkompetenz zeugend, wenngleich nicht in das starre Korsett der schriftlichen Grammatiknorm gezwängt.

4.1.2 Apokoinu-Konstruktion und Apokoinu-Konstruktionswechsel

Apokoinu-Konstruktionen bilden nach den Ergebnissen des Landauer DFG-Projekts (Schneider/Butterworth/Hahn, 168–182) wohl denjenigen Konstruktions-typ, der die Existenz eines gesprochenen Standards am deutlichsten macht: Apo-

¹¹ Die Sendung ist leider nicht mehr online verfügbar.

koinu-Konstruktionen stellen, wie z. B. schon Poncin es in ihrer Dissertation (Poncin 2000) ausführlich und Fiehler im Kapitel „Gesprochene Sprache“ der Duden-Grammatik (Duden 4 2016) knapp dargelegt hat, ein klares sprachliches Schema dar, und damit nach unserer Definition einen Type, bestehend aus einem Eröffnungsteil A, dem Koinon B (altgriech.: ‚dem Gemeinsamen‘) und dem Schlussteil C (Schneider/Butterworth/Hahn 2018, 168):

A	B	C
ich bin auch	zweitausendFÜNF	bin ich vom glAUBen abgefallen,

A und B bilden eine auch in der geschriebenen Standardsprache syntaktisch reguläre Folge, B und C ebenfalls. Die Folge A + B + C ist im geschriebenen Standard irregulär, während sie im gesprochenen unmarkiert und regelhaft ist. Sie wird – auch in formelleren, überregionalen Kontexten – zumindest in unseren Daten – nie kommunikativ bearbeitet; es erfolgen keine Selbstreparaturen im Hinblick auf diese Konstruktion als solche, höchstens im Hinblick auf Formulierungsprobleme den jeweiligen Inhalt betreffend, nie aber solch explizite Selbstkorrekturen, wie sie manchmal bei salienteren Konstruktionen erfolgen (*Sie ist größer wie, nein, größer als er*). Wie eine Art Scharnier ist das Koinon B sowohl mit A als auch mit C verbunden, B und C bilden sogar, auch dies ein formales Kriterium für eine Apokoinu-Konstruktion, eine vollständige syntaktische Struktur (*zweitausendfünf bin ich vom glauben abgefallen*), während A und B keine geschlossene Gestalt bilden, sondern eine Fortsetzung projizieren (vgl. Schneider/Butterworth/Hahn 2018, 168).

Im Folgenden soll nun gezeigt werden, inwiefern besonders solche Apokoinu-Konstruktionen das hier präsentierte Bild der Langue als eines offenen Systems von variablen Types plausibel machen. Bei dem ersten Beispiel handelt es sich um einen sehr eindeutigen Fall einer solchen Konstruktion:

(3) Lesch

- 01 sie nEnnen sich !UM! auch n bisschen die probleme mit der
wissenschaft äh zu vermEiden,
02 NENnen sie sich Anhänger der intelligent desIgn theorie.¹²

Das Beispiel entstammt einer populärwissenschaftlichen Sendung des Physikers Harald Lesch, der sich über Menschen äußert, die dem Kreationismus folgen und

¹² youtube.com/watch?v=D3dT44jH0iE (0:43-0:51). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

aus religiösen Gründen die Evolutionstheorie in Abrede stellen. Das Koinon (*um auch n bisschen die Probleme mit der Wissenschaft äh zu vermeiden*) ist hier relativ lang, was eine wichtige Funktion solcher Konstruktionen veranschaulicht: Gerade wenn dieser ‚Zwischenteil‘ eine gewisse Zeit in der Online-Prozessierung beansprucht, ist es kommunikativ hilfreich und zweckmäßig, das verwendete Verb wieder aufzunehmen, um auch hier den roten Faden sowohl für die Sprechenden selbst als auch für die Zuhörerschaft zu sichern.

Die Fähigkeit zu projizieren, also in der Produktion und Rezeption von gesprochener Sprache syntaktisch fortfahren zu können, zeigt sich aber nicht nur dann, wenn die gleiche oder minimal abgewandelte Verbform wiederholt wird, sondern auch, wenn SprecherInnen in der Lage sind, das Koinon wiederum als Anker zu nutzen, um in eine andere als die wohl ursprünglich intendierte Formulierungsrichtung ‚abzubiegen‘, sodass zwei unterschiedliche kognitive Schemata abgerufen werden. Ist dies der Fall, dann sprechen wir von einem Apokoinu-Konstruktionswechsel (vgl. Schneider/Butterworth/Hahn 2018, 174). Ein Beispiel hierfür gibt es in folgender Sequenz zwischen dem Interviewer des DLF und dem FDP-Politiker Wolfgang Kubicki, wo dieser am 18. März 2018 zu Angela Merkel befragt wird:

(5) Kubicki

- 01 I am MITTwoch steht die erste regIErungserklärung an herr kubicki,
- 02 was muss ANgela merkel sAgen? (--)
- 03 K °h sIE äh MUSS dem land eine perspektIve geben und über das hinausgehen was bisher STANDard war-=
- 04 =also zu erKLÄren (.) wir wollen das land gerechter machen wir wollen den zusammenhalt der gesEllschaft äh FUNdamental rEgeln, (.)
- 05 °h wIrd nicht ausreichen **es wird konkrete MASSnahmen** ähm,
- 06 **MUSS sie vorschlagen,**
- 07 **WIE** will sie Umgehen mit der mangelhaften ausrüstung der BUNdeswehr?¹³

Kubicki ändert seine Formulierungsstrategie mitten in der Äußerung, bricht aber nicht ab, sondern nutzt den Anker *konkrete maßnahmen*, um einen neuen Gedanken zu formulieren. Hier zeigt sich, dass es gerade ein Zeichen von kommunikativer Kompetenz sein kann, das bereits Gesagte aufzugreifen, ohne ganz neu ansetzen zu müssen. In Diskussionen kann dies zum Beispiel auch dabei helfen, das

¹³ Die Tondatei liegt mir vor; sie ist aber nicht mehr im Archiv der DLF-Mediathek auffindbar.

Rederecht zu behalten oder Unsicherheitsmarker, die sich aus Abbrüchen ergeben können, zu vermeiden.

4.2 Gendern zwischen Diskurs und Grammatik

Der aktuelle Gendersprachwandel ist in besonderer Weise geeignet, das Verhältnis von Diskurs und Grammatik zu verdeutlichen. Während es bei den diskutierten Syntax-Phänomenen des gesprochenen Standards um implizite, unterschwellige Gebrauchsnormen im Sinne einer ‚Normalität‘ ging, ist beim Gendersprachwandel zusätzlich etwas anderes im Spiel: Da es sich hier um ein gesellschaftlich relevant gesetztes Thema handelt, das kontrovers diskutiert wird und hohe öffentliche Aufmerksamkeit erhält, ist es mit ausgeprägten impliziten aber auch expliziten Aushandlungsprozessen in Bezug auf die ‚richtige‘ Norm verbunden. Die Norm ist einerseits noch sehr fluide, man könnte auch sagen: prekär, gleichzeitig verspricht ihre Erfüllung soziales Kapital (hierzu genauer Schneider 2021), ihre Nicht-Erfüllung Prestigeverlust oder gar Sanktionierung. Somit lässt sich hier erfahren, wie sehr kultureller Wandel auch mit Grammatikwandel einhergehen kann. Ein Motor dieses Wandels ist sozialer Druck, sei es auch bloß gefühlter sozialer Druck, der sich in sprachlichen Unsicherheiten äußert und Hyperkorrekturen begünstigt. Dies zeigt sich z. B., wenn etwa ein erfahrener Rundfunkredakteur in einem Beitrag von *CDU-Mitgliederinnen und -Mitgliedern*¹⁴ spricht oder ein Politologe im Interview von *Abgeordnetinnen*:

(6) Krause

- 01 und äh ich versteh das nicht,
- 02 dass man nicht ant **abgeordnete oder abgeordnetINnen**=
- 03 =die sich schon mit vertEIdigungspolitik beFASST haben-
- 04 die einfach dort eine °h kenntnisstand haben-
- 05 dass man die nicht zu zu verTEIdigungsministern macht.¹⁵

¹⁴ Diese Tonaufnahme von Moritz Küpper hatte ich im Mai 2019 in der DLF-Mediathek heruntergeladen. Eine neuerliche Überprüfung des Links am 16.03.2020 hat aber interessanterweise ergeben, dass die Tonaufnahme nun nachträglich bearbeitet und – wohl nachdem die Hyperkorrektheit gemerkt worden war – *Mitgliederinnen* gelöscht wurde.

¹⁵ deutschlandfunk.de/herkulesaufgabe-bundeswehr-interview-joachim-krause-universitaet-kiel-dlf-e1572983-100.html (ab 02:03). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

Nun soll damit nicht behauptet werden, dass irregulär gebildete Wortformen wie *Mitgliederinnen* oder *Abgeordnetinnen* irgendwann zur Standardgrammatik des Deutschen gehören. Ihr Gebrauch zeugt aber von sprachlicher Unsicherheit, gefühltem normativen Druck sowie dem Bemühen um eine ‚politisch korrekte‘ Ausdrucksweise, das an anderer Stelle sehr wohl Sprachwandel herbeiführt: Formen wie *Studierende*¹⁶ und *Geflüchtete* haben sich bereits etabliert: im einen Fall, um das geschlechtsübergreifende Maskulinum *Studenten* zu vermeiden, im anderen, um das Maskulinum *Flüchtlings* durch ein Partizip II zu ersetzen, das als Maskulinum oder auch als Femininum interpretierbar ist. Dies sind keine hyperkorrekten Formen – das hyperkorrekte Analogon zu *Abgeordnetinnen* wäre *Geflüchtetinnen* –, aber ebenfalls solche, deren häufige Verwendung durch gesellschaftlichen Wandel und auch sozialen Druck erklärbar sind.

Die Normativität des mündlichen Genders zeigt sich auch, wenn eine Radio-Journalistin ein geschlechtsübergreifendes Maskulinum in einer Selbstreparatur durch ein Femininum mit Glottisverschlusslaut ersetzt:

(7) Büüske

- 01 °h ich finde es gab da ne GANZ spannende szene nach der vereidigung von ramelow-=
 02 =da kamen ja so die polItiker einer nach dem anderen zu ihm die polItiker²INnen °h,
 03 um ihm zu gratuLIEren?¹⁷

Gelegentlich ist auch die Grenze zwischen einer Hyperkorrektur und einem möglichen Sprachwandelphänomen fließend. Wie ist es z. B. zu interpretieren, wenn ein Femininum mit Glottisverschlusslaut und ein Maskulinum koordiniert werden:

¹⁶ Die gebetsmühlenhaft vorgetragene und oft als sprachwissenschaftlich unumstrittener Gemeinplatz hingestellte Behauptung, das Partizip I sei hier unkorrekt verwendet, da es immer ausdrücke, dass etwas gerade im Moment geschehe, ist nachweislich falsch. Schon Ausdrücke wie *Regierender Bürgermeister* und *Parteivorsitzende* machen dies klar: Eine Vorsitzende bleibt es auch, wenn sie in Urlaub ist, Entsprechendes gilt für einen Studierenden. Auch historisch ist die Behauptung nachweislich falsch, da das Partizip *Studierende* schon im 19. Jahrhundert in Behördenexten gut belegt ist (vgl. Elmiger/Tunger/Schaeffer-Lacroix 2017, 46). Neu sind solche Partizipien also nicht. Neu aber ist, dass sie viel häufiger auftreten und zunehmend Ausdruck davon sind, dass die SprecherInnen sich um einen geschlechterbewussten Sprachgebrauch bemühen.

¹⁷ deutschlandfunk.de/der-tag-versagt-die-eu-in-der-fluechtlingsfrage-100.html (ab 20:45). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

(8) Paulus

01 in dem verfahren waren auch **expErt[?]innen und experten** AUS den
mitgliedsstaaten jederzeit EIngebunden.¹⁸

Einerseits könnte man ja annehmen, dass die Verwendung des Glottisverschlusslautes symbolisieren soll, dass mit dem Ausdruck *Expert[?]innen* auf Menschen aller Geschlechter Bezug genommen wird, dann wäre die Hinzufügung des Maskulinums *Experten* hyperkorrekt. Andererseits scheinen manche auch der Auffassung zu sein, doppelt halte hier sozusagen besser und man könne mit einer Koordination, wie sie hier erfolgt, alle zufriedenstellen: sowohl diejenigen, die mit Glottisverschluss gendern wollen, als auch diejenigen, die das Maskulinum noch zusätzlich verwenden wollen. Wenn man genauer darüber nachdenkt, ist diese ‚All-in-one-Option‘ keine logisch stringente, es ist aber nicht gänzlich ausgeschlossen, dass sich auch eine solche Form etablieren könnte.

Sprachsystematisch betrachtet, lässt sich jedenfalls die These wagen, dass durch die vermehrte Koordination von Femininum und Maskulinum, also die ausführliche Doppelnennung (*Expertinnen und Experten*) die geschlechtsübergreifende Bedeutung des Maskulinums zunehmend unter Druck gerät, da mit den Maskulina tatsächlich immer häufiger ausschließlich auf männliche Personen referiert wird. War sie überhaupt jemals Teil der Wortbedeutung des Maskulinums (Müller-Spitzer 2021, 7), oder basierte sie – wie Diewald (2021) es sieht – schon immer auf einer Implikatur, die durch die Rezipierenden jeweils vollzogen werden musste, sodass es sich seit je her um eine pragmatische, nicht um eine semantische Bedeutung handelte? Führt die große Häufigkeit solcher Doppelnenngungen zu grammatischem Wandel in dem Sinne, dass die verfestigte ‚generische‘ Bedeutung des Maskulinums verschwindet und nun wirklich nur noch als Implikatur verstanden werden kann? Oder entwickelt sich vielleicht neben dem generischen Maskulinum auch ein generisches Femininum? Letzteres liegt nah, wenn man die Verwendung sogenannter Streufeminina und -maskulina analysiert:

(9) Büüske

01 vielleicht schauen wir zunächst mal auf die **WÄHLerinnen** der a ef
DE;
02 sie ham ja jetzt in einer neuen UMfrage herausgearbeitet,
03 dass man da KEInesfalls von sowas wie protEstwahl sprechen kann,

¹⁸ deutschlandfunk.de/eu-vertraege-mit-impfstoffherstellern-mehr-transparenz-100.html (2:26-2:28). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

04 SONdern-

05 viele WÄHLer sind überzEUgungstäter wie sie schrEIben;

06 in welcher HINsicht?¹⁹

Die oben bereits zitierte DLF-Moderatorin Ann-Kathrin Büüsker wechselt hier in einem Interview mit dem Meinungsforscher Manfred Güllner zwischen den Wortformen *Wählerinnen* und *Wähler*, wobei der Kontext deutlich macht, dass in beiden Fällen eine generische Verwendung intendiert ist. Analog dazu changiert sie im selben Interview auch zwischen den Komposita *Wählerinnenpotenzial* und *Wählerpotenzial*²⁰. Büüskers Kollegin Sarah Zerback wechselt auf ähnliche Weise zwischen einem Maskulinum und einem Femininum mit Glottisverschlusslaut, zuerst spricht sie von *Risikopatienten* und kurz danach auch von *Risikopatient'innen*, wobei sich die beiden Ausdrücke von der Referenz her nicht unterscheiden lassen und wohl beide generisch gemeint sind.²¹

All diese Beispiele zeigen den fließenden Übergang zwischen Ad-hoc-Phänomenen und etablierten Normen, auch zwischen pragmatischer und semantischer Bedeutung. Wird der Glottisverschlusslaut beim Gendern mittelfristig zum Standard? Entwickelt sich durch Streufeminina und Wechselpraxis ein generisches Femininum? Welche geschlechtsneutralen Ersatzformen etablieren sich und welche nicht? Es bleibt eine offene empirische Frage, wie sich die syntaktischen Typenbildungsprozesse, deren Grundverfahren in Abschnitt 2 und 3 skizziert wurden, hier entwickeln und welche Formen in Zukunft jeweils für das Fragezeichen im K-System des Standarddeutschen stehen und damit die Andockstelle von Langue und Parole bilden (vgl. oben Abschnitt 2.2).

5 Schluss

Aktuelle Genderpraktiken sind gute Beispiele dafür, dass sprachliche Zeichen und auch grammatische Verfestigungen in sozialen Prozessen entstehen und diese Prozesse gleichzeitig selbst mit hervorbringen. Mit jeder Äußerung eines Tokens, eines Aposems im Saussure'schen Sinne, sei es nun ein generisch intendiertes Femi-

¹⁹ deutschlandfunk.de/afd-parteitag-meinungsforscher-die-afd-ist-keine-100.html (0:15-0:29). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

²⁰ deutschlandfunk.de/afd-parteitag-meinungsforscher-die-afd-ist-keine-100.html (4:35-6:00). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

²¹ deutschlandfunk.de/corona-medizinische-versorgung-risikokommunikation-interview-michael-bauer-dlf-33af6d16-100.html (6:02-6:22). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

ninum, ein Femininum mit Glottisverschlusslaut oder ein durch Genderpraktiken motiviertes Partizip I, exemplifizieren wir nicht nur den sich verfestigenden Type, sondern immer auch eine syntaktische, eine semantische und eine pragmatische Verwendung. Insofern ist dieser Ansatz durchgängig gebrauchsorientiert und gleichzeitig stets bezogen auf das parasemische, wandelbare Netz, das wir Sprachsystem nennen. Ein umfassendes Bild von Typenbildungsprozessen mitsamt ihrer Normativität und Indexikalität ergibt sich erst aus einer Analyse des dialektischen Zusammenspiels von Parole und Langue.

Die Beschäftigung mit der Syntax mündlicher Phänomene, wie sie in Abschnitt 4.1 präsentiert wurde, stellt die Vorstellung einer *starren* Langue fortwährend in Frage. Wir fassen die Langue als ein offenes System von Semiosepotenzialen, von flexiblen Versatzstücken, auf und nehmen damit die Prozesshaftigkeit der Syntax in den Blick. Syntaktische Typenbildungsprozesse sind nie isoliert zu betrachten, sondern immer eingebettet in konkrete soziale Prozesse. Diskurs und Grammatik lassen sich als zwei ineinander verwobene Dimensionen von Sprache begreifen. Dies zeigt einmal mehr, wie nah die Idee sprachlicher Typenbildung durch Exemplifikation einer Diskursgrammatik steht, wie Müller sie in seinem Handbuchartikel präsentiert. Will die Diskursgrammatik wirklich Grammatik sein, dann muss sie kontextsensitive Phänomene stets auch als Instanzen von Typenbildungsprozessen betrachten.

Während kontexttranszendent grammatische Phänomene bis dato eher Gegenstand der Grammatikalisierungsforschung waren, tendieren diskursgrammatische Studien eher zu kontextsensitiven Phänomenen. Es scheint aber nicht sinnvoll zu sein, hier einer neuen Gewaltenteilung das Wort zu reden, wie sie vormals zwischen Grammatikforschung und Soziolinguistik geherrscht hat, sondern in der zukünftigen Forschung vielmehr Grammatik als ein Phänomen zu beschreiben und erfassbar zu machen, das in sozialen Situationen entsteht, sich wandelt und auf die Systemebene transzendent wird. (Müller 2018, 80)

Literatur

- Albert, Georg (2015): Konstruktionen in unterschiedlichen medialen Kontexten. In: Dürscheid, Christa/Schneider, Jan G. (Hgg.): Handbuch Satz, Äußerung, Schema [= Handbücher Sprachwissen 4]. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 527–550.
- Auer, Peter (2000): On line-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, S. 43–56.
- Auer, Peter (2005): Syntax als Prozess. In: Interaction and Linguistic Structure (InLiSt) 41. Online-Ressource: <http://www.inlist.uni-bayreuth.de/issues/41/InLiSt41.pdf> (Stand: 02.04.2025).
- Birk, Elisabeth (2008): Mustergebrauch bei Goodman und Wittgenstein. Eine Studie zum Verhältnis von Beispiel und Regel. Tübingen: Narr.
- Bückler, Jörg (2012): Sprachhandeln und Sprachwissen: Grammatische Konstruktionen in der kommunikativen Praxis. Berlin/Boston: de Gruyter.

- Bühler, Karl (1999): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Ungekürzter Neudruck der Ausgabe von 1934. 3. Aufl. Stuttgart: Lucius & Lucius (= Uni-Taschenbücher 1159).
- Chomsky, Noam (1986): Knowledge of Language. Its Nature, Origin and Use. New York: Praeger.
- Coseriu, Eugenio (2007): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. 2. Auflage. Tübingen: Narr.
- Diewald, Gabriele (2021): Das „generische Maskulinum“. Online-Ressource: <https://www.sprache-und-gendern.de/beitraege/das-generische-maskulinum> (Stand: 02.04.2025).
- Duden 4 2016 = Wöllstein, Angelika/Dudenredaktion (Hg.) (2016): Die Grammatik. 9. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa/Schneider, Jan Georg (2015): Satz, Äußerung, Schema. Überlegungen zu einer modalitätsübergreifenden Einheitenbildung. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hgg.): Handbuch Sprache und Wissen [= Handbücher Sprachwissen 1]. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 167–194.
- Elmiger, Daniel/Tunger, Verena/Schaeffer-Lacroix, Verena (2017): Geschlechtergerechte Behördentexte. Linguistische Untersuchungen und Stimmen zur Umsetzung in der mehrsprachigen Schweiz. Genève: Université de Genève. Online-Ressource: <https://archiveouverte.unige.ch/unige:92322> (Stand: 02.04.2025).
- Fiehler, Reinhart (2000): Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. In: Sprache und Literatur 85, S. 23–42.
- Gloy, Klaus (2012): Empirie des Nicht-Empirischen. Sprachnormen im Dreieck von Beschreibung, Konstitution und Evaluation. In: Günthner, Susanne et al. (Hgg.): Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 23–40.
- Goodman, Nelson (1998): Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Übers. von Bernd Philippi. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Günthner, Susanne (2018): Routinisierte Muster in der Interaktion. Verfestigte prosodische Gestalten, grammatische Konstruktionen und kommunikative Gattungen bei der Konstruktion sozialer Handlungen. In: Deppermann, Arnulf/Reineke, Silke (Hgg.): Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 29–50.
- Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hgg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 262–286.
- Hilpert, Martin/Diessel, Holger (2016): Entrenchment in Construction Grammar. In: Schmid, Hans-Jörg (Hg.): Entrenchment and the Psychology of Language Learning: How We Reorganize and Adapt Linguistic Knowledge. Berlin/Boston: de Gruyter Mouton, S. 57–74.
- Imo, Wolfgang (2010): ,Versteckte Grammatik': Weshalb qualitative Analysen gesprochener Sprache für die Grammatik(be)schreibung notwendig sind. In: Suntrup, Rudolf et al. (Hgg.): Usbekisch-deutsche Studien III: Sprache – Literatur – Kultur – Didaktik. Münster: LIT, S. 261–284.
- Jäger, Ludwig (1976): F. de Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache. Ein Plädoyer für die Rekonstruktion des Saussureschen Denkens in seiner authentischen Gestalt. In: Linguistik und Didaktik 27, S. 210–244.
- Jäger, Ludwig (2008): Aposème und Parasème: Das Spiel der Zeichen – Saussures semiologische Skizzen in den „Notes“. In: Zeitschrift für Semiotik, 30, 1–2 (= Themenhaft „Medialität und Sozialität sprachlicher Zeichen“, hg. von Jan Georg Schneider), S. 49–71.
- Jäger, Ludwig (2010): Ferdinand de Saussure zur Einführung. Hamburg: Junius.

- Kant, Immanuel (1911): Kritik der reinen Vernunft. In: Ders.: Gesammelte Schriften, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademieausgabe), Band III. Berlin. – Zitiert als KrV B.
- Linz, Erika/Jäger, Ludwig (2004): Einleitung. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hgg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München: Fink, S. 9–14.
- Müller, Marcus (2018): Diskursgrammatik. In: Warnke, Ingo H. (Hgg.): Handbuch Diskurs [= Handbücher Sprachwissen 6]. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 75–103.
- Müller-Spitzer, Carolin (2021): Geschlechtergerechte Sprache: Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit? In: Sprachreport, 37, 2, S. 1–12.
- Poncin, Kristina (2000): Apokoinukonstruktionen. Empirische Untersuchung ihrer Verwendung in aufgabenorientierten Dialogen und Diskussion ihrer grammatischen Modellierbarkeit in einer Unifikationsgrammatik. Online-Ressource: <https://pub.uni-bielefeld.de/publication/2306203> (Stand: 02.04.2025).
- Ryle, Gilbert (1992): Der Begriff des Geistes. Übers. von K. Baier. Stuttgart: Reclam.
- Saussure, Ferdinand de (1967): Cours de linguistique générale. Edition critique par Rudolf Engler. Wiesbaden: Harrassowitz. – Zitiert als CLG/E (I) mit Seitenzahl und Fragmentierungsziffer.
- Saussure, Ferdinand de (1972): Cours de linguistique générale. Edition critique préparé par Tullio de Mauro. Paris: Payot. – Zitiert als CLG.
- Saussure, Ferdinand de (1997): Linguistik und Semiology. Notizen aus dem Nachlaß. Texte Briefe und Dokumente. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schneider, Jan Georg (2008): Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive [= LIT 29]. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schneider, Jan Georg (2015): Syntaktische Schemabildung – zeichentheoretisch betrachtet. In: Dürscheid, Christa/Schneider, Jan G. (Hgg.): Handbuch Satz, Äußerung, Schema [= Handbücher Sprachwissen 4]. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 125–151.
- Schneider, Jan Georg (2021): Zum prekären Status sprachlicher Verbindlichkeit: Gendern im Deutschen. In: Raab, Jürgen/Heck, Justus (Hgg.): Prekäre Verbindlichkeiten. Studien an den Problemschwellen normativer Ordnungen. Wiesbaden: Springer VS (Reihe „Wissen, Kommunikation und Gesellschaft“), S. 17–43.
- Schneider, Jan Georg (2023): Die Performanz des Denkens: Zum hermeneutischen Kern der Saussure'schen Parole-Langue-Dialektik. In: Sprache und Literatur, 52/2, 186–193.
- Schneider, Jan Georg/Butterworth, Judith/Hahn, Nadine (2018): Gesprochener Standard in syntaktischer Perspektive. Theoretische Grundlagen – Empirie – didaktische Konsequenzen. Tübingen: Stauffenburg (= Stauffenburg Linguistik 99).
- Stetter, Christian (2005): System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Tomasello, Michael (2003): Constructing a Language. A Usage-Based Theory of Language Acquisition. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.
- Verhagen, Arie (2009): The conception of constructions as complex signs: Emergence of structure and reduction to usage. In: Constructions and Frames 1.1, S. 119–152.
- Vygotskij, Lev S. (2002): Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen. Hg. und aus dem Russischen übersetzt von Joachim Lompscher und Georg Rückriem. Weinheim/Basel: Beltz.
- Welke, Klaus (2009): Konstruktionsvererbung, Valenzvererbung und die Reichweite von Konstruktionen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37, S. 514–543.

Christa Dürscheid

Diskursgrammatik und Variationslinguistik: eine Bestandsaufnahme

1 Vorbemerkungen

In diesem Beitrag werden zwei Forschungsrichtungen zueinander in Beziehung gesetzt, die beide mit dem Sprachgebrauch befasst sind, aber auf den ersten Blick wenig gemeinsam haben: die Diskursgrammatik und die Variationslinguistik. Die Diskursgrammatik, das sei zunächst als vorläufige Definition mit Müller (2018, 77) festgehalten, hat „die grammatische Beschreibung im Rahmen einer Diskurstheorie der Sprache“ zum Gegenstand. Dabei liegt der Schwerpunkt auf der Frage, inwieweit grammatische Strukturen selbst Diskursphänomene sind, die aus Diskursen (als ‚Sprache im Gebrauch‘) entstehen und eine indexikalische Bedeutung haben können. In der Variationslinguistik wird der Sprachgebrauch auf allen sprachlichen Ebenen betrachtet (z. B. in der Aussprache, in der Lexik und Grammatik, im Kommunikationsverhalten) und in Relation zu außersprachlichen Faktoren (z. B. zur regionalen Herkunft) gesetzt (vgl. Dürscheid/Schneider 2019, 63–71). Dahinter steht die Annahme, dass jede natürliche Sprache durch Variation gekennzeichnet ist und dass Variation sowohl „sprachsystembezogen“ (d. h. mit Bezug auf die verschiedenen Varietäten einer Sprache) als auch „sprecherbezogen“ (d. h. mit Bezug auf den individuellen Sprachgebrauch) beschrieben werden kann (siehe dazu weiter unten).

Mit diesen beiden Kurzdefinitionen sind die Themenfelder, um die es im Folgenden gehen wird, in einem ersten Schritt grob umrissen; weitere Erläuterungen dazu finden sich in den Abschnitten 2 und 3. Vorweg aber sind noch zwei grundätzliche Bemerkungen erforderlich:

1. Anders als es eine der Lesarten von ‚Diskurs‘ vielleicht vermuten lässt, ist der Forschungsgegenstand der Diskurslinguistik (zu der die Diskursgrammatik gehört) nicht die Analyse mündlicher Interaktionen (wie z. B. das Vorkommen von Interjektionen und Gesprächspartikeln in der gesprochenen Sprache), sondern die Analyse von Sprache (ob gesprochen oder geschrieben) in transtextuellen thematischen Zusammenhängen. Es geht in dieser Disziplin also darum, den wechselseitigen Zusammenhang zwischen der Struktur von Aussagen, darin vorkommenden Mustern, kollektivem Wissen und konkreten Verwendungssituationen, in denen diese Aussagen gemacht werden (bzw. emergieren), zu beschreiben. Darauf weist auch das Stichwort ‚Diskurstheorie‘ im obigen Zitat von Marcus

Müller hin, das die Diskursgrammatik in die Diskursforschung Foucault'scher Prägung einbettet (vgl. dazu auch Warnke 2015, siehe zur Methodologie auch Spitzmüller/Warnke 2011).¹

2. Was die Variationslinguistik betrifft, so liegt der obigen Definition die Annahme zugrunde, dass sprachliche Äußerungen systematisch in Verbindung zu bestimmten Kontextfaktoren betrachtet werden können und dass sich diese Korrelation im Sprachgebrauch abbildet. Spitzmüller (2022, 168) merkt dazu kritisch an, dass eine solch „quantifizierende Abstraktion sprachlich-sozialer Korrelationen [...] nicht ausreichend“ sei und in der Variationslinguistik darüber hinaus auch berücksichtigt werden müsse, welche Rolle sprachliche Variation in der sozialen Interaktion spielt.² Ein solch erweitertes Verständnis von Variationslinguistik schließt an die Grundannahmen der interaktionalen Soziolinguistik an, die in der Arbeit von Spitzmüller (2022) ausführlich dargestellt werden. Eine zentrale Aussage der interaktionalen Soziolinguistik ist z. B., so legt er dar, dass sprachliche Variation zur eigenen Positionierung eingesetzt werden kann, dass sich dies aber erst in der Kommunikationssituation selbst erschließt. Spitzmüller (2022, 61) schreibt dazu: „Auch ‚akzidentelle‘ Variation kann von Kommunikationsakteuren relevant gemacht und mit Bedeutung belegt werden.“ Auf dieses Konzept von Variation, das in Spitzmüllers Soziolinguistik-Einführung im Kapitel mit der Überschrift „Sprachliche Variation als soziale Praxis“ vorgestellt wird, werde ich weiter unten eingehen (vgl. Abschn. 3).

Kommen wir nun zum Überblick über den Inhalt der folgenden Abschnitte: Wie bereits angedeutet, gibt es in der Diskurslinguistik zwei sich ergänzende Be trachtungsweisen – und damit zusammenhängend zwei sich ergänzende Auffas sungen von Diskurs: Diskurs kann mit Müller (2018) in einem weiten Sinne als ‚Sprache im Gebrauch‘ gedeutet werden und Diskurs kann einen ‚transtextuellen thematischen Zusammenhang‘ meinen, also die Summe von Aussagen zu einem

1 Wie sich Michel Foucault (1926 bis 1984) als Ahnherr der germanistischen Diskurslinguistik zu dieser Rezeption seines Werks stellen würde, ist eine Frage, die leider nicht mehr beantwortet werden kann. Wer sich aber grundsätzlich über Foucaults Bezüge zur Linguistik informieren möchte, sei auf seine Schriften verwiesen, die unter dem Titel „*Dits et Écrits*“ in einem zweibändigen Werk publiziert wurden und den Zeitraum von 1954 bis 1988 umfassen. In diesem Werk ist unter dem Titel „*Linguistique et sciences sociales*“ eine Podiumsdiskussion abgedruckt, die im März 1968 anlässlich einer Konferenz an der Universität Tunis geführt wurde und in der Foucault auf die Linguistik „sous la forme moderne“ (d. h. auf die „grammaire générative ou transformationnelle“) Bezug nimmt (S. 849 und 866). Zur Generativen Transformationsgrammatik äußert er sich z. B. wie folgt: „C'est un peu cette méthode que j'essaie d'introduire dans l'histoire des idées, des science et de la pensée en général.“

2 Von Spitzmüller (2022, 61) stammt auch die oben erwähnte Unterscheidung zwischen „system bezogener“ und „sprecherbezogener“ Variation.

bestimmten Themenfeld (z. B. zum Klimawandeldiskurs). Diese Unterscheidung wird einleitend in Abschn. 2 thematisiert, dann schlage ich in diesem Unterkapitel den Bogen zur Funktionalen Grammatik (als wichtigen Referenzpunkt für die Diskursgrammatik) und nehme Bezug auf das in der Funktionalen Grammatik so zentrale Konzept der Perspektivierung. Abschn. 3 schließt an die Variationslinguistik an und führt die beiden Forschungslinien, Diskursgrammatik und Variationslinguistik, zusammen. Dargestellt wird dies an einem Subtypus sprachlicher Variation, an den regionalen Unterschieden im Sprachgebrauch auf lexikalischer und grammatischer Ebene (= diatopische Variation). In Abschn. 4 geht es nicht mehr um konkrete Sprachverwendungssituationen (Diskurs als ‚Sprache im Gebrauch‘), sondern um eine Menge von Aussagen zu einem bestimmten Themenfeld (Diskurs als ‚transtextueller thematischer Zusammenhang‘). Hier wird anhand einiger Beispiele dargelegt, welche Aussagen sich zum Thema Grammatik in der öffentlichen Sprachreflexion finden. Am Ende des Beitrags wechselt also die Perspektive, der Grammatikdiskurs steht im Fokus, nicht mehr die Diskursgrammatik.

2 Diskursgrammatik und Perspektivierung

Zwei Beiträge, die im Kontext von diskursgrammatischen Studien viel zitiert werden, dienen auch hier als Referenztexte: Es ist dies zum einen der Aufsatz „Diskursgrammatik als wissensanalytische Sprachwissenschaft“ (Warnke et al. 2014), zum anderen der Beitrag „Diskursgrammatik“ (Müller 2018), der in dem von Ingo Warnke herausgegebenen „Handbuch Diskurs“ erschienen ist. In beiden Beiträgen wird zu Beginn ausführlich begründet, warum es berechtigt ist, die Grammatik als ein Forschungsfeld der Diskurslinguistik anzusehen, und es wird gezeigt, welche Fragestellungen damit verbunden sind. Eine solche Begründung ist in der Tat erforderlich: Da es in der traditionellen Diskurslinguistik vor allem um die Beschäftigung mit thematisch zusammengehörigen, textübergreifenden Aussagen geht (vgl. z. B. die breit angelegten Untersuchungen zum Anglizismendiskurs oder zum Rechtschreibreformdiskurs), erscheint es keineswegs selbstverständlich, dass sich die Diskurslinguistik auch auf der Mikroebene mit Sprache befasst, also mit dem, was Marcus Müller als ‚Sprache im Gebrauch‘ bezeichnet. Doch mittlerweile ist es sicher berechtigt zu sagen, dass die Diskursgrammatik – zusammen mit der Diskurspragmatik (vgl. dazu ausführlich Roth 2015) – nun zu einem eta-

blierten Forschungsbereich in der Diskurslinguistik geworden ist.³ Dazu haben nicht zuletzt funktions- und konstruktionsgrammatische Arbeiten beigetragen (z. B. Ziem 2008), die in der Diskursgrammatik als wichtige Bezugspunkte gelten.

Damit kommen wir zu dem Aufsatz von Warnke et al. (2014), in dem solche Bezüge dargelegt werden. Einleitend wird auch hier eigens betont, dass nicht nur themenorientierte Textanalysen Gegenstand der Diskurslinguistik sein sollten, sondern darüber hinaus solche Methoden, in denen es um die grammatisch orientierte Untersuchung von Sprache in Aussagen geht (vgl. Warnke et al. 2014, 68). Die Frage stellt sich, wie das geschehen kann, wie in der Diskursgrammatik also die Analyse konkreter Propositionen (die sich z. B. in Satzstrukturen manifestieren) vorstatten geht. Warnke et al. (2014) verbleiben mit ihren Ausführungen auf der wissenschaftstheoretischen Ebene, sprachgebrauchsbezogene Analysen präsentieren sie nicht. So legen sie dar, dass es verschiedene Ansätze gibt, zu denen die Diskursgrammatik in Beziehung steht (vgl. Warnke et al. 2014, 73–74). Dazu zählen sie – um nur einige zu nennen – die Funktionale Pragmatik, die Konstruktionsgrammatik, die Textgrammatik und die Funktionale Grammatik. Was die funktionalgrammatischen Bezüge betrifft, verweisen sie explizit auf das dreibändige Grammatikwerk von Zifonun et al. (1997), das am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS) entstanden ist und das, wie sie schreiben, für die „Diskursgrammatik des Deutschen als ein Referenzwerk gesehen werden kann“ (Warnke et al. 2014, 74). Tatsächlich wird in der IDS-Grammatik durchgängig der Versuch unternommen, grammatische Phänomene unter Rückbezug auf kommunikativ-funktionale Aspekte zu beschreiben. Die Intentionen der Kommunikationsbeteiligten, die Art und Weise, wie sie einen Sachverhalt perspektivisch darstellen und wie sie sich selbst in dem Kommunikationsgeschehen positionieren, spielen dabei eine zentrale Rolle – und genau darin besteht eine der Verbindungen von Diskursgrammatik und Variationslinguistik.

Wichtige „Grundannahmen und Forschungsfelder“ der Diskursgrammatik werden auch in dem Handbuchartikel von Müller (2018) vorgestellt (unter eben dieser Kapitelüberschrift), dann wird anhand von Beispielen dargelegt, dass sprachliche Zeichen (und folglich auch grammatische Strukturen) im Moment ihrer Verwendung indexikalisch auf den Kontext verweisen können, in dem sie verwendet werden – und diesen mithin im Gebrauch erst schaffen. Müller bezieht sich hier auf einen Aufsatz von Haspelmath (2002), in dem die These vertreten wird, dass es der Sprachgebrauch selbst ist (d. h. die Performanz), aus dem

³ An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die Tagung des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“ im Herbst 2022 durchgängig der Diskursgrammatik gewidmet war. Bei den Teilnehmenden der Tagung möchte ich mich für ihre wertvollen Hinweise zu meinem Vortrag bedanken. Gerard Adarve danke ich für die genaue Durchsicht des vorliegenden Beitrags.

grammatische Strukturen emergieren. Vor diesem Hintergrund ist Grammatik etwas, „das in der Gebrauchsgeschichte sprachlicher Zeichen entsteht“ (Müller 2018, 76).⁴ Zu den von Müller referierten Grundannahmen in der Diskursgrammatik gehört, dass sich die Grammatik wandelt, dass sie „über thematische, situative, soziale und mediale Kontexte hinweg“ variiert und dass sie „für die Zeichenbenutzer selbst mehr oder weniger erkennbar eine Bedingung und Restriktion ihrer sprachlichen Handlungsmöglichkeiten“ darstellt (Müller 2018, 76). Es wird also explizit ein Bezug zu sprachlicher Variation hergestellt (Grammatik variiert über verschiedene Kontexte hinweg), es wird aber nicht dargelegt, wie sich diese Variation im Sprachgebrauch konkret darstellt. Auch ist nur von „Handlungsmöglichkeiten“ die Rede, nicht von konkreten Interaktionen.⁵ Doch führt Müller (2018, 76) einige Beispiele dafür an, „wie die Analyse syntagmatischer Muster Aufschluss über die Bauweisen der in Diskursen konstituierten Sinnwelt geben kann [...]\“. Steht in einer Schlagzeile etwa das Wort *Finanzkrise* im Subjekt, dann ergeben sich daraus andere „Diskurseffekte“ als bei seiner Realisierung dieses Wortes im Genitivattribut (vgl. *Finanzkrise drückt die Rendite vs. Opfer der Finanzkrise*). Ein anderes von ihm genanntes Beispiel sind Nominalkonstruktionen vom Typus *unser XY* (z. B. *unsere Kinder, unsere Gesellschaft*). Müller (2018, 86) hält dazu fest, dass eine solche Konstruktion verwendet werden könne, um „andere Interaktionsteilnehmer sprachlich ein- oder auszuschließen“. Durch die Wahl einer grammatischen Konstruktion wird also eine bestimmte Diskursinterpretation nahegelegt. Oder anders gesagt: Syntagmatische Muster können Aufschluss darüber geben, wie ein Sachverhalt von den Kommunikationsbeteiligten perspektiviert wird.

Mit dem Stichwort *Perspektivierung* schließt Müller an die Arbeiten von Wilhelm Köller an, der in seinem Grundlagenwerk *Perspektivität und Sprache* das „Perspektivierungspotenzial sprachlicher Formen“ (Köller 2004, 310) auf über 900 Seiten auslotet. Auf Wilhelm Köller wird auch im Diskursmonitor-Glossar⁶ unter dem Stichwort ‚Perspektive‘ verwiesen. Auf dieses Online-Lexikon (siehe unter <https://diskursmonitor.de/glossar/artikeluebersicht/>) werde ich im Folgenden mehrfach Bezug nehmen; es ist ein Service-Angebot, das zum Diskursmonitor gehört, einer „Online-Plattform zur Aufklärung und Dokumentation von strate-

⁴ Müller zitiert in diesem Kontext Haspelmaths bekanntes Diktum, dass Grammatik „geronnener Diskurs“ sei (vgl. Haspelmath 2022, 271).

⁵ Hier setzt die Diskurspragmatik an, auf die in diesem Kontext nur verwiesen werden kann. Vgl. dazu Roth (2015).

⁶ Der Diskursmonitor wird von einer Forschungsgruppe unter der Leitung von Friedemann Vogel betreut. Weitere Informationen finden sich unter [https://diskursmonitor.de/ <13.03.2025>](https://diskursmonitor.de/). Siehe dazu auch Vogel et al. (2020).

gischer Kommunikation“. Im Glossar finden sich Artikel zu wichtigen Grundbegriffen (wie z. B. *Perspektive* und *Topos*), aber auch zu Schlagwörtern der strategischen Kommunikation (wie z. B. *Cancel Culture* und *Lügenpresse*). Zum Stichwort *Perspektive* heißt es hier: „Sprecherinnen und Sprecher müssen aus einem großen Inventar an sprachlichen Formulierungsmöglichkeiten wählen, wobei jede Auswahl einer Formulierung gleichzeitig auch die Abwahl aller Formulierungsalternativen bedeutet“ (Schmellenbach 2022, o.S.). Eine solche Perspektivierung kann (muss aber nicht, C. D.) zu strategischen Zwecken eingesetzt werden. So macht es einen Unterschied, ob man in einer Diskussion den Ausdruck *Klimawandel*, *Klimakatastrophe* oder *Wetterextreme* verwendet. Anna Mattfeldt, die diese drei Beispiele im Diskursmonitor anführt, schreibt dazu unter dem Stichwort *Bedeutung*, dass sich diese Ausdrücke in ihrer Bedeutung insofern unterscheiden, „als dass sie unterschiedliche Perspektiven und Denkmuster konstituieren und diese im Diskurs durchzusetzen versuchen“.

Menschen kommen also gar nicht umhin zu perspektivieren, d. h. etwas aus einem bestimmten Blickwinkel wahrzunehmen und aus einem bestimmten Blickwinkel darzustellen. Köller bringt dies treffend auf den Punkt: Perspektivität ist ein „anthropologisches Urphänomen“ (Köller 2004, 133). Doch wovon hängt es ab, welche Perspektive in einer Äußerungssituation eingenommen wird? In der Regel wird man als Sprecherin die egozentrische Perspektive einnehmen, den Nullpunkt der eigenen Koordinaten im Bühler'schen Sinne also im Ich, Hier und Jetzt setzen. Das erklärt z. B., warum ein Satz wie *Ich traf ihn gestern* unauffällig ist, *Er traf mich gestern* dagegen stark markiert. Ein anderer Faktor ist der, was mit einer Proposition in den Vordergrund gerückt werden soll. Betrachten wir dazu die beiden Sätze *Die Post ist neben der Sparkasse* vs. *Die Sparkasse ist neben der Post*. Diese sind in denotativer Hinsicht äquivalent, der Sachverhalt wird aber jeweils von einer anderen Perspektive aus dargestellt.⁷ Auch die Entscheidung für eine Aktiv- oder Passivkonstruktion kann ein Geschehen auf eine spezifische Weise perspektivieren: Im Passiv kann man das Agens ausblenden (vgl. *Die Bank wurde überfallen*) oder man kann es – im Gegenteil dazu – explizit hervorheben. Dies geschieht z. B., indem es mit einer Präpositionalphrase angeschlossen wird (vgl. *Die Bank wurde von einer 80-Jährigen überfallen*). Und nicht zuletzt seien Applikativkonstruktionen genannt, die dadurch gekennzeichnet sind, dass es wie im Passiv zu einer Rollenanhebung kommt, d. h. zur Verschiebung einer semantischen Rolle von der einen in eine andere syntaktische Funktion (vgl. Dürscheid

⁷ Das Beispiel stammt von Klaus Welke, der es in seinen Arbeiten zur Funktionalen Satzperspektive mehrfach anführt (z. B. Welke 2005). Siehe dazu auch das Kapitel „Kasuskonstruktionen und Perspektive“, in dem Welkes Ansatz ausführlich dargestellt wird (Dürscheid 1999, 239–268).

1999, 198–200). Im Applikativ betrifft diese Rollenverschiebung die Objektposition, nicht die Subjektposition. Das zeigt der Vergleich der beiden Sätze *Sie schmiert Farbe auf die Wand* und *Sie beschmiert die Wand mit Farbe*. Wird die adverbiale Präpositionalphrase *auf die Wand* (in der semantischen Rolle als Lokativ) durch die Verwendung eines *be*-Verbs (hier: *beschmieren*) zu einer Nominalphrase im Akkusativobjekt, ändert sich die Perspektive, der Lokativreferent rückt in den Vordergrund und übernimmt die semantische Rolle des Patiens. Dass die Grammatik als „geronnener Diskurs“ (Haspelmath 2002, 271) bezeichnet werden kann, lässt sich vor dem Hintergrund solcher Prozeduren auf zweierlei Weise interpretieren: Die Grammatik resultiert nicht nur aus dem Sprachgebrauch und wirkt auf den Sprachgebrauch zurück, sie macht auch verschiedene Perspektivierungsangebote. Welche Option jeweils gewählt wird und ob diese mit einer bestimmten strategischen Absicht eingesetzt wird, zeigt sich erst im Kontext, in einer spezifischen Kommunikationssituation. In der Diskursgrammatik werden die verschiedenen Optionen (= Formulierungsalternativen) systematisch beschrieben, in der Diskurspragmatik werden die konkreten Diskursrealisationen analysiert.

3 Variationslinguistik und Positionierung

Der Romanist Eugenio Coseriu unterscheidet in seinen Arbeiten zur Sprachtheorie (z. B. Coseriu 1988, in zweiter Auflage publiziert 2007) drei Dimensionen von Variation: die diatopische, die diastratische und die diaphasische.⁸ Im Folgenden lege ich den Schwerpunkt auf die diatopische Variation, im Modell von Coseriu also auf die „Verschiedenheit im Raum“. Diese Verschiedenheit manifestiert sich nicht nur auf dialektaler Ebene, auch standardsprachlich gibt es regionale Unterschiede im Sprachgebrauch (vgl. dazu ausführlich Dürscheid/Schneider 2019, 72–86). So macht die Lektüre von Zeitungen aus den verschiedenen Ländern des deutschsprachigen Raums schnell deutlich, wie groß das Variationsspektrum im Standarddeutschen ist. In einer österreichischen Zeitung wird man Wörter wie *Abendkassa* lesen, in einer Schweizer Zeitung *Unterbruch* oder *Beschrieb*, in einer deutschen Zeitung werden vermutlich alle drei Wörter nicht vorkommen. Auf solche Unterschiede, die sich sowohl auf nationaler Ebene als auch innerhalb der Ländergrenzen nachweisen lassen (z. B. im Vergleich von Regionalzeitungen aus Süd- und Norddeutschland), kann hier nicht eingegangen werden; zu einschlägigen Karten, die diese Variation illustrieren, sei auf das Variantenwörterbuch und

⁸ Siehe aber im Vergleich dazu das Vier-Dimensionen-Modell von Felder (2016).

die Variantengrammatik verwiesen.⁹ An dieser Stelle sollen aber zur Illustration einige Beispiele für diatopisch-standardsprachliche Variation gegeben werden. Diese liegen auf lexikalischer und grammatischer Ebene. Ein Austriaizismus wurde schon genannt (*Abendkassa*), andere sind *Marille* (*Aprikose*), *Faschiertes* (*Hackfleisch*) oder *Eiskasten* (*Kühlschrank*). Als Helvetismen gelten Wörter wie *Nüsslisalat* (*Feldsalat*), *traktandieren* (*auf die Tagesordnung setzen*) oder *Götti* (*Pate*), als Teutonismen solche, die nur im bundesdeutschen Raum gebräuchlich sind, so z. B. *Tacker* (*Klammerer*) und *Abitur* (*Reifeprüfung*). Hingewiesen sei auch darauf, dass bestimmte Komposita je nach Region mit oder ohne Fugenmorphem verwendet werden können (vgl. *Bademeister/Badmeister*; *Mausefalle/Mausfalle*), dass Verben sich regional danach unterscheiden, ob sie in der finiten Form trennbar oder nicht trennbar auftreten (vgl. *Er erkennt das Problem/Er erkennt das Problem an*), dass ein Adjektiv vor- oder nachgestellt werden kann (*Das Eis ist dick genug/genug dick*) und dass ein Substantiv bevorzugt im Neutrum oder Maskulinum verwendet wird (z. B. *das Spray/der Spray*). Dabei handelt es sich um grammatische Varianten, d. h. das Wortmaterial bleibt anders als z. B. bei *Marille*/*Aprikose* gleich, die Unterschiede betreffen die morphologische und syntaktische Ebene.

Um herauszufinden, welche regionalen Präferenzen in den verschiedenen Regionen des deutschsprachigen Raums auftreten, kann man Frequenzuntersuchungen in großen Datenmengen durchführen (z. B. auf der Basis von Zeitungstexten, Romanen). Damit wird aber noch nichts darüber ausgesagt, zu welchem Zweck diatopische Varianten verwendet werden. Warum greift ein Journalist nicht auf eine gemeindeutsche, d. h. im gesamten deutschsprachigen Raum übliche Formulierung zurück (sofern es eine solche gibt), verwendet also z. B. das Wort *Beschreibung* und nicht *Beschrieb*? In der Regel geschieht dies unbewusst, die jeweilige Variante ist im sprachlichen Umfeld unauffällig, und er realisiert gar nicht, dass es eine alternative Variante gibt. Möglich ist aber auch, dass das Wort als Stilmittel eingesetzt wird. Gerade in der Belletristik ist zu vermuten, dass dies häufig geschieht.¹⁰

⁹ Das Variantenwörterbuch ist ein Printnachschlagewerk, das 2016 in zweiter, überarbeiteter Auflage erschien (vgl. Ammon et al. 2016), die Variantengrammatik ist online unter der Adresse www.variantengrammatik.net frei verfügbar (zu weiteren Informationen siehe Dürscheid et al. 2018).

¹⁰ Allerdings lässt sich das im Einzelfall nur schwer entscheiden. Verwendet beispielsweise der Schweizer Schriftsteller Franz Hohler in seinem Roman „Gleis 4“ Ausdrücke wie *rekonvaleszent*, *Perron*, *Jus-Studium* und *Geleise*, weil es die ihm geläufigen Varianten sind? Oder setzt er sie bewusst ein, um einen Bezug zur Schweiz und damit Lokalkolorit herzustellen?

Bislang war nur von diatopischer Variation in geschriebenen, monologischen Äußerungsformen die Rede, wie zeigt sich nun aber die diatopische Variation in einer konkreten Interaktion, etwa in einem Gespräch unter guten Bekannten? Hat sie auch eine Bedeutung, wenn sie nur zufällig „passiert“? Damit kommen wir zurück auf die Soziolinguistik-Einführung von Spitzmüller (2022). In dem Kapitel „Sprachliche Variation als soziale Praxis“ erläutert Spitzmüller die Grundannahmen der interaktionalen Soziolinguistik. Hier referiert er auch die Kritik, die von Seiten der Interaktionsforschung an die Variationslinguistik herangetragen wird (vgl. Spitzmüller 2022, 163–169). Die Variationslinguistik würde „Gesellschaft als etwas ‚Gegebenes‘ betrachte[n], als Raster, welches sprachliche Variation vorstrukturiere“. Damit werde aber „übersehen, dass Sprache Teil (und nicht etwa ‚Abbild‘) der Gesellschaft sei und dass der Sprachgebrauch die Gesellschaft nicht bloß ‚reflektiere‘, sondern auch maßgeblich mitgestalte“ (Spitzmüller 2022, 165). Tatsächlich ist man in der Variationslinguistik daran interessiert, sprachliche Variation mit Hilfe statistischer Methoden in Korrelation zu außersprachlichen Variablen zu setzen. Doch das ist zunächst nur eine Frage der Datenerhebung; wie die Daten interpretiert werden, ist davon unabhängig. Das kann zum einen „systembezogen“ geschehen (wie es Spitzmüller 2022, 61 nennt), es kann aber auch sprecherbezogen sein. Als Ausgangspunkt dient dann die Frage, wie der Sprachgebrauch eines Sprechers/einer Sprecherin je nach Kommunikationssituation variiert (*inner-speaker variation*) bzw. wie sich dieser von den anderen Kommunikationsbeteiligten in einer konkreten Situation unterscheidet (*inter-speaker variation*, vgl. dazu Dürscheid/Schneider 2019, 65). Die beiden Herangehensweisen schließen sich in der Variationslinguistik nicht aus, sie betreffen vielmehr verschiedene Bereiche der Dateninterpretation.

Was die diatopische Variation betrifft, so lassen sich auf der sprecherbezogenen Ebene die folgenden Fragen stellen, die weiter oben schon angedeutet wurden. Wird in einem Gespräch z. B. ein Helvetismus wie *traktandieren* oder *parkieren* absichtlich verwendet? Wenn ja, was bedeutet das? Illustrieren wir dies an einem Beispiel: Die Sprecherin, eine Deutsche, äußert den Satz *Ich habe das Auto am Straßenrand parkiert*. Wenn ihr Schweizer Gegenüber weiß, dass *parkieren* nicht zu ihrem aktiven Wortschatz gehört, setzt auf seiner Seite möglicherweise ein Räsonnement ein: Warum spricht sie so? Geschieht das absichtlich? Will sie sich als zu unserer Sprachgemeinschaft zugehörig ausweisen? Eventuell wird der Gebrauch einer solchen Variante vom Adressaten aber gar nicht wahrgenommen (da *parkieren* ja im eigenen Sprachgebrauch vollkommen unauffällig ist). Doch warum verwendet die Sprecherin selbst diesen Ausdruck? Wählt sie bewusst diese für sie allochthone Variante (also *parkieren* statt *parken*)? Will sie sich damit auf eine bestimmte Weise „sozial positionieren“? Dieses Stichwort führt uns wieder zu Spitzmüller (2022, 61), der an anderer Stelle dazu Folgendes

schreibt: „[S]oziale Positionen [werden] nicht einfach abgebildet (indiziert), sondern sie werden mit Hilfe von Variation überhaupt erst geschaffen bzw. behauptet (ich werde beispielsweise durch die Art meines Sprechens nicht einfach als süddeutscher Mann ausgewiesen, sondern ich kann mich durch diese Art als ‚süddeutsch‘ und/oder als ‚Mann‘ positionieren – oder auch nicht)“. Oft aber wird der Gebrauch von sprachlichen Varianten gar nicht wahrgenommen – weder auf der Seite des Sprechers/der Sprecherin noch auf der Seite der Adressierten. Das ändert aber nichts daran, dass die diatopische Variation im Sinne von Spitzmüller eine „soziale Bedeutung“ trägt, sie ist indexikalisch: Man kann sich damit positionieren – und dies nicht nur in Gesprächen, sondern auch in geschriebenen Interaktionen (z. B. in WhatsApp-Dialogen) und in monologischen mündlichen oder schriftlichen Äußerungssequenzen, also z. B. in einem Vortrag oder in einem Lernerbrief.¹¹

Damit kommen wir zurück zur Perspektivierung. Auch diese kann anzeigen, wie etwas zu verstehen ist. Das sieht man, wie oben ausgeführt, z. B. daran, ob eine Aktiv- oder eine Passivkonstruktion verwendet wird; je nachdem werden andere Akteure in den Vordergrund gerückt bzw. relevant gesetzt. Müller (2018, 81) formuliert dies wie folgt: „Wenn **Grammatik als Index für diskursanalytisch relevante Erkenntnisgegenstände** (Hervorhebung von mir, C. D.) betrachtet wird, baut man auf der Tatsache auf, dass grammatische Strukturen notwendigerweise die Sachverhalte, die sprachlich präsentiert werden, perspektivieren“. In Analogie zu Müllers Zitat können wir nun wie folgt formulieren: Wenn **Variation als Index für diskursanalytisch relevante soziale Positionierungen** betrachtet wird, baut man auf der Tatsache auf, dass die Art des Sprechens dazu verwendet werden kann, sich zu positionieren. Diese Parallelsetzung macht deutlich, wie eng Grammatik und Variation miteinander verzahnt sind. Zugespitzt gesagt: Die Grammatik zeigt an, wie sich die Sprecherinnen und Sprecher zum dargestellten Sachverhalt positionieren, die Variation zeigt an, wie sie sich selbst im gegebenen Kontext positionieren.

¹¹ Man kann sogar so weit gehen zu sagen, dass auch eine situationsunauffällige Sprech- bzw. Schreibweise eine Form der sozialen Positionierung ist.

4 Von der Diskursgrammatik zum Grammatikdiskurs

„Grammatische Variation ist sowohl Gegenstand linguistischer Betrachtung als auch öffentlicher Sprachreflexion.“ Mit diesen Worten beginnt Mathilde Hennig (2017, 23) ihren Beitrag im IDS-Jahrbuch von 2017, in dem sie unter anderem über ihre Arbeit am Dudenband „Richtiges und gutes Deutsch“ berichtet. Viele der in diesen Dudenband aufgenommenen Zweifelsfälle basieren auf Fragen, die mündlich oder schriftlich an die Duden-Sprachberatungsstelle gerichtet wurden, aber auch an das Team von Mathilde Hennig, das an der Universität Gießen über mehrere Jahre hinweg ein Sprachberatungsangebot betreute (siehe dazu unter grammatikfragen.de, <13.03.2025>). Die an die Expertinnen und Experten herangetragenen Fragen geben der Forschung interessante Aufschlüsse darüber, welche Probleme sich im alltäglichen Sprachgebrauch stellen, mit welchen Zweifelsfällen die Ratsuchenden konfrontiert sind. Dazu gehören Fragen zur Pluralbildung (Heißt es *die Pizzas* oder *die Pizzen?*) und zur Genuszuweisung (Heißt es *der*, *die* oder *das Joghurt?*), aber auch zur Verbkonjugation (Heißt es *er backte* oder *er buk?*), zur Kommasetzung oder zur Rektion von Präpositionen (Heißt es *wegen der* oder *wegen dem?*).

Viele dieser Zweifel resultieren daraus, dass es ein Nebeneinander von Varianten gibt, die sich aus variationslinguistischer Sicht sowohl auf sprachsystematischer als auch auf funktionaler Ebene erklären lassen (vgl. dazu Hennig 2017, 25). Doch welchen Stellenwert hat das Thema in der Diskurslinguistik? Allein die Tatsache, dass es verschiedene Service-Angebote gibt, die Ratsuchenden Hilfestellungen geben,¹² lässt vermuten, dass Sprachfragen für Laien eine wichtige Rolle spielen. In diese Richtung weisen auch die vielen Medienberichte rund um sprachgebrauchsbezogene Themen (aktuell z. B. zum Genderstern, früher zur Rechtschreibreform), die populärwissenschaftlichen Titel, die zu Bestsellern wurden (wie z. B. die Bücher von Bastian Sick), die Talkshows zu diesem Thema, aber auch der Umstand, dass Fragen zu sprachlichen Normen und Normabweichungen im Alltag immer wieder zum Gesprächsthema werden. Das zeigt sich etwa dann, wenn Personen andere in ihrem Sprachgebrauch korrigieren – ob in einem persönlichen Gespräch, in schriftlichen Interaktionen (z. B. via WhatsApp) oder in den sozialen Netzwerken wie z. B. auf Twitter (so auch in Memes). In einem Essay mit dem Titel „Man sagt nicht alte Frau – Wie wir uns sprachlich gegenseitig erziehen“ schreibt Donalies (2022, 22) dazu: „Besonders spezielle Internetforen, in denen sich Laien über Sprache austauschen, liefern Material. Aber auch en passant wird Sprache korrigiert, in Kochforen, in Babyforen, in Autoforen, in Büchers-

¹² Vgl. dazu auch das IDS-Angebot unter <https://grammis.ids-mannheim.de/fragен>.

foren. In Leserbriefen und Wikipedia-Diskussionen.“ Gegenstand dieser Korrekturen, so Donalies (2022) weiter, sei oft die Orthographie, aber auch die Grammatik und – in mündlichen Interaktionen – die Aussprache. Zur Illustration reiht sie einige Beispiele aneinander, die ich hier nur in Auszügen wiedergegeben kann: „Wenn ich dich korrigieren darf: „Kusin“ ist nach dem Duden keine zu verwendende Schreibweise von Cousin. Kusine allerdings schon.“ – „Das heißt Lamborghini und nicht Lamborschini“ – „Schafe werden jetzt im Frühling geschoren. [...] Schafe werden nicht geschärt, auch wenn das in einer Reportage so steht.“ (vgl. Donalies 2022, 22–23).

Die Zitate decken ein breites Spektrum sprachlicher Phänomene ab, es handelt sich dabei aber, wie Donalies selbst betont, nur um persönliche Beobachtungen. Dennoch werfen sie ein interessantes Schlaglicht auf das Thema Laiensprachkritik. Darauf aufbauend wäre es nun aufschlussreich zu untersuchen, in welchen Kontexten sich solche Kommentare finden, wie die Aushandlungsprozesse ablaufen, welche Positionen vertreten werden und welche wiederkehrenden Argumentationsmuster vorkommen (vgl. zu den verschiedenen Methoden, die dabei zum Einsatz kommen könnten, Spitzmüller/Warnke 2011). Das kann hier nicht geleistet werden; es sei aber darauf hingewiesen, dass es in diesem Diskurs (der weit mehr als ein Grammatikdiskurs ist) ein Schlagwort gibt, das derzeit Karriere macht: der „Grammatiknazi“.¹³ Auch dazu finden sich Ausführungen im Diskursmonitor (vgl. Meletis 2022). Meletis unterscheidet hier zwei Haupttypen von Sprachkritik, die Korrektur selbst und der Kommentar, der sich auf den „Normverstoß beziehen oder auf diesen anspielen kann“ (2022, o. S.). Die Normverstöße, um die es in solchen Kommentaren geht, betreffen aber keineswegs nur die grammatische Ebene (wie es die in mehrfacher Hinsicht problematische Bezeichnung *Grammatiknazi* nahelegt), mehr noch handelt es sich dabei oft um Rechtschreibfehler, auf die aufmerksam gemacht wird.

Einige Gründe für dieses Korrigieren der Fehler anderer arbeitet Frick (2022) in ihrem Aufsatz „Beware, Grammar Police: Grammar and Spelling (Norms) as Positioning Tools on the Internet“ heraus. Dazu gehören die Selbstprofilierung, die Demonstration von Expertentum (Frick nennt es „doing being an expert“) und das Lästern und Lächerlichmachen von Fehlern („mockery“). Ergänzend sei hinzugefügt, dass es Websites gibt, die sich genau das zur Aufgabe gemacht haben:

¹³ Karriere macht dieses Wort nicht nur deshalb, weil Personen, die Normverstöße anderer anprangern, von den Betroffenen so bezeichnet werden oder sich sogar selbst so bezeichnen. Vielmehr ist es die mit diesem Schlagwort assoziierte Korrekturpraxis, die derzeit immer mehr ins Blickfeld rückt – auch oder gerade in linguistischen Arbeiten. Im deutschsprachigen Raum stammt eine erste wichtige Publikation dazu von Arendt/Kiesendahl (2014). Hier wird für die Etablierung eines Forschungsfelds ‚Kritiklinguistik‘ plädiert.

das Spotten über den Sprachgebrauch anderer. Auf diesen Plattformen werden, wie Meletis schreibt, „Normverstöße in Form von Screenshots und Fotos zum Zweck der Belustigung der Gruppenmitglieder geteilt. [...] Die Besonderheit (im Vergleich zu direkten laiensprachkritischen Kommentaren) ist hier, dass die Normabweichungen dekontextualisiert präsentiert werden, d. h. die für sie verantwortlichen Personen sind sich dessen im Regelfall nicht bewusst“ (2022, o. S.). Einige anschauliche Beispiele finden sich unter der Adresse <https://www.reddit.com/r/GrammarNazi/>, <13.03.2025>). Angemerkt sei dazu, dass eine solche Dekontextualisierung natürlich auch dann stattfindet, wenn einschlägige Beispiele in linguistischen Arbeiten (wie z. B. in den Beiträgen von Donalies, Frick und Meletis) präsentiert werden – mit dem wesentlichen Unterschied, dass dies dann nicht zur Belustigung der Leserschaft dient, sondern aus wissenschaftlicher Sicht den Analysegegenstand illustrieren soll, um den es im jeweiligen Beitrag geht.

Halten wir abschließend fest: Grammatik ist nicht nur Gegenstand verschiedener linguistischer Forschungsrichtungen (und so auch der Diskursgrammatik), Grammatik steht auch im Fokus der öffentlichen Sprachreflexion. Wie wir weiter oben gesehen haben, sind es aber nicht nur grammatische Phänomene, über die in der Öffentlichkeit verhandelt wird. Deshalb wäre es zutreffender, anstelle von Grammatikdiskurs von Sprachgebrauchsdiskurs zu sprechen oder, wie Arendt/Kiesendahl (2014) es vorschlagen, von Laiensprachkritik. Doch ist dieser Terminus zu eng gefasst, wenn man darunter das ganze Spektrum öffentlicher Sprachreflexion fassen möchte. Denn wie einleitend dargelegt wurde, gehören auch Medienberichte, Anfragen an Sprachberatungsstellen, populäre Sprachratgeber, das Verschicken von Memes etc. dazu. Der Diskurs umfasst also alle Aspekte, die aus dem alltäglichen Umgang mit Sprache resultieren und von Laien thematisiert werden. Und wie auch immer man diesen Diskurs bezeichnen mag: Das Thema gehört auf jeden Fall in den Bereich der Diskurslinguistik.

Literatur

- Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz, Alexandra N. (Hgg.) (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Arendt, Birte/Kiesendahl, Jana (2014): Sprachkritische Äußerungen in Kommentarforen – Entwurf des Forschungsfeldes ‚Kritiklinguistik‘. In: Niehr, Thomas (Hg.): Sprachwissenschaft und Sprachkritik – Perspektiven ihrer Vermittlung. Bremen: Hempen, S. 101–130.
- Coseriu, Eugenio (1988, 2007²): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Tübingen: Francke.

- Donalies, Elke (2022): Man sagt nicht alte Frau – Wie wir uns sprachlich gegenseitig erziehen. In: Sprachreport, 3. Mannheim: Leibniz-Institut für Deutsche Sprache, S. 22–27.
- Dürscheid, Christa (1999): Die verbalen Kasus des Deutschen. Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Perspektive. Berlin/New York: De Gruyter.
- Dürscheid, Christa/Elspaß, Stephan/Ziegler, Arne et al. (2018): Variantengrammatik des Standarddeutschen. Ein Online-Nachschlagewerk. Verfasst von einem Autorenteam unter der Leitung von Christa Dürscheid, Stephan Elspaß und Arne Ziegler.
Online-Ressource: www.variantengrammatik.net (Stand: 13.03.2025).
- Dürscheid, Christa/Schneider, Jan Georg (2019): Standardsprache und Variation. Tübingen: Narr.
- Felder, Ekkehard (2016): Einführung in die Varietätenlinguistik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Foucault, Michel (2001): Linguistik und Sozialwissenschaften. In: Ders.: *Dits et Écrits. Schriften in vier Bänden*. Band 1. Hg. v. Defert, Daniel/Ewald, François. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 1954–1969.
Frz.: *Linguistique et sciences sociales*. In: *Revue tunisienne de sciences sociales*, 6, 19 (1969), S. 248–255.
- Frick, Karina (2022): Beware, Grammar Police: Grammar and Spelling (Norms) as Positioning Tools on the Internet. In: *Bulletin suisse de linguistique appliquée*, 116, S. 93–117.
- Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hgg.): *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 262–286.
- Hennig, Mathilde (2017): Grammatik und Variation im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft und öffentlicher Sprachreflexion. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hgg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*. Berlin/Boston: De Gruyter (IDS-Jahrbuch 2016), S. 23–45.
- Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/New York: De Gruyter.
- Mattfeldt, Anna (2022): Bedeutung. In: Diskursmonitor. Glossar zur strategischen Kommunikation in öffentlichen Diskursen. Hg. von der Forschungsgruppe Diskursmonitor und Diskursintervention. Veröffentlicht am 26.11.2022 (v. 2.0). Online-Ressource: <https://diskursmonitor.de/glossar/bedeutung> (Stand: 13.03.2025).
- Meletis, Dimitrios (2022): Grammatiknazi. In: Diskursmonitor. Glossar zur strategischen Kommunikation in öffentlichen Diskursen. Hg. von der Forschungsgruppe Diskursmonitor und Diskursintervention. Veröffentlicht am 15.11.2022. Online-Ressource: <https://diskursmonitor.de/glossar/grammatiknazi-grammar-nazi> (Stand: 13.03.2025).
- Müller, Marcus (2018): Diskursgrammatik. In: Warnke, Ingo (Hg.): *Handbuch Diskurs*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 75–103.
- Roth, Kersten Sven (2015): *Diskursrealisationen: Grundlegung und methodischer Umriss einer pragmatisch-interaktionalen Diskurssemantik*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Schmallenbach, Joline (2022): Perspektive. In: Diskursmonitor. Glossar zur strategischen Kommunikation in öffentlichen Diskursen. Hg. von der Forschungsgruppe Diskursmonitor und Diskursintervention. Veröffentlicht am 01.12.2022. Online-Ressource: <https://diskursmonitor.de/glossar/perspektive> (Stand: 13.03.2025).
- Spitzmüller, Jürgen (2022): Soziolinguistik. Eine Einführung. Stuttgart: Metzler.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo H. (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Vogel, Friedemann/Deus, Fabian/Rüdiger, Jan Oliver/Tripps, Felix (2020): Diskursmonitor – Eine Online-Plattform zur Aufklärung strategischer Kommunikation in Diskursen. In: Vogel,

- Friedemann/Deus, Fabian (Hgg.): Diskursintervention. Normativer Maßstab der Kritik und praktische Perspektiven zur Kultivierung öffentlicher Diskurse. Wiesbaden: Springer VS, S. 203–213.
- Warnke, Ingo H. (2015): Diskurs. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hgg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 221–241.
- Warnke, Ingo H./Wildfeuer, Janina/Schmidt-Brücken, Daniel/Karg, Wolfram (2014): Diskursgrammatik als wissensanalytische Sprachwissenschaft. In: Benitt, Nora/Koch, Christopher/Müller, Katharina/Saage, Sven/Schüler, Lisa (Hgg.): Kommunikation-Korpus-Kultur: Ansätze und Konzepte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, S. 67–85.
- Welke, Klaus (2005): Deutsche Syntax funktional. Perspektiviertheit syntaktischer Strukturen. 2., bearb. Auflage. Tübingen: Stauffenburg.
- Ziem, Alexander (2008): Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin/New York: De Gruyter.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bände. Berlin/New York: De Gruyter.

Sandra Hansen/Thilo Weber

Diskurs, Grammatik, Korpus: Auf dem Weg zu einer Korpusgrammatik des Deutschen

1 Einleitung

Die Diskurslinguistik lässt sich als „Ansatz zur Beschreibung des Sprachgebrauchs unter seinen je spezifischen sozialen, medialen und institutionellen Bedingungen“ charakterisieren (Ziem 2018, 112). Konstitutiv für die Korpuslinguistik ist die Arbeit mit der „Sammlung authentischer sprachlicher Äußerungen, die in der Regel nicht gesteuert vom Korpuslinguisten entstanden sind“ (Konopka 2018, 152). Daraus ergeben sich grundlegende Konvergenzen zwischen Diskurslinguistik und Korpuslinguistik und folglich zwischen Diskursgrammatik und Korpusgrammatik. Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, diese Konvergenzen anhand ausgewählter Studien aus dem am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim (IDS) beheimateten Projekt *Korpusgrammatik* und seinen Anschlussprojekten zu veranschaulichen. Darüber hinaus diskutieren wir die Frage, wie sich die Korpuslinguistik in den Metadiskurs über Grammatik einbringen kann und welchen Beitrag zum Forschungsdiskurs speziell das IDS-Projekt zu leisten anstrebt.

2 Die Korpuslinguistik als Grundlage für eine Grammatik

In der Korpuslinguistik werden aufgezeichnete Resultate von Kommunikationsprozessen als empirische Grundlage genutzt. Die Datenquelle ist demnach eine Sammlung authentischer Sprachereignisse, die in Form von Texten bzw. Textausschnitten vorliegen. Die Korpuslinguistik ist also nach ihrer Datenquelle benannt worden. Was der Begriff Korpuslinguistik genau umfasst, ist nach wie vor nicht eindeutig definiert. Konopka (2018, 152) zufolge kann unter der Bezeichnung letztendlich jeder Arbeitsschritt gefasst werden, „der auf der Strecke von der Idee eines Korpus bis zur linguistischen Erkenntnis liegt“. Hierzu zählen Aufbau und Bereitstellung von Korpora inklusive linguistischer Annotationen, die Erarbeitung von Methoden und Werkzeugen, um die Daten untersuchbar zu machen, und die Analyse konkreter linguistischer Fragestellungen auf Basis dieser Korpora.

Aus unserer Sicht ist das wissenschaftliche Programm der Korpuslinguistik eine sehr geeignete Grundlage für eine Grammatik, insbesondere dann, wenn

dabei Variationsfälle im Fokus stehen, die nicht nur deskriptiv erfasst werden, sondern deren grammatischer und -externe Einflussfaktoren ermittelt und erklärt werden sollen. Die Korpuslinguistik geht vom Gebrauch natürlicher Sprachen aus und ist somit eine empirische Methode zum Gewinn von Wissen über Sprache. Für Linguist*innen bieten Corpora die Möglichkeit, gezielt nach bestimmten linguistischen Phänomenen zu suchen. Damit ist die Möglichkeit geschaffen, nicht mehr auf Grund des eigenen Sprachgefühls bzw. der Introspektion, sondern auf Basis der im Korpus befindlichen Daten zu linguistischen Schlussfolgerungen zu kommen. Es gibt mittlerweile zahlreiche Arbeiten, die zeigen, wie man auf Basis von (annotierten oder nicht annotierten) Corpora gezielt nach grammatischen Phänomenen suchen kann (vgl. z. B. Meurers/Müller 2009). In Konopka (2018) wird darüber hinaus besprochen, was die Korpuslinguistik für die Grammatiktheorie leisten kann und was nicht.¹ Konopka skizziert drei Einsatzbereiche, für die die Korpuslinguistik eingesetzt werden kann: die Exemplifizierung theoretischer Feststellungen (Evidenz aus dem Korpus), die Überprüfung theoretischer Feststellungen (Validierung am Korpus) und die Verwendung eines Korpus als Quelle für zu beschreibende und erklärbare Phänomene (Induktion mithilfe des Korpus). Die Korpuslinguistik kann demnach zur Theoriebildung beitragen, auch wenn sie kein bestimmtes theoretisches Paradigma verfolgt.

3 Konvergenzen von Diskursgrammatik und Korpusgrammatik

Versteht man den Begriff ‚Diskurs‘ gemäß der weiten Definition von ‚Sprachgebrauch‘ (Fasold 1990; Müller 2018, 77), dann ergeben sich grundlegende Konvergenzen von Diskurslinguistik und Korpuslinguistik und somit eben auch von Diskursgrammatik und Korpusgrammatik: Eine Grundannahme der Diskursgrammatik ist, dass grammatische Strukturen aus dem Sprachgebrauch heraus entstehen. So schließen sich z. B. Müller (2018, 76) und Ziem (2018, 114) der berühmten Feststellung Haspelmaths (2002, 284) an, wonach Grammatik „geronnener Diskurs“ sei. Grammatik, so Müller (2018, 76), „muss etwas sein, das in der Gebrauchsgeschichte sprachlicher Zeichen entsteht und somit als Epiphänomen semiotisch reifizierter

¹ Z.B. hat die Korpuslinguistik ihre Schwächen, wenn es um Fragen wie Akzeptabilität von Äußerungen im Allgemeinen und negative Evidenz im Besonderen oder auch um niedrigfrequente Phänomene geht (vgl. Konopka 2018, 153).

Akte des Meinens und Verstehens anzusehen ist.“ Ähnlich bezeichnet Ziem (2018, 114) Grammatik als „Epiphänomen kommunikativer Interaktion“. Aus dieser Grundannahme lässt sich ableiten, dass auch die Untersuchung grammatischer Regularitäten anhand authentischer Sprachgebrauchsdaten erfolgen sollte. In der Korpuslinguistik geschieht genau das (vgl. Abschnitt 2).

Die Diskursgrammatik geht ferner davon aus, dass sich Grammatik wandelt und dass sie über „thematische, situative, soziale und mediale Kontexte“ hinweg variiert (Müller 2018, 76). Damit einhergehend sieht Ziem (2018, 111) „eine genuin diskurslinguistische Aufgabe darin, den möglichen Variationsbereich grammatischer sowie lexikalisch-semantischer Muster diskursvergleichend zu eruieren und auszuweisen.“ Die Korpuslinguistik ermöglicht genau das, indem sie mit stratifizierten Korpora arbeiten kann, d. h. mit Sprachdaten, die sich hinsichtlich ihres Alters und ihrer thematischen, situativen, sozialen und medialen Entstehungs- und Gebrauchsbedingungen unterscheiden. Aus konstruktionsgrammatischer Perspektive stellt Ziem (2018, 111) ebenfalls fest, dass die Erfassung der o. g. Muster „bislang vorrangig an der Schnittstelle von Korpus- und Diskurslinguistik gelungen ist“.

Charakteristisch für die Diskursanalyse (und damit die Diskursgrammatik) ist aber auch ein spezifisches Interesse an gesellschaftlichen Debatten: „[S]ie reagiert auf mediale In-Wert-Setzungen von Themen und bringt sich in aktuelle Diskussionen (mehr oder weniger) deutlich ein“ (Warnke 2018, XXVIII). Für die Korpuslinguistik oder auch speziell die Korpusgrammatik ist dies kein konstitutives Merkmal. Viele bekannte korpusgrammatische Studien (wie z. B. Bresnan et al. 2007 zur Dativalternation im Englischen, vgl. *Susan gave toys to the children* vs. *Susan gave the children toys*) lassen keinen Ausgangspunkt in öffentlichen Debatten erkennen. Umgekehrt scheint aber zu gelten: **Wenn** eine Arbeit einen solchen Debattenbezug sucht, dann arbeitet sie oft korpuslinguistisch. Ein Beispiel dafür ist die Untersuchung von Ziem et al. (2013) zur Konzeptualisierung von *Krise*: Dort wird die These vertreten, „dass sich in den Krisen-Diskursen der Bundesrepublik eine diskursive Dynamik offenbart, die an variierenden semantischen Prägungen sprachlicher Muster erkennbar ist“, und dass diese Muster „sich korpusgesteuert identifizieren lassen“ (2013, 331). Die Korpuslinguistik ist also zwar nicht grundsätzlich an Fragestellungen mit aktuellem Debattenbezug interessiert; sie stellt aber Daten und Methoden zur Verfügung, die für entsprechende Fragestellungen genutzt werden können.

Zuletzt kann die Korpuslinguistik auch wertvolle Beiträge zum Metadiskurs über Grammatik leisten. Und zwar in mindestens zweierlei Hinsicht: Zum einen kann sie sich in den Diskurs zur grammatischen Norm einbringen (vgl. Abschnitt 7.1). Zum anderen versteht sich beispielsweise das IDS-Projekt *Korpusgrammatik* auch als Beitrag zur Erweiterung des wissenschaftlichen Diskurses

über Grammatik (vgl. Abschnitt 7.2). So werden nicht nur wissenschaftliche Texte veröffentlicht, sondern auch die ihnen zugrundeliegenden Sprachdaten in Form von annotierten Datensammlungen. Damit leistet das Projekt einen Beitrag zur offenen Wissenschaft im Sinne der Open-Science-Bewegung.

4 Das IDS-Projekt *Korpusgrammatik*

Das Projekt *Korpusgrammatik*² untersucht systematisch und korpusorientiert morphologische und syntaktische Variationsphänomene des Deutschen.³ Gegenstand ist die Grammatik des geschriebenen Deutsch, wie sie sich in Texttypen manifestiert, die typischerweise in der deutschen Standardsprache verfasst werden, wobei selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass die Standardsprache Variation zulässt (vgl. Bubenhofer et al. 2014, 23–32). Die Korpusgrammatik als grammatisches Werk strebt eine empirisch fundierte Deskription an und stützt sich dabei größtenteils auf ein speziell aufbereitetes Teilkorpus des Deutschen Referenzkorpus (DeReKo, vgl. Kupietz et al. 2018).⁴ Dieses Teilkorpus umfasst zurzeit 23 Mio. Dokumente, 5,8 Mrd. Wörter sowie 7 Mrd. Tokens. Es enthält vor allem klassische Druckerzeugnisse und wurde mit Metadaten wie *Land*, *Region*, *Register*, *Medium*, (*inhaltliche*) *Domäne* und *Entstehungszeit* angereichert und stratifiziert (Bubenhofer et al. 2014, 54–76) – Daten also, die insbesondere auch für diskurslinguistische Fragestellungen von großem Interesse sind.⁵

Da die Abgrenzung der Standardsprache problematisch ist (vgl. Bubenhofer et al. 2014, 21–32), werden ergänzend Übergänge zum Substandard erfasst, indem Teilkorpora des Web-Korpus DECOW16 (Schäfer/Bildhauer 2012; Schäfer 2015) herangezogen werden, die substandardsprachliche Phänomenrealisierungen an der Grenze zum Standard erwarten lassen. Ergebnisse der Korpusgrammatik werden u. a. in einer neuen, „variationssensitiven“ Grammatik des Standarddeutschen dokumentiert. Mit modernen korpuslinguistischen Methoden wird dabei die Vielfalt und Variabilität der deutschen Grammatik in großer Detailschärfe erfasst (vgl. Konopka 2020, 7). Die Korpusgrammatik soll – im Vergleich zu vorherigen Grammatiken des Deutschen – ein höheres Maß an Deskriptionstiefe erreichen, einen Beitrag zum aktuellen Forschungsdiskurs leisten und somit das

² <https://www.ids-mannheim.de/gra/projekte/korpusgrammatik/> (Letzter Zugriff: 27.03.2023).

³ Zur Auswahl der Phänomene vgl. Konopka (2020, 13).

⁴ <https://www.ids-mannheim.de/digspra/kl/projekte/korpora> (Letzter Zugriff: 27.03.2023).

⁵ Genauere Informationen zu diesem Untersuchungskorpus stehen unter <https://grammis.ids-mannheim.de/korpusgrammatik/6616> (Letzter Zugriff: 28.03.2023) zur Verfügung.

Desiderat einer Grammatik des Deutschen auf korpuslinguistischer Basis erfüllen (vgl. Konopka 2020, 10–11). Der Fokus liegt auf der Variabilität der deutschen Standardsprache und ihrem tatsächlichen Gebrauch. Die Beschreibung von Variationsphänomenen ist dabei zentrales Thema. Sie werden mithilfe korpuslinguistisch-statistischer Verfahren im Hinblick auf ihre Abhängigkeit von verschiedenen sprachinternen und/oder -externen Einflussfaktoren erklärt (vgl. Konopka 2018, 166). Die Einflüsse möglicher sprachinterner Faktoren werden durch die Annotation grammatischer Merkmale untersucht. Die Erfassung externer Faktoren geschieht durch die Einbeziehung der oben beschriebenen Metadaten (vgl. Konopka 2020, 13). Neben den statistischen Analysen werden umfangreiche und vielschichtige qualitative Untersuchungen der Daten vorgenommen, die zur Exploration für quantitative Analysen dienen (vgl. Konopka 2020, 16).

Die Korpusgrammatik strebt zwar theoretische Fundiertheit an, will aber im Großen und Ganzen theorieneutral sein (vgl. Konopka 2020, 13–14). Ziele sind u. a., theorierelevante Daten zu generieren und Brücken zwischen konkurrierenden theoretischen Perspektiven zu schlagen. Die Datenerhebung, Datenaufbereitung und die statistischen Analysen werden dokumentiert und transparent als Open-Access-Publikationen der Leserschaft zur Verfügung gestellt, sodass die Validierbarkeit der zugrundeliegenden Untersuchungen gesichert ist und direkte Anschlussforschung ermöglicht werden kann (vgl. Konopka 2020, 11–12). Die primär anvisierte Zielgruppe der Korpusgrammatik sind Sprachwissenschaftler*innen.

In der Korpusgrammatik soll es verschiedene Kapiteltypen geben, die die Themenbereiche in der Abfolge vom Allgemeinen zum Besonderen behandeln. Zum einen werden Überblickskapitel unter Verwendung deskriptiv-statistischer Methoden größere Phänomenfelder abdecken und Variationsbereiche identifizieren (siehe Abschnitt 5). Zum anderen wird es Kapitel geben, die Fallstudien beschreiben (siehe Abschnitt 6). In letzteren Untersuchungen werden Einflussgrößen von ausgewählten Variationsphänomenen ermittelt und mit inferenzstatistischen Methoden untersucht (vgl. Konopka 2020, 17).

Die Korpusgrammatik soll idealerweise sowohl grammatisch bestimmbare Ausdrucksklassen behandeln, die unterhalb der Satzebene liegen (z. B. Substantiv oder Nominalphrase), als auch Phänomene, die typischerweise auf der Satzebene zu beobachten sind (z. B. syntaktische Funktionen und Relationen). Diese Aufteilung verdeutlicht die angestrebte Doppelperspektivik: Die eine Perspektive äußert sich darin, „dass formbezogene Einheiten in Bezug auf ihre verschiedenen Funktionen untersucht werden, d. h. eine Art semasiologische Vorgehensweise verfolgt wird, die andere Perspektive [darin], dass für bestimmte Funktionen verschiedene Realisierungsformen ermittelt werden, d. h. quasi onomasiologisch vorgegangen wird“ (Konopka 2020, 20).

In Konopka (2020, 18 ff.) wird ausführlich die tentative Gliederung beschrieben. Wir stellen hier aus Platzgründen lediglich stichpunktartig die beiden Großbereiche vor. Der erste Bereich ist im Großen und Ganzen als eine „Wort- und Phrasengrammatik“ konzipiert und behandelt Aspekte der Wortbildung, Wörter und Gruppen, Substantiv, Nomen und Nominalphrase, Adjektiv und Adjektivphrase, Adverb und Adverbphrase, andere nicht flektierbare Wortarten sowie Verb, Verbalkomplex und Verbgruppe (Verbalphrase). Der zweite Bereich bezieht sich auf den Satz als eine prototypische Realisierung der kommunikativen Minimaleinheit – er ist demnach als eine Art „Satzgrammatik“ konzipiert und umfasst folgende Themen: Satz und Satzkomponenten, Komplementation, Supplementation, Kongruenz und Rektion, Wortstellung, Informationsstruktur, komplexere Strukturen (Asyndese, Syndese, Koordination, Subordination, komplexe Sätze). Im zweiten Bereich sollen unterschiedliche Realisierungsformen syntaktischer Funktionen und Relationen, die verschiedenen grammatischen Ebenen angehören können, miteinander verglichen werden (vgl. Konopka 2020, 18–19). Die Gliederung ist modifizierbar, ergänzbar und flexibel, damit auf aktuelle Entwicklungen, die sich durch Forschungsdynamiken ergeben, reagiert werden kann. Auch die Formulierungen der Kapitelüberschriften sind vorläufig. Im Projekt *Korpusgrammatik* wird zurzeit die Realisierung des ersten Bereichs vorgenommen.

Im Folgenden werden die unterschiedlichen Kapiteltypen anhand von Beispieluntersuchungen aus der Projektarbeit genauer veranschaulicht.

5 Quantitative Überblicke: Modifikation in der Nominalphrase

Als Beispiel für ein Überblickskapitel, in dem ein ganzer Phänomenbereich unter Verwendung deskriptiv-statistischer Methoden behandelt wird, stellen wir im Folgenden die Befunde aus Münzberg (2020) zur Modifikation in der Nominalphrase vor.

Nominalphrasen, deren Kopf ein Substantiv (und nicht etwa ein Pronomen) ist, können sehr weit mit modifizierenden Attributen ausgebaut werden (Admoni 1973, 36–76).⁶ Münzberg (2020) unterscheidet insgesamt dreizehn verschiedene Attributstypen, darunter u. a. Adjektivattribute (*grünes Licht*), Genitivattribute (*die Sehenswürdigkeiten Hamburgs*) und Relativsätze (*eine Dimension, der man sich so kaum bewusst ist*). Anhand von Stichproben von mehreren Tausend zufällig

⁶ Münzberg (2020) spricht von ‚Supplementen‘ statt von ‚Modifikatoren‘.

ausgewählten Nominalphrasen untersucht Münzberg die Frequenz und Distribution dieser Typen. Dabei werden Nominalphrasen in verschiedenen Satzgliedfunktionen (Subjekt, Prädikativ, Akkusativobjekt, Dativobjekt bzw. freier Dativ) berücksichtigt, und neben Daten aus DeReKo werden auch Texte aus dem Subkorpus „Forum“ des DECOL-Webkorpus untersucht. Münzbergs Auswertung ergibt u. a., dass sowohl in den DeReKo- als auch in den Forendaten das attributive Adjektiv den häufigsten Attributstyp darstellt. Und sowohl in DeReKo als auch in den Foren tritt dieser am häufigsten in Nominalphrasen in prädikativer Funktion auf. Dieser Befund steht im Einklang mit der Beobachtung Pons (2011, 168, 266), wonach Prädiktive besonders umfangreich sind. Ein Beispiel ist der Beleg in (1). Die prädiktive Nominalphrase ist grau hinterlegt, die Adjektivattribute sind durch Fettdruck hervorgehoben:

- (1) Obwohl Montenegro **die einzige ehemalige jugoslawische** Teilrepublik ist, **die abgesehen von Serbien je als unabhängiger Staat (1878 und 1918) existierte**, (...). (Kleine Zeitung, 25.04.2000, ohne Seite)

Münzberg erklärt die hohe Komplexität von Prädikativen funktional: Nämlich damit, dass Prädiktive häufig den Charakter einer Definition haben: Zu der vom Subjekt bezeichneten Entität (in (1): *Montenegro*) wird ein Oberbegriff (‘Genus proximum’) genannt (*Teilrepublik*), und mit Hilfe von Attributen (neben den Adjektivattributen *einzige*, *ehemalige* und *jugoslawische* auch der Relativsatz *die ... existierte*) spezifiziert, inwiefern sich die vom Subjekt bezeichnete Entität von anderen Entitäten unterscheidet (‘Differentiae specificae’), die vom selben Oberbegriff bezeichnet werden können.

Neben grundlegenden Gemeinsamkeiten zwischen den DeReKo-Daten und den Forendaten lassen sich auch einige Unterschiede nachweisen. So kommen z. B. die Adjektivattribute in den Forendaten insgesamt seltener vor als in den DeReKo-Daten; das Gleiche gilt u. a. auch für Genitivattribute. Was Letztere betrifft, zeigen Kopf/Bildhauer (2024) in einer enger fokussierten Variationsstudie, dass die Webforen unter ansonsten vergleichbaren Bedingungen in stärkerem Maße zu Präpositionalattributen mit *von* tendieren (*die Sehenswürdigkeiten Hamburgs* vs. *die Sehenswürdigkeiten von Hamburg*).

Überblicke wie Münzberg (2020) können eine erste Auskunft darüber geben, welche Formen innerhalb einer funktionalen Domäne wie oft zum Einsatz kommen, und einige Grundtendenzen ihrer Verteilung offenlegen. Sie ermöglichen eine Fülle von deskriptiven Beobachtungen, denen in Form von stärker fokussierten Folgestudien genauer nachgegangen werden kann.

6 Fallstudien

Neben Überblickskapiteln setzt sich die anvisierte Korpusgrammatik aus Fallstudien zusammen, in denen grammatische Variationsphänomene mit ihren internen und externen Einflussfaktoren in den Blick genommen werden. Als Beispiel dafür stellen wir in Abschnitt 6.1 ein syntaktisches und in Abschnitt 6.2 ein morphologisches Phänomen vor. In Abschnitt 6.1 geht es um die Variation zwischen finiten und infiniten Attributsätzen (basierend auf Weber/Bildhauer/Münzberg 2024). In Abschnitt 6.2 geht es um Variation bei der Flexion der sog. schwachen Maskulina (basierend auf Weber/Hansen 2024). Anhand der schwachen Maskulina geben wir zugleich einen Ausblick auf Anschlussprojekte, die den korpusgestützten Ansatz von der Variation innerhalb der Schriftlichkeit auf die Variation zwischen schriftlichem und mündlichem Sprachgebrauch sowie die Variation innerhalb der Mündlichkeit ausweiten (basierend auf Hansen/Weber im Erscheinen).

6.1 Finite vs. infinite Attributsätze

Unter bestimmten Bedingungen alternieren im Deutschen finite, von *dass* eingeleitete Nebensätze mit *zu*-Infinitiven. Während vorherige Studien wie z. B. Brandt (2019) diese Variation dort in den Blick nehmen, wo die Nebensätze als Komplement eines Verbs fungieren (*Doch ich habe geschworen, dass ich beim Malen sterbe* vs. *Ich hatte geschworen, die Wahrheit zu suchen*, vgl. Brandt 2019, 211), untersuchen Weber/Bildhauer/Münzberg (2024) die *zu-/dass*-Variation bei Substantiven, vgl. Beispiele (2–3). Das Substantiv ist in den Beispielen durch Fettdruck hervorgehoben, der Attributsatz ist grau hinterlegt.

- (2) Mauersegler, die sich von Fluginsekten ernähren, haben die **Eigenart**, dass sie Hochdruckgebieten praktisch hinterherfliegen.
(Schweriner Volkszeitung, 14.07.2009, S. 16)
- (3) Europäische Würger haben die liebenswerte **Eigenart** entwickelt, lebende Beute auf Dornen aufzuspießen.
(Süddeutsche Zeitung, 08.12.2008, S. 25)

Weber/Bildhauer/Münzberg (2024) setzen sich zum Ziel, die Bedingungen herauszuarbeiten, unter denen die beiden Realisierungsformen überhaupt gegeneinander austauschbar sind, und Faktoren zu isolieren, die innerhalb der variablen Kontexte eher zur Wahl der einen oder der anderen Variante führen. Im Folgenden greifen wir zwei Faktoren heraus, die die Rolle des tatsächlichen Sprachge-

brauchs bezeugen, d. h. die Rolle der Verwendung einer konkreten Attributsatz-Instanz durch eine konkrete Sprachbenutzerin bzw. einen konkreten Sprachbenutzer in einer konkreten Schreibsituation.

Zum einen ermitteln Weber/Bildhauer/Münzberg (2024), dass komplexe Attributsätze (verstanden als solche, die selbst wiederum mindestens einen weiteren Nebensatz enthalten oder mit einem anderen Attributsatz koordiniert sind bzw. zumindest zwei koordinierte Prädikate enthalten) etwas stärker zur *dass*-finiten Variante tendieren als Attributsätze, die nicht in diesem Sinne komplex sind. Dieser Befund steht im Einklang mit Rohdenburgs (1996, 151) *complexity principle*, wonach Sprecher*innen explizitere Strukturen verwenden, wenn sie kognitiv anspruchsvollen Situationen ausgesetzt sind. Die *dass*-finite Variante lässt sich nämlich insbesondere insofern als die komplexere ansehen, als dort das Subjekt des Attributsatzes explizit gemacht wird, vgl. z. B. das Pronomen *sie* als Subjekt von *hinterherfliegen* in (2). Beim *zu*-Infinitiv hingegen bleibt das Subjekt implizit: Dass es z. B. in (3) die Europäischen Würger sind, die lebende Beute auf Dornen aufspießen, muss vom Leser bzw. von der Leserin erst rekonstruiert werden.

Zum anderen gibt es Hinweise darauf, dass auch die Unterscheidung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit sowie Registerwechsel einen Einfluss auf die Wahl zwischen finiten und infiniten Strukturen haben können. Für Adverbialsätze im Englischen etwa zeigen Biber et al. (1999, 826), dass finite Sätze in gesprochener Sprache (*conversation*) häufiger vorkommen als in geschriebener. Und in manchen Dialekten des Deutschen, d. h. primär gesprochenen Varietäten, gibt es keine dem Standarddeutschen entsprechenden *zu*-Infinitive (vgl. Bayer/Brandner 2004 zum Mittelbairischen und Reichenauerischen). Daraus lässt sich ableiten, dass auch medial schriftliche Texte, die ein gewisses Maß an konzeptueller Mündlichkeit aufweisen, in bestimmten Fällen eine Präferenz für finite Strukturen zeigen. Für die *zu-dass*-Variation bei Substantiven ermitteln Weber/Bildhauer/Münzberg (2024), dass Texte aus Webforen, die häufig in nähesprachlichen Situationen, spontan und unter geringerem Normdruck entstehen, tatsächlich etwas stärker zur *dass*-finiten Variante tendieren als die überwiegend pressesprachlichen DeReKo-Daten. Illustrativ ist hier ein Beispiel wie (4).

- (4) Ich baue auf seine **Beteuerung**, dass er so etwas nicht wieder tut.
 (<http://forum.express.de/archive/index.php/t-7664.html>)

Der Beleg ist insofern auffällig, als das Subjekt des Attributsatzes (*er*) hier korreferent mit einem Ausdruck innerhalb derselben Nominalphrase ist, in der auch der Attributsatz selbst steht (*seine*). Wie Weber/Bildhauer/Münzberg. zeigen, ist dies eine Konstellation, die insgesamt stärker als andere die Wahl des *zu*-Infinitivs begünstigt; die Forenbenutzerin bzw. der Forenbenutzer in (4) wählt hier dennoch

die *dass*-finite Variante. Es ließe sich spekulieren, dass eine etwaige *dass*-Präferenz gesprochener Sprache im Zusammenhang mit dem *complexity principle* steht. Denn wie Auer (2000) herausstellt, stellen Aspekte der Zeitlichkeit mündlicher Sprache, wie z. B. ihre Flüchtigkeit, die Sprachbenutzer*innen vor kognitive Herausforderungen, die im schriftlichen Sprachgebrauch nicht bestehen. In jedem Fall erscheinenden Beobachtungen zum Zusammenhang von Medialität/Register und Attributsatzrealisierung aus der Perspektive einer „explorativen Diskurslinguistik“ interessant. Müller (2018, 94) bezeichnet damit ein Forschungsprogramm, das danach fragt, „inwiefern erstens spezifische Diskurse als Erklärung für die Präferenz für bestimmte grammatische Typen verstanden werden können und zweitens Grammatik im einsprachlichen Sinne als Emergenzphänomene aus diskursiven Makrokonstellationen erklärt werden kann.“

6.2 Variation bei schwachen Maskulina

Das zweite Variationsphänomen stammt aus dem Bereich der substantivischen Kasusflexion. Es betrifft die sogenannten schwachen Maskulina. Traditionell werden Substantive dieser Flexionsklasse im Akkusativ (5), Dativ (6) und Genitiv (7) Singular (sowie im Plural) mit -(e)n markiert:

- (5) Man muss ihn nicht mögen, **den Berliner Bären**.
(die tageszeitung, 25.02.2005, S. 25)
- (6) Stimmen die Merkmale überein, handelt es sich **beim Bären** aus dem Münsertal um ein eineinhalb Jahre altes Jungtier.
(Saale-Zeitung, 20.11.2013, S. 6)
- (7) Der polnische Präsident Walesa mahnt einen raschen Beitritt an, weil der Erfolg Schirinowskis die Gefährlichkeit **des russischen Bären** zeige.
(Süddeutsche Zeitung, 05.01.1994, S. 4)

Wie allgemein bekannt, besteht jedoch eine Tendenz dazu, die Substantive im Akkusativ (8) und Dativ (9) endungslos zu verwenden. Im Genitiv ist – wenngleich seltener – eine Ersetzung von -(e)n durch -(e)s zu beobachten (10) (vgl. z. B. Dudengrammatik 2016, 210–216; Dudewörterbuch 2021, 906–908; Schäfer 2019). Nicht nur Genitivformen auf -(e)s, sondern auch die endungslosen Akkusativ- und Dativformen lassen sich als Ausdruck einer analogischen Angleichung an das

starke Flexionsmuster sehen, das „Standardmuster“ für Maskulina (vgl. z. B. *dem Tag⁷, den Tag_ des Tages*) (Dudengrammatik 2016, 213).

- (8) Sie sprach trotzdem auf der Gedenkveranstaltung für **den erschossenen Bär** Bruno auf dem Münchener Marienplatz [...].
(Süddeutsche Zeitung, 21.09.2007, S. 35)
- (9) Da bei Kronstadt die höchste Braunbärdichte weltweit mit **einem Bär** pro Quadratkilometer herrscht, reagieren die Menschen gelassen.
(Die Südostschweiz, 15.08.2005, ohne Seite)
- (10) Die Heimat **des größten Bären** der Welt sind die Harburger Berge
(Der Prignitzer, 25.02.2013, S. 25)

Bei der Variation zwischen schwachen und starken (einschließlich der endungslosen) Formen handelt es sich um einen klassischen Zweifelsfall: Bei manchen Substantiven gelten die endungsfreien Akkusativ- und Dativformen als standardsprachlich anerkannt (z. B. *mit einem Magneten/Magnet*), bei anderen hingegen nicht (*die Prinzessin küsst den Prinzen*) (vgl. Dudengrammatik 2016, 973). Das Zweifelsfälle-Wörterbuch (2021, 907) geht davon aus, dass das Weglassen der Endung „auch im geschriebenen Standarddeutsch so weit verbreitet“ sei, „dass es nicht einfach als inkorrekt bezeichnet werden kann.“

Zum fraglichen Variationsphänomen wurden zwei Fallstudien durchgeführt. Die erste Fallstudie (Weber/Hansen 2024) fand im Rahmen des Projekts *Korpusgrammatik* statt. Sie basiert auf Daten des DeReKo und dem Webforen-Teil des DECOLW und verfolgt das Ziel, neben grammatischen Einflussfaktoren auch Registerunterschiede in den Blick zu nehmen. Die zweite Fallstudie (Hansen/Weber im Erscheinen), auf die weiter unten detaillierter eingegangen wird, fand im Rahmen der IDS-Nachfolgeprojekte *Grammatische Strukturen im Gesprochenen Deutsch* und *Methoden der Grammatikforschung* statt und legt den Schwerpunkt auf medial mündliche Daten. Wir skizzieren im Folgenden kurz einige zentrale Erkenntnisse der bisherigen Forschung zu den grammatischen Einflussfaktoren und gehen anschließend auf Register- und Medialitätsunterschiede ein.

Köpcke (1995) zeigt, dass viele schwache Maskulina prototypische phonotaktische und semantische Merkmale aufweisen. So enden z. B. viele von ihnen auf Schwa und bezeichnen Menschen oder zumindest höhere Lebewesen (z. B. *Mat-*

⁷ Das mehr oder weniger relikhaft erhaltene Dativ -e wird hier nicht weiter berücksichtigt, siehe hierzu z. B. Konopka (2012).

rose, Kollege, Löwe). Darauf aufbauend zeigt Schäfer (2019) im Rahmen einer breit angelegten Korpusstudie, dass im DECOL-Webkorpus vor allem diejenigen Substantive dazu tendieren, stark flektiert zu werden, die wenig prototypisch sind, wie z. B. Einsilber wie das Substantiv *Bär* (5–10). Wie eingangs erwähnt, ist die Flexionsschwankung darüber hinaus kasusabhängig. Die starke Flexion tritt primär in Form von endungslosen Akkusativ- und Dativformen auf, seltener in Form von starken Genitivendungen (vgl. Thieroff 2003, 109, 114; Schäfer 2019, 405; Zweifelsfälle-Wörterbuch 2021, 907). Thieroff erklärt dies damit, dass die abstrakte Struktur des starken Paradigmas (markierter Genitiv vs. unmarkierter Nicht-Genitiv, vgl. z. B. *des Tag(e)s* vs. *der/den/dem Tag_*) bereits dann erreicht ist, wenn lediglich das -(e)n-Suffix im Akkusativ und Dativ weggelassen wird, der Genitiv aber weiterhin mit -(e)n (statt -(e)s) markiert wird (*des Menschen* vs. *der/den/dem Mensch_*). Neben diesem Struktur-bezogenen Faktor dürfte aber auch ein soziolinguistischer Grund eine Rolle spielen: Der Genitiv an sich ist im Deutschen ein stilistischer Marker für Hoch- oder Schriftsprachlichkeit geworden (vgl. Szczepaniak 2014; Pickl 2020; Seiler 2022, 58). Daraus lässt sich ableiten, dass Sprecher*innen, wenn sie **überhaupt** den Genitiv verwenden, diesen tendenziell auch normgerecht (also schwach) realisieren. Für die DeReKo- und die DECOL-Daten können Weber/Hansen (2024) in ihrer ersten Fallstudie die Ergebnisse zu den grammatischen Einflussfaktoren aus Schäfer (2019) bestätigen und zudem u. a. Registerunterschiede nachweisen: So neigen Texte aus dem Webforen-Teil des DECOL-Webkorpus in stärkerem Maße zu starken Formen als Texte aus dem pressesprachlichen DeReKo. Dennoch überwiegen auch in den Webforen die schwachen Formen noch sehr deutlich (s. u.).

In der zweiten Fallstudie wird schwerpunktmaßig der mündliche Sprachgebrauch in den Blick genommen und mit dem schriftlichen Sprachgebrauch verglichen. Als Datengrundlage für den mündlichen Sprachgebrauch dient das Forschungs- und Lehrkorpus (FOLK) (Depermann/Hartung 2012; Kaiser 2018). FOLK ist ein kontinuierlich wachsendes Korpus, das Gesprächsdaten aus unterschiedlichsten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, wie z. B. Arbeit, Freizeit, Bildung, öffentliches Leben, Dienstleistungen usw., im deutschen Sprachraum beinhaltet. Die Gespräche in FOLK sind nach verschiedenen Metadaten kategorisiert. Ein Parameter ist die „Interaktionsdomäne“, der die einzelnen Gespräche zugeordnet werden, wobei zwischen „privat“, „institutionell“, „öffentlich“ und „Sonstiges“ unterschieden wird. Wir fassen im Folgenden einige Ergebnisse der Fallstudie zusammen, die speziell aus diskursgrammatischer Perspektive interessant erscheinen.

Insgesamt treten die schwachen Maskulina in ca. 15% der ausgewerteten FOLK-Belege in starken Formen auf. Das ist mehr als in Vergleichsstichproben aus DeReKo (ca. 2%) und dem Webforen-Teil des DECOL-Webkorpus (ca. 8%)

(vgl. Abb. 1). In den Webforen tritt darüber hinaus in sehr seltenen Fällen das Genitivsuffix -(e)ns auf („misch“ in Abb. 1, z. B. *des Pilotens*, *des Soldatens*), in dem man eine Kombination aus schwachem und starkem Suffix sehen kann (Krischke 2012).

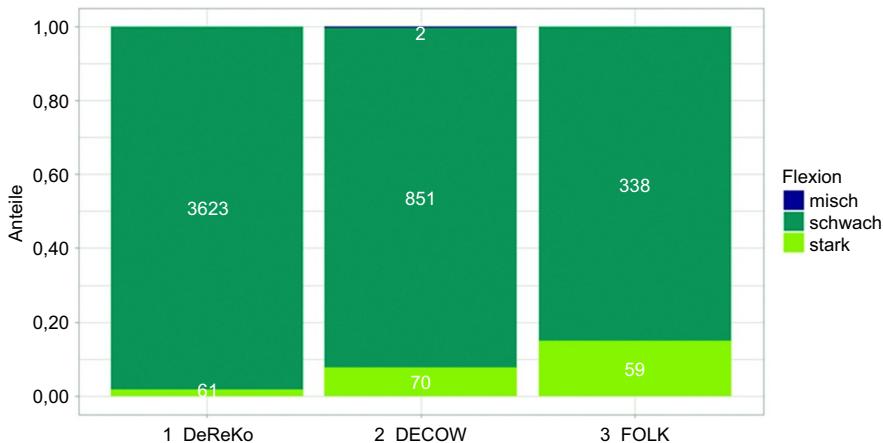


Abb. 1: Anteile starker und schwacher Formen in FOLK im Vergleich mit DeReKo und DECOW-Webforen (vgl. Hansen/Weber im Erscheinen).

Der in Abb. 1 dargestellte Befund steht im Einklang mit der Annahme, dass im mündlichen Sprachgebrauch die Norm-divergenten, starken Formen (12) häufiger vorkommen als in schriftlichen, insbesondere pressesprachlichen Texten. Dennoch überwiegen auch in FOLK die schwachen Formen (11) noch deutlich.⁸

- (11) wenn man **en en toten menschen** sieht den man gekannt hat
(FOLK_E_00339_SE_01_T_02)
- (12) und geruch ist für **n mensch** instinktiv extrem wichtig
(FOLK_E_00426_SE_01_T_01)

Hansen/Weber (im Erscheinen) diskutieren die Frage, wie die unterschiedlich hohen Anteile starker Formen in FOLK, DECOW und DeReKo genau zu erklären

⁸ Die Ergebnisse werden detaillierter in Hansen/Weber (im Erscheinen) dargestellt, wo auch Ergebnisse zur Verteilung starker und schwacher Formen in FOLK in Abhängigkeit der Faktoren Kasus, Phonotaktik und Semantik erörtert werden.

sind: In welchem Maße kommen sie dadurch zustande, dass möglicherweise bestimmte grammatische Bedingungen, die die starke Flexion grundsätzlich (also unabhängig von der medialität) begünstigen, in FOLK und den Webforen stärker vertreten sind als in DeReKo? Und in welchem Maße neigen Sprecher*innen bzw. Schreiber*innen in den drei Korpora auch unter **vergleichbaren grammatischen Bedingungen** unterschiedlich stark zur starken Flexion? So lässt sich z. B. zeigen, dass die schwachen Maskulina in DeReKo häufiger im Genitiv stehen als in DECOW, und in DECOW wiederum häufiger als in FOLK. Und wie oben beschrieben, neigt der Genitiv insgesamt stärker als Akkusativ und Dativ zur schwachen Form. Außerdem lässt sich u. a. zeigen, dass der Anteil von Mehrsilbern mit Endbetonung (*Präsident, Konkurrent etc.*) in DeReKo höher ausfällt als in DECOW und FOLK. Und wie Schäfer (2019, 404) zeigt, neigen Substantive dieses Typs insgesamt stärker zu schwachen Formen als Einsilber (z. B. *Bär, Mensch*) oder Mehrsilber mit Nicht-Endbetonung (z. B. *Bauer, Nachbar*).

Um bezüglich der grammatischen Faktoren kontrollieren zu können, werden die Daten mit einer multivariaten statistischen Methode analysiert. Dabei wird das Korpus, aus dem der Beleg stammt, gemeinsam mit den grammatischen Faktoren berücksichtigt, die (potentiell) einen Einfluss auf die Wahl zwischen starker und schwacher Flexion ausüben. Die Analyse ergibt, dass neben grammatischen Faktoren tatsächlich erwartungsgemäß auch das Korpus einen Einfluss hat: Wie sich zeigt, tendieren insbesondere die FOLK-Daten, in geringerem Maße aber auch die Webforen, stärker zur starken Flexion als DeReKo. M.a.W.: Die Verteilungsunterschiede aus Abb. 1 lassen sich zum Teil, aber eben nicht allein, dadurch erklären, dass z. B. Substantive in DeReKo häufiger im Genitiv stehen oder es sich bei ihnen häufiger um Mehrsilber mit Endbetonung handelt.

In einem weiteren Schritt betrachten wir mögliche diskursive Einflüsse auf die Variation der Flexion innerhalb der mündlichen Daten genauer. Dazu greifen wir auf die „Interaktionsdomäne“ zurück, der die jeweilige FOLK-Interaktion zugeordnet ist (vgl. Kaiser 2018, 521–522): „Öffentliche Interaktionen“ sind Gespräche, die im Rahmen öffentlich zugänglicher und/oder massenmedial vermittelter Anlässe stattfinden. Sie umfassen u. a. die Schlichtungsgespräche zu Stuttgart 21 sowie TV-Debatten. „Private Interaktionen“ sind definiert als informelle Gespräche mit Familie und/oder Freunden. „Institutionelle Interaktionen“ umfassen Gespräche, in denen Personen als institutionelle bzw. professionelle Vertreter*innen agieren (z. B. Gespräche am Arbeitsplatz oder in Ausbildungsstätten). Die Kategorie „Sonstiges“ bezeichnet Interviews und experimentelle Interaktionen. Abb. 2 zeigt die Anteile starker und schwacher Formen über die verschiedenen Interaktionsdomänen im FOLK. Wie sich zeigt, ist der Anteil der starken Formen in den privaten Interaktionen höher als in den institutionellen und öffentlichen.

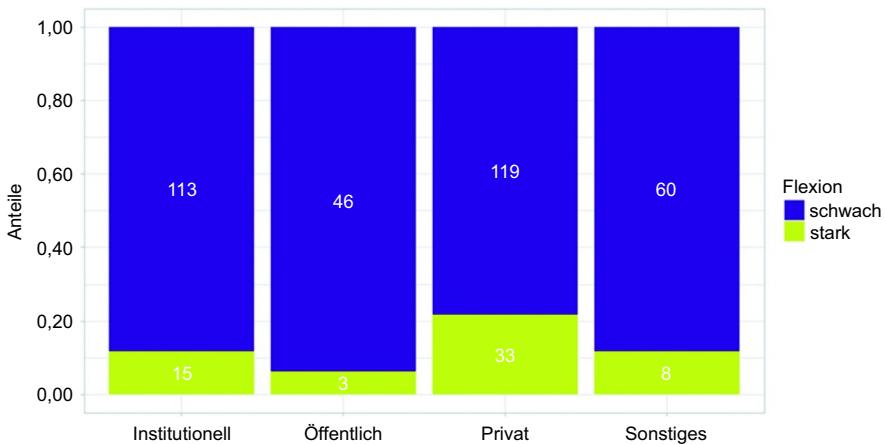


Abb. 2: Anteile starker und schwacher Formen in FOLK nach Interaktionsdomäne (vgl. Hansen/Weber im Erscheinen).

Der Mosaikplot in Abb. 3 visualisiert die Häufigkeitsverteilung über Rechtecke, deren Größe proportional zur Fallzahl in den Zellen ist. Die Farbe der Rechtecke bezieht sich auf die standardisierten Residuen. Das grün eingefärbte Rechteck zeigt an, dass die entsprechende Zelle signifikant überrepräsentiert ist.⁹

In den öffentlichen Interaktionen kann man einen Indikator für den sog. „mündlichen Gebrauchsstandard“ (im Sinne von Deppermann et al. 2013) sehen (siehe auch Abschnitt 7.1). Wenn das der Fall ist, dann scheinen endungslose Formen insbesondere in dieser Sprachform eher untypisch zu sein, häufiger sind sie in privater Kommunikation vorzufinden.

Die hier dargestellte Variation bei der Flexion der sog. schwachen Maskulina ist ein Beispiel dafür, wie mit einem korpusgestützten Ansatz die Beschreibung grammatischer und außergrammatischer Variationsparameter zunächst innerhalb der Schriftlichkeit auf die Beschreibung variationssteuernder Parameter zwischen konzeptionell schriftlichem und mündlichem Sprachgebrauch sowie auf die Variationsbeschreibung medial mündlicher Daten ausgeweitet werden kann. Nachdem wir in den Abschnitten 6.1 und 6.2 konkrete Beispiele für korpuslinguistische Untersuchungen grammatischer Phänomene dargestellt haben, gehen wir im Folgenden darauf ein, welche Beiträge die Korpusgrammatik zum Diskurs **über** Grammatik leisten kann.

⁹ Zu weitergehenden Informationen zur Funktionsweise und Lesbarkeit von Mosaikplots vgl. Friendly (1994) und Meyer et al. (2023).

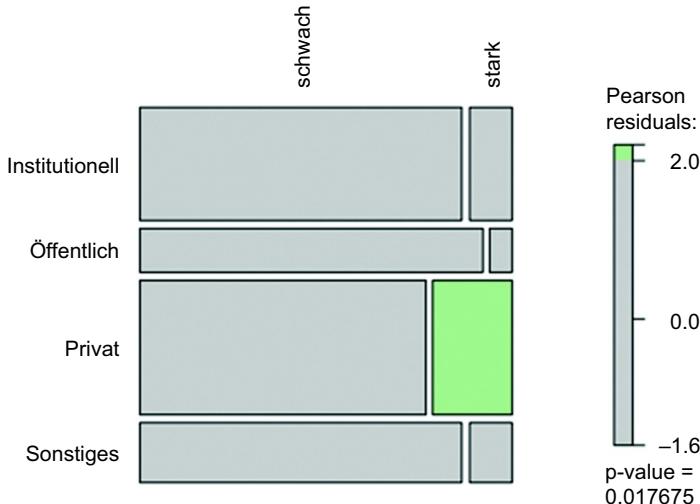


Abb. 3: Mosaikplot, Flexionsmuster in Abhängigkeit der Interaktionsdomäne in FOLK.

7 Die Korpuslinguistik und der Diskurs über Grammatik

7.1 Korpuslinguistik und sprachliche Norm

Die Korpuslinguistik hat keine normative Ausrichtung; sie verfolgt nicht das Ziel, grammatische Formen in Bezug auf Kategorien wie „richtig“ oder „falsch“ zu bewerten. Allerdings kann sie sich in Diskussionen um die sprachliche Norm einbringen. Wir gehen im Folgenden auf drei Punkte ein, die uns in dieser Hinsicht wichtig erscheinen, und kommen zu ihrer Illustration auf die in Abschnitt 6.2 vorgestellten schwachen Maskulina zurück.

Erstens: Dadurch, dass die Korpuslinguistik differenzierte Sprachdaten zum tatsächlichen Sprachgebrauch liefert, kann sie Auskunft darüber geben, welche Formen in welchen Kontexten eher üblich oder unüblich sind. Damit sind ihre Ergebnisse relevant für Ansätze, die dafür plädieren, „Standardsprache“ nicht als präskriptive Norm zu verstehen, sondern als deskriptiv beschreibbare Sprachform, die in bestimmten (semi-)formellen Gebrauchskontexten auftritt. Für die gesprochene Sprache wird ebendieser Ansatz von Deppermann et al. (2013, 90) unter der Bezeichnung „Gebrauchsstandard“ vertreten. Wie erwähnt (vgl. Abschnitt 6.2), dürften in FOLK insbesondere die öffentlichen Interaktionen auf-

schlussreich in Bezug auf die Frage sein, welche Formen als Teil des mündlichen Gebrauchsstandards anzusehen sind. Für die schwachen Maskulina hat sich gezeigt, dass starke Formen in den öffentlichen Interaktionen kaum zu beobachten sind. Das würde darauf hindeuten, dass sie nur eingeschränkt als Teil des mündlichen Gebrauchsstandards gelten können.

Zweitens können die von der Korpuslinguistik ermöglichten, differenzierteren Sprachdaten als Korrektiv für – bisweilen möglicherweise zu stark pauschalisierende – Urteile aus der Sprachkritik herangezogen werden. So sind etwa Bastian Sick (2005, 65) zufolge „Sätze wie „Dem Patient geht's gut“ und „Lukas, lass den Elefant in Ruhe“ [...] mittlerweile häufiger zu hören als die korrekt formulierten Aussagen „Dem Patienten geht's gut“ und „Lukas, lass den Elefanten in Ruhe“. Wie sich gezeigt hat (vgl. Abb. 1), kommen starke Formen in FOLK zwar tatsächlich häufiger vor als in den schriftlichen Korpora (DECOW und insbesondere DeReKo). Allerdings überwiegen die Formen auf -(e)n auch in FOLK immer noch deutlich. Und zwar auch innerhalb der Untergruppe der Mehrsilber mit Endbetonung, zu denen Sicks Beispiele substantivische (*Patient, Elefant*) gehören.

Drittens kann die Korpuslinguistik – bzw. die Linguistik als wissenschaftliche Disziplin insgesamt – Erklärungen dafür liefern, **warum** Sprecher*innen in bestimmten Fällen auf bestimmte Art und Weise von der kodifizierten Norm abweichen. Häufig wird dadurch offengelegt, dass bestimmte „Fehler“ in der Systematik der Sprache selbst angelegt sind und z. B. als Abbau von Irregularitäten aufgefasst werden können. So zeigt Schäfers (2019) Untersuchung ja, dass die starken Formen am häufigsten bei solchen schwachen Maskulina auftreten, die lautlich und/oder semantisch untypisch für diese Klasse sind. Wenn man zeigen kann, dass es für bestimmte Normverstöße somit „gute Gründe“ gibt, kann dies zu einer Destigmatisierung dieser Verstöße beitragen.

7.2 Die IDS-Korpusgrammatik als Beitrag zum Forschungsdiskurs

7.2.1 Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen

Eine deskriptive, korpuslinguistisch fundierte Grammatik des Deutschen zu erstellen, ist eine enorme und damit zeitaufwendige Aufgabe. Folgerichtig kann es eine Korpusgrammatik als abgeschlossenes Werk nicht so schnell geben (vgl. Konopka 2020, 7, 14–15). Aus diesem Grund werden einzelne Bausteine der Grammatik vorab in der Open-Access-Reihe „Bausteine einer Korpusgrammatik des Deut-

schen“ (Konopka/Wöllstein/Felder 2020, 2021, 2024) veröffentlicht.¹⁰ Ziel dabei ist es, korpusgestützte Untersuchungen zeitnah in Form von einzelnen Kapiteln der Korpusgrammatik vorzulegen und diese im Sinne der Open-Science-Bewegung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und dem Wissenschaftsdiskurs frühzeitig zur Diskussion zu stellen. Auf diese Weise werden Bestandteile der Korpusgrammatik in fortlaufend erscheinenden Einzelteilen veröffentlicht, die sich zu einem immer vollständigeren Bild der deutschen Grammatik zusammensetzen.¹¹ Die „Bausteine“ werden in Kooperation mit dem Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg unter der Trägerschaft des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften (EZS) herausgegeben.

7.2.2 Materialien des Projekts *Korpusgrammatik*

Publikationen, die im Rahmen der Projektarbeit entstehen, bestehen nicht nur aus Kapiteln für die Korpusgrammatik, Aufsätze und Monographien, sondern auch aus den zugehörigen Materialien, die wir über das grammatische Informationssystem grammis (<https://grammis.ids-mannheim.de/korpusgrammatik>¹², zuletzt eingesehen am 29.03.2023) der Öffentlichkeit zugänglich machen. Auf dieser Plattform werden u. a. die Datensammlungen und Dokumentationen zur Korpusgrammatik der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt (<https://grammis.ids-mannheim.de/korpusgrammatik/6568>, zuletzt eingesehen am 29.03.2023). Die Datensätze bestehen aus einschlägigen Korpusbelegen aus DeReKo, teilweise ergänzt durch Internetbelege aus DECOW¹³. Sie sind durchgängig nach relevanten sprachlichen Eigenschaften auf verschiedenen linguistischen Beschreibungsebenen und nach außersprachlichen Merkmalen (Metadaten wie *Register*, *Region*, *thematische Domäne*, *Medium*) annotiert. Die Datensätze sind mit ausführlichen Dokumentationen herunterladbar und werden zum Teil zusätzlich als abfragbare Datenbanken online präsentiert. Die Ergebnisse der Studien im Rahmen des Projekts *Korpusgrammatik* sind auf diese Art und Weise von externen Wissenschaftler*innen überprüfbar, und eine eigene Anschlussforschung mit weitergehenden Forschungsfragen ist möglich.

¹⁰ <https://heiup.uni-heidelberg.de/journals/index.php/bkgd/index> (zuletzt eingesehen am 27.03.2023).

¹¹ Vgl. hierzu auch die Beschreibung der „Bausteine“ in Konopka (2020, 15).

¹² DOI: 10.14618/korpusgrammatik.

¹³ Zur Datenbasis des Projekts *Korpusgrammatik* vgl. Abschnitt 4 in diesem Beitrag.

Neben den Datensätzen werden Werkzeuge und Materialien online zur Verfügung gestellt, die methodische Aspekte der Korpusuntersuchungen betreffen. Zurzeit werden zwei Anwendungen angeboten:

- 1) KoGra-R (Falke et al. 2020) ist eine web-basierte Schnittstelle, mit der vordefinierte, in R (R Core Team 2022)¹⁴ programmierte statistische Auswertungen basierend auf Häufigkeitstabellen durchgeführt werden können. Nutzer*innen können u. a. Reintext-Tabellen zur Analyse hochladen. Von KoGra-R werden sowohl Analysen für Einzelabfragen als auch vergleichende Auswertungen bereitgestellt. Die in KoGra-R implementierten statistischen Tests sind geeignet, um mindestens einen ersten statistisch abgesicherten Eindruck einer Datenlage zu erlangen. Im Rahmen von Pilotstudien (z. B. Brandt/Fuß 2019; Konopka/Fuß 2016; Bubenhöfer et al. 2014, 125 ff.; Konopka/Waßner 2013) wurden verschiedene statistische Analysen erprobt. Um einige von denen, die sich für die erste Datenexploration als sinnvoll erwiesen haben, auf einfache Weise zugänglich zu machen, wurde das Tool KoGra-R entwickelt. Es ist über die Internetadresse <http://kograno.ids-mannheim.de/> (zuletzt eingesehen am 06.04.2023) frei zugänglich. Die Funktionsweise des Tools und die durchführbaren Tests sind ausführlich in Hansen-Morath et al. (2019) beschrieben.¹⁵ Die Analysefunktionen sind prinzipiell offen und können erweitert werden. Bislang können mit dem Tool sowohl deskriptive Statistiken und Visualisierungen als auch inferenzstatistische Verfahren auf der Basis von Häufigkeitstabellen durchgeführt werden. Außerdem ist die Berechnung eines Dispersionsmaßes, der DPnorm (vgl. Gries 2008, 2009; Lijffijt/Gries 2012), implementiert.
- 2) Die zweite Anwendung ist ein Tutorial zu Visualisierungsmöglichkeiten linguistischer Daten mit R (Hansen-Morath/Wolfer 2017). Das Tutorial vermittelt einen stark anwendungorientierten Einstieg in die Visualisierung mit R und legt mithilfe von vielen linguistischen Anwendungsbeispielen die Grundlagen für ein eigenständiges Weiterentwickeln der eigenen Fähigkeiten im Umgang mit der Software. Das Tutorial ist frei zugänglich: <http://kograno.ids-mannheim.de/VisR-OnlinePub/> (zuletzt eingesehen am 06.04.2023). Es geht gezielt auf einige wenige Pakete ein, die insbesondere für die Visualisierung linguistischer Daten und Analyseergebnisse hilfreich sind. Die Auswahl dieser Pa-

¹⁴ R ist eine freie und flexible Software zur Umsetzung von statistischen Analysen, die u. a. zahlreiche Optionen zur Datenvisualisierung bereithält und sehr gut für große Datensätze geeignet ist. R ist mittlerweile in vielen Wissenschaftsbereichen zum Standard für quantitative Analysen geworden. Eine große Stärke von R liegt in der weltweiten Gemeinschaft der Anwender*innen, die über Zusatzpakete immer neue Funktionen zur Verfügung stellen.

¹⁵ In Hansen-Morath/Wolfer (2017) wird außerdem gezeigt, inwiefern das Tool dazu genutzt werden kann, Variationsphänomene auf verschiedenen linguistischen Ebenen zu untersuchen.

kete ist dabei einerseits aus der täglichen Praxis bei der linguistischen Arbeit des Projektes *Korpusgrammatik*, andererseits aus einer möglichst breiten Anwendbarkeit motiviert. Es gibt viele linguistische Visualisierungen, die durch das Tutorial nicht abgedeckt werden. Die vorgestellten Pakete liefern allerdings einen Grundstock an Handwerkszeug, das dazu befähigt, ansprechende Visualisierungen sprachlicher Daten und linguistischer Analyseergebnisse zu erstellen.

8 Fazit

Im vorliegenden Beitrag haben wir einige Konvergenzen von Diskurslinguistik und Korpuslinguistik (und folglich von Diskursgrammatik und Korpusgrammatik) herausgearbeitet und anhand von Studien veranschaulicht, die im Rahmen des IDS-Projekts *Korpusgrammatik* und seiner Nachfolgeprojekte entstanden sind bzw. im Entstehen begriffen sind. Für die Diskursanalyse sind Korpora zu einer unverzichtbaren Ressource geworden. Bubenhofer (2018) plädiert dafür, die Korpuslinguistik dabei nicht als bloße Hilfswissenschaft anzusehen, sondern als „Schlüssel zu einem neuen Verständnis des Umgangs mit Daten in den Geisteswissenschaften“ (ebd., 208). Umgekehrt bedeutet Korpuslinguistik zwar nicht zwingend Diskurslinguistik und somit Korpusgrammatik nicht notwendigerweise Diskursgrammatik. Im IDS-Projekt werden allerdings neben inner-grammatischen durchweg auch zahlreiche extra-grammatische Variationsdimensionen berücksichtigt. Damit spielen diskursgrammatische Fragestellungen immer auch eine Rolle. Darüber hinaus haben wir gezeigt, wie sich die Korpuslinguistik in den Metadiskurs **über** Grammatik einbringen kann und welchen Beitrag zum Forschungsdiskurs speziell das IDS-Projekt zu leisten anstrebt.

Literatur

- Admoni, Vladimir G. (1973): Die Entwicklungstendenzen des deutschen Satzbaus von heute. München: Hueber.
- Auer, Peter (2000): *On line-Syntax – Oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen*. In: Sprache und Literatur, 31, 1, S. 43–56.
- Bates, Douglas/Mächler, Martin/Bolker, Ben/Walker, Stev (2015): Fitting Linear Mixed Effects Models Using lme4. In: Journal of Statistical Software, 67, 1, S. 1–48.
- Bayer, Josef/Brandner, Ellen (2004): Klitisertes zu im Bairischen und Alemannischen. In: Patocka, Franz/Wiesinger, Peter (Hgg.): Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen. Wien: Praesens, S. 160–188.

- Biber, Douglas/Johansson, Stig/Leech, Geoffrey/Conrad, Susan/Finegan, Edward (1999): Longman Grammar of Spoken and Written English. Harlow: Longman.
- Brandt, Patrick (2019): Alternation von *zu-* und *dass*-Komplementen: Kontrolle, Korpus und Grammatik. In: Fuß, Eric/Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hgg.): Grammatik im Korpus: Korpuslinguistisch-statistische Analysen morphosyntaktischer Variationsphänomene. Tübingen: Narr Francke Attempto, S. 211–297.
- Brandt, Patrick/Fuß, Eric (2019): Relativpronomenselektion und grammatische Variation: 'was' vs. 'das' in attributiven Relativsätze. In: Fuß, Eric/Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hgg.): Grammatik im Korpus. (Studien zur Deutschen Sprache 80). Tübingen: Narr, S. 91–209.
- Bresnan, Joan/Cueni, Anna/Nikitina, Tatiana, Baayen, R. Harald (2007): Predicting the dative alternation. In: Bouma Gerlof/Krämer, Irene/Zwarts, Joost (Hgg.): Cognitive foundations of interpretation. Amsterdam: Royal Netherlands Academy of Science, S. 69–94.
- Bubenhofer, Noah/Konopka, Marek/Schneider, Roman (2013): Präliminarien einer Korpusgrammatik. Tübingen: Narr.
- Bubenhofer, Noah (2018): Diskurslinguistik und Korpora. In: Warnke, Ingo H. (Hgg.): Handbuch Diskurs. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 208–241.
- Deppermann, Arnulf/Hartung, Martin (2012): Was gehört in ein nationales Gesprächskorpus? Kriterien, Probleme und Prioritäten der Stratifikation des „Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch“ (FOLK) am Institut für Deutsche Sprache (Mannheim). In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus/Vogel, Friedemann (Hgg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 415–450.
- Deppermann, Arnulf/Kleiner, Stefan/Knöbl, Ralf (2013): "Standard usage": towards a realistic conception of spoken standard German. In: Caro Reina, Javier/Auer, Peter/Kaufmann, Göz (Hgg.): Language variation. European perspectives 4.: selected papers from the 6. International Conference on Language Variation in Europe (ICLaVE 6), Freiburg, June 2011. Amsterdam: Benjamins, S. 83–116.
- Wöllstein, Angelika/Dudenredaktion (Hgg.) (2016): Duden – Die Grammatik. 9. Aufl. Berlin: Dudenverlag.
- Falke, Stefan/Hansen-Morath, Sandra/Wolfer, Sascha (2020): KoGra-R 2.0: Standardisierte statistische Verfahren für korpusbasierte Häufigkeiten. 2. überarbeitete Version. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. Online-Ressource: <http://kograno.ids-mannheim.de/> (Stand: 24.04.2023).
- Friendly, Michael (1994): Mosaic displays for multi-way contingency tables. In: Journal of the American Statistical Association, 89, S. 190–200.
- Gries, Stefan Thomas (2008): Dispersions and adjusted frequencies in corpora. In: International Journal of Corpus Linguistics, 13, S. 403–437.
- Gries, Stefan Thomas (2009): Dispersions and adjusted frequencies in corpora: Further explorations. In: Language and Computers 71, 1, S. 197–212.
- Hansen, Sandra/Weber, Thilo (im Erscheinen): *Wenn sie den richtigen Kandidat wählen – Zur Flexion der schwachen Maskulina im heutigen gesprochenen (und geschriebenen) Deutsch*. In: Adriano Murelli (Hgg.): Das heutige gesprochene Deutsch zwischen Sprachkontakt und Sprachwandel. Berlin/New York: De Gruyter.
- Hansen-Morath, Sandra/Wolfer, Sascha (2017): Standardisierte statistische Auswertung von Korpusdaten im Projekt „Korpusgrammatik“ (KoGra-R). In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hgg.): Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung. (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2016). Berlin/Boston: de Gruyter, S. 345–356.
- Hansen-Morath, Sandra/Schmitz, Hans-Christian/Schneider, Roman/Wolfer, Sascha (2019): KoGra-R: Standardisierte statistische Auswertung von Korpusrecherchen. In: Fuß, Eric/Konopka, Marek/

- Wöllstein, Angelika (Hgg.): Grammatik im Korpus. (= Studien zur Deutschen Sprache 80). Tübingen: Narr, S. 299–357.
- Hennig, Mathilde (Hgg.) (2021): Dudenband 9 – Sprachliche Zweifelsfälle. Das Wörterbuch für richtiges und gutes Deutsch, 9. Aufl. Berlin: Dudenverlag.
- Kaiser, Julia (2018): Zur Stratifikation des FOLK-Korpus: Konzeption und Strategien. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion, 19, S. 515–552.
- Köpcke, Klaus-Michael (1995): Die Klassifikation der schwachen Maskulina in der deutschen Gegenwartssprache – ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der Prototypentheorie. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, 14, 2, S. 159–180.
- Konopka, Marek (2018): Korpuslinguistik, Grammatiktheorie, Grammatikographie. In: Wöllstein, Angelika/Gallmann, Peter/Habermann, Mechthild/Krifka, Manfred (Hgg.): Grammatiktheorie und Empirie in der germanistischen Linguistik. (Germanistische Sprachwissenschaft um 2020, 1). Berlin/Boston: de Gruyter, S. 151–184.
- Konopka, Marek (2012): Dem Manne kann geholfen werden — Wann kommt das Dativ-e zum Einsatz? In: Konopka, Marek/Schneider, Roman (Hgg.): Grammatische Stolpersteine digital — Festschrift für Bruno Strecker zum 65. Geburtstag. Mannheim: Institut für deutsche Sprache, S. 115–124.
- Konopka, Marek (2020): Einleitung. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.): Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen. Band 1. Heidelberg: Heidelberg University Publishing, S. 1–28.
- Konopka, Marek/Fuß, Eric (2016): Genitiv im Korpus. Untersuchungen zur starken Flexion des Nomens im Deutschen. (Studien zur Deutschen Sprache 70). Tübingen: Narr.
- Konopka, Marek/Waßner, Ulrich Hermann (2013): Standarddeutsch messen? Frequenz und Varianz negativ-konditionaler Konnektoren. In: Korpus – Grammatika – Axiologie 8. Hradec Králové: Univerzita, S. 12–35.
- Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.) (2020): Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen. Heidelberg: Heidelberg University Publishing.
- Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.) (2021): Determination, Syntaktische Funktionen der Nominalphrase und Attribution. Bausteine einer Korpusgrammatik Band 2. Heidelberg: Heidelberg University Publishing.
- Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.) (2024): Substantivflexion, Attributsätze, Präfix- und Partikelverben. Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen Band 3. Heidelberg: Heidelberg University Publishing.
- Kopf, Kristin/Bildhauer, Felix (2024): The genitive alternation in German. *Corpus Linguistics and Linguistic Theory*. Published online November 13, 2024.
- Krischke, Wolfgang (2012): Des Menschens Genitive. Normabweichende Genitiv-Varianten bei schwachen Maskulina. In: Linguistik Online, 53, 3, S. 55–84.
- Kupietz, Marc/Lüngen, Harald/Kamocki, Paweł /Witt, Andreas (2018): The German Reference Corpus DeReKo: New Developments – New Opportunities. In: Calzolari, Nicoletta et al. (Hgg.): Proceedings of the Eleventh International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2018). Miyazaki: ELRA, S. 4353–4360.
- Lijffijt, Jefrey/Gries, Stefan Thomas (2012): Correction to „Dispersions and adjusted frequencies in corpora“. In: International Journal of Corpus Linguistics, 17, 1, S. 147–149.
- Meyer, David/Zeileis, Achim/Hornik, Kurt (2023). vcd: Visualizing Categorical Data. R package version 1.4-11, <https://CRAN.R-project.org/package=vcd> (Stand: 24.04.2023).
- Müller, Marcus (2018): Diskursgrammatik. In: Ingo H. Warnke (Hgg.): Handbuch Diskurs. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 75–103.

- Münzberg, Franziska (2020): Supplemente in der Nominalphrase. Manuskript, Leibniz-Institut für Deutsche Sprache.
- Pickl, Simon (2020): Polarization and the emergence of a written marker. A diachronic corpus study of the adnominal genitive in German. In: *Journal of Germanic Linguistics*, 32, S. 145–182.
- Pon, Leonard (2011): Nominalphrase in der deutschen Pressesprache von heute. Dissertation, Josip-Jurai-Strossmayer-Universität Osijek.
- R Core Team (2022). R: A language and environment for statistical computing. R Foundation for Statistical Computing, Vienna, Austria. URL <https://www.R-project.org/> (Stand 24.04.2023).
- Schäfer, Roland (2015): Processing and Querying Large Web Corpora with the COW14 Architecture. In Proceedings of Challenges in the Management of Large Corpora (CMLC-3) (IDS publication server), S. 28–34.
- Schäfer, Roland (2019): Prototype-driven alternations: The case of German weak nouns. In: *Corpus Linguistics and Linguistic Theory*, 15, 2, S. 383–417.
- Schäfer, Roland/Bildhauer, Felix (2012): Building large corpora from the web using a new efficient tool chain. In: Calzolari, Nicoletta et al. (Hgg.): *Proceedings of the Eighth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC'12)*. Istanbul: ELRA, S. 486–493.
- Seiler, Guido (2022): Wie viele Kasus hat das Deutsche? In: Brommer, Sarah/Roth, Kersten Sven/Spitzmüller, Jürgen (Hgg.): *Brückenschläge. Linguistik an den Schnittstellen*. Tübingen: Narr, S. 39–64.
- Sick, Bastian (2009): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2. Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Szczepaniak, Renata (2014): Sprachwandel und sprachliche Unsicherheit: Der formale und funktionale Wandel des Genitivs seit dem Frühneuhochdeutschen. In: Plewnia, Albrecht (Hgg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 33–49.
- Thieroff, Rolf (2003): Die Bedienung des Automatens durch den Mensch. Deklination der schwachen Maskulina als Zweifelsfall. In: *Linguistik Online*, 16, 4, S. 105–117.
- Weber, Thilo /Hansen, Sandra (2024): Schwankungen zwischen schwacher und starker Substantivflexion. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.): *Substantivflexion, Attributsätze, Präfix- und Partikelverben (Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen 3)*. Heidelberg: Heidelberg University Publishing, S. 13–58.
- Weber, Thilo/Bildhauer, Felix/Münzberg, Franziska (2024): Finite vs. infinite Attributsätze: zu-dass-Alternation bei Substantiven. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika/Felder, Ekkehard (Hgg.): *Substantivflexion, Attributsätze, Präfix- und Partikelverben (Bausteine einer Korpusgrammatik des Deutschen 3)*. Heidelberg: Heidelberg University Publishing, S. 59–113.
- Ziem, Alexander (2018): Diskurslinguistik und (Berkeley) Construction Grammar. In: Warnke, Ingo H. (Hgg.): *Handbuch Diskurs*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 104–133.
- Ziem, Alexander/Scholz, Ronny/Romer, David (2012): Korpuslinguistische Zugänge zum öffentlichen Sprachgebrauch: spezifisches Vokabular, semantische Konstruktionen und syntaktische Muster in Diskursen über „Krisen“. In: Felder, Ekkehard (Hgg.): *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen*. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 329–358.

Theo van Leeuwen

Movement as a semiotic resource

1 Introduction

In this paper I will try to show that movement has, in the course of the 20th century, developed into a new, multimodal means of expression, a new semiotic mode. This development began when early 20th century artists and designers started to create meaningful ways of making previously inert objects move. A Futurist manifesto (Boccioni 1970 [1912], 64), for instance, advocated the use of movement in sculpture:

We cannot forget that the tick-tock and the moving hands of the clock, the in-and-out of a piston in a cylinder, the opening and closing of two cogwheels with the continual appearance and disappearance of their square cogs, the fury of the flywheel or the turbine or propellor, are all plastic and pictorial elements of which a Futurist work in sculpture should take account.

Somewhat later, sculptors did indeed begin to make moving sculptures. Jean Tinguely, for instance, gradually developed his own language of movement, beginning by hiding an electromotor behind what still looked like two-dimensional, abstract paintings, so that their geometrical forms, their lines and squares, could move. Later he built quirky machines that systematically explored a range of sources and forms of movement, until he was finally able to use movement in traditional artistic genres such as portraits and even altar pieces. In a self-portrait from 1988, for instance, he dressed a skeleton in his own clothes and had heavy chains, tied to a machine, randomly pull this skeleton hither and tither, as if to portray himself as being at the mercy of forces outside his control (Van Leeuwen 2016, 348–349).

The same kind of development happened in other spheres. In product design, previously inert items of furniture became mobile. Desk chairs acquired wheels, lamps could be raised or lowered, ceiling lights moved on rails, chairs and beds made to decline to different degrees, and so on. Much of this originated in the famous Bauhaus, for instance the moving wall lights designed by Marianne Brandt in 1927.

Animation, too, could make inert objects move, including writing, for instance in the kinetic typography of Norman McLaren. Beatrice Warde, a writer on typography, expressed her astonishment at seeing McLaren's Animated Electric Screen in Times Square, New York, in 1961 (Warde, quoted in Bellantoni/Woolman 1999, 9):

I saw two Egyptian A's walking off arm in arm with the unmistakable swagger of a music-hall comedy team. I saw base serifs pulled together as if by ballet shoes, so that the letters tripped off literally sur les pointes. I saw words change their mind about how they should look even more swiftly than a woman before her milliner's mirror. After forty centuries of the necessarily static alphabet, I saw what its members could do in the fourth dimension of time, 'flux', movement".

Today, all computer users can use movement as a semiotic resource. Word users can drag words or larger fragments of text across the page, and PowerPoint users can make words or larger stretches of text swirl around or split in half and then reassemble, or fly or float into or out of the screen. Even babies are already introduced to the importance of movement, and encouraged to swipe or kick crib toys and to sit in 'walkers' even before they begin to try to walk. According to Robin Barker, "overwhelming evidence relating to injuries strongly suggests the supply of walkers should be prohibited. They do not teach babies to walk and have no developmental advantages" (Barker 2019, 368). Yet toy manufacturers continue to offer them, in designs that draw on the iconology of cars, buses and trains, even aeroplanes, as in the case of the Baby Einstein 'Sky Explorers Walker' which promises that babies will "soar from room to room" as they sit in the 'pilot's chair' (Baby Einstein 2023). Other toys have wheels, too, for instance telephones and even books. Since it is not easy to read and at the same time push or pull a wheeled toy, mobility is here clearly symbolical, signifying that mobility is a key value in contemporary culture.

In this paper, I will ask whether the semiotic mode of movement can be said to have a grammar, along the lines of the grammars of non-linguistic semiotic modes which have, over the past 30 years, been developed by systemic-functional linguists. Kress and Van Leeuwen (1996 and later editions) and O'Toole (1994), for instance, have developed grammars of visuality, later elaborated by others (e.g. Painter/Martin/Unsworth 2013; Boeriis 2008). Van Leeuwen (1999) has developed a grammar of sound and music, later elaborated, for instance, by Ngo et al (2022) and others. Martinec (2000a; 2000b) has developed a grammar of bodily action, later taken up, for instance, by Hood (e.g. 2011) and Ngo et al. (2022). And Ravelli and McMurtrie (2016) have developed a grammar of the built environment so as to be able to 'read spatial discourse', to mention just some examples. The question I seek to ask here, therefore, is: Can such a grammar be postulated also in the case of movement?

2 Multimodal grammars

The systemic-functionally inspired grammars of semiotic modes other than language that have so far been developed have a number of crucial common characteristics:

- (1) They specify the function and structure of units that can be said to be analogous to the clause, single ‘propositions’, for instance phrases in music, or visual structures portraying a specific action or event or attaching a specific symbolic meaning to a visually represented object.

Like clauses, such phrases combine distinct elements into a structured syntagm, for instance, in the case of images representing actions, an actor, a process (for instance dynamically represented by a gesture) and a goal (the element to whom or which the action is done). But while in language, actors and goals may be realized by nouns or nominal groups, and processes by verbs or verbal groups, in images actors and goals are realized by distinct ‘volumes’ and processes by ‘vectors’ (these terms are derived from the art theorist Arnheim 1982). In other words, the same meanings can often be expressed verbally and visually, but the ways in which they are realized will differ. However, it should also be noted that some things can only (or more easily) be expressed verbally, while other things can only (or more easily) be expressed visually (Kress 2012).

- (2) They are represented by means of so-called ‘system networks’, with binary distinctions of increasing ‘delicacy’. Thus, what Kress and van Leeuwen call ‘analytic processes’, i.e. visuals that show how a given object is made up of different parts (e.g. maps, but also fashion images that show the different parts that make up an ‘outfit’), can be ‘assembled’ or ‘disassembled’ – in the latter case the parts (e.g. the parts of an item of furniture that must be assembled) are displayed separately, in disassembled state. Again, an ‘assembled’ analytical process can be ‘exhaustive’ (showing all the elements that make up a whole, e.g. all the provinces of a country) or ‘inclusive’, (e.g. showing only those that will lead to a particular destination instead of all the roads that exist in the mapped area), and so on, as shown in Fig. 1.
- (3) They are metafunctional. Each unit simultaneously realizes the ideational metafunction, constructing a representation of some aspect of reality, the interpersonal metafunction, constituting an interaction, and the textual metafunction, making the ideational and interpersonal meanings fit for a particular textual (and contextual) structure. In the case of images, for instance, an image may represent a particular action or event, but it will also show this event from a particular point of view, thus relating the viewer to it in a particular way and from a particular position, and it will also be composed in

ways that relate it to its co-text and context in particular ways, for instance by making a particular element more salient than others in order to fit the image in a thematic structure.

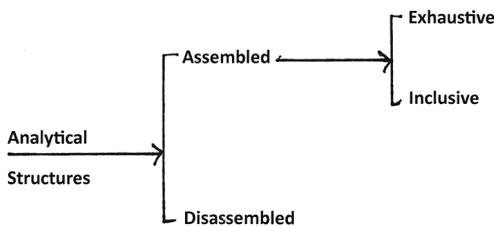


Fig. 1: System network of analytical visual processes (partial).

All of this can also apply to units larger than a single syntagm, i.e. at the level of discourse, and has been applied in this way, for instance in the case of music, where phrases can relate to each other in different ways, for instance dialogically (as ‘call and response’), or in terms of ‘variations’ which partially repeat and partially vary a given phrase. But in systemic-functional linguistics this is not generally regarded as part of grammar, even though Halliday has said that “grammar engenders discourse, the patterned forms of wording that constitute meaningful semiotic contexts” (Halliday/Matthiessen 1999, 512). The level of the clause (‘lexicogrammar’) is kept distinct from the ‘level above the clause’ (‘discourse’).

Kress and I (2001, 4) use the term ‘discourse’ in a more Foucauldian sense, as ‘socially constructed knowledge of some aspect of reality’. What we call ‘design’ then makes discourse communicable in ways that suit specific contexts, using semiotic resources from every level, the ‘level of the clause’ (or its equivalent in another mode) as well as the ‘level above the clause’ (or its equivalent in another mode, for instance the level of narrative structuring), and operating metafunctionally at each of these levels, and for all modes involved. In the case of narrative for instance, ‘design’ uses ideational plot-structuring resources of the kind first developed by Propp (1968), as well as interactional narrative structures of the kind first described by Labov/Waletzky (1967). What we call ‘production’ is then the material realization of these designs (although designs may of course use preliminary materializations such as sketches, scores, blueprints, scripts, etc.). ‘Production’, in our view, does not just realize meanings already ‘fixed’ at the level of design, it also adds meanings of its own. But it does so, not through organised systems of choices or generic schemas, but on the basis of cultural provenances and/or on the basis of the affordances of the materials used. To give an example, in theatre of film dialogue, foreign accents and dialects can be used

to evoke ideas and values ‘standardly’ associated, in the given context, with the countries or regions from which these accents or dialects come (Herman 1952). And the material qualities of speech can come to make meaning as ‘experiential metaphors’, on the basis of our experience of the contexts in which these qualities occur. We all know what happens when our voice tenses – it becomes higher, sharper and brighter. And we also know in what kind of circumstances our voice becomes tense – when we feel threatened, for example, or when we have to restrain strong emotions, whether anxiety or excitement, to mention just some of the possibilities. This range of experiences then creates a meaning potential. Vocal tension can come to mean anxiety, repression, fear, excitement, etc, and how that potential will be actualized and narrowed down depends on the context, the specific situational context as well as the broader cultural context, where it will of course mix with other aspects of voice quality that have their own meaning potentials.

In other words, Kress and I reinterpreted the stratification of language as staged communicative practice, with each stage selecting and transforming specific semiotic resources, and contributing in its own way to what is ultimately communicated. This idea was inspired by Goffman’s ‘production format’ (1981, 144–145), where it is formulated in terms of roles rather than stages, with the ‘principal’ as the responsible person “whose position is established by the words that are spoken”, the ‘author’ as the person “who has selected the sentiments that are being expressed and the words in which they are encoded” and the ‘animator’ as the “‘sounding box’, ‘a body engaged in acoustic action’, always taking into account that these roles can either be played by a single person or lead to some kind of institutionalized division of labour. In a recent paper on the production of visuals for health promotion resources in the field of sexual and reproductive health (Van Leeuwen/Zonjic 2023), I have documented these stages and the specific semiotic resources used in each stage – the provision of medical information by ‘principals’, the rewrite in plain English and the formulation of a design brief by ‘authors’, and the production of brochures, videos and web pages by ‘animators’ (in this case graphic designers and videographers). But I also noted that the contribution of one designer changed the design brief in a way that was based on her Aboriginal beliefs, making her share the role of ‘principal’.

In this chapter I will discuss two kinds of resources for making meaning with movement – the design resource of ‘grammar’, and the production resource constituted by the meaning potentials of the material qualities of movement. My research into this area has, so far, focused on animation, in collaboration with three of my PhD students of the past ten years, Da Costa Lima Carneiro Leão (2012), He (2022), and Han (2022), and is currently further developed in an ongoing project on the use of animation in science teaching, in collaboration with Uns-

worth (see e.g. Unsworth, 2020). In this chapter I will therefore focus on animation. But in a final section I will explore the possibility of extending what we found in the case of animation to movement in general.

3 A grammar of animation

A grammar of animation will recognize two kinds of components – the elements that are being animated ('participants', in systemic-functional terms), which can be words, numbers, pictures or abstract graphic elements, or parts of any of these, and dynamic 'processes', that is, movements and changes. The meaning potential of the grammar of animation therefore lies in what animation can make visual objects do, for instance, move around randomly, explode in a million pieces, change colour, etc.

To describe this meaning potential, Da Costa Lima Carneiro Leão has applied Halliday's theory of transitivity to animation, showing how animation, like language, can realize material and behavioural processes, i.e. things actors do, and how, like language, it can realize both transactional actions, actions which impact on another participant (a 'goal') and non-transactional actions, which do not. Here are two sentences from a section of a junior high school science textbook dealing with solids, liquids and gases, the first linguistically representing a transactional process, the second a non-transactional process:

You can easily compress a gas		
Actor	Process	Goal
The gas expands		
Actor	Process	

While in this example the participants, the actors and the goals, take the form of nouns or nominal groups, in animation they are visually represented elements, distinct 'volumes', in the case of this example representing particles. And while in language processes are realized by verbs or verbal groups, in animations they are realized by movements that make the elements change their position or move in place. Again, as in language, material animation processes can be either transactional, as in the first example below, or non-transactional, as in these 'transcriptions' of science animations:

Grey balls	move-randomly	
Actor	Process	
Some grey balls	collide-with	other grey balls
Actor	Process	Goal

Such ‘transcriptions’ do of course not exhaust what these animations show. Looking at the second section (the section on motion) of the actual example (<https://www.youtube.com/watch?v=bwGim-eceS8&t=2s>) reveals not only the exact colour of the ‘balls’ (i.e. the particles), but also the exact distance between them, and, in the case of solids, the speed of their movement in place, in the case of liquids and gases the speed, the expansiveness, the direction and the regularity or randomness of their movement. As Gunther Kress (2012, 16) has pointed out, different semiotic modes require different epistemological commitments. A verbal representation of a plant cell, for instance, requires naming the elements and positing a relation between them, e.g. a ‘possessive’ relation (“the cell has a nucleus”). A visual representation of a plant cell requires determining the exact shape, size and the placement of the nucleus.

Systemic-functional linguistics not only recognizes the material, behavioural and mental clauses that represent reality in terms of things that are going on, actions and events, but also relational, identifying and existential clauses that represent reality in terms of static relationships, attributing qualities to them, classifying them, and so on. Relational clauses describe people, places or things in terms of their attributes. They minimally contain the carrier of the attribute, the relational process (usually ‘be’ or ‘have’) and the attribute itself:

A gas	has	no definite shape
Carrier	Process	Attribute
The particles	are	close together
Carrier	Process	Attribute

Such clauses can represent attribution dynamically, through verbs like ‘become’, ‘change’, ‘turn’:

The solution	becomes	clear	after a matter of minutes
Carrier	Process	Attribute	

But in animation, attribution is always dynamic. Animations make elements change their attributes – their form, their size, their colour and their brightness.

Blue liquid	becomes	pink
Carrier	Process	Attribute

Again, this verbal ‘transcription’ does not show how gradually and how regularly the change of colour occurs. And it could also be noted here that animation software may not always be able to represent all these movement qualities. ‘Explain Everything’, for instance, is an electronic whiteboard frequently used by science teachers to allow students to represent scientific processes. But while it can allow students to change the colour of a represented object instantaneously, it cannot represent a gradual change of colour (He/Van Leeuwen 2020, 680–681).

As for identifying clauses, systemic-functional linguistics defines these as combining an identified, the participant whose identity is established, an identifying process (usually ‘be’) and an Identifier.

Boron	is	an element on the periodic table
Identified	Process	Identifier
This process	is called	condensation
Identified	Process	Identifier

Again, linguistic identifying clauses can be dynamic (using verbs like ‘become’, ‘change into’, etc instead of ‘be’), but in animation, identity is always dynamic. Animation can change anything into anything else – words into images, images into words, for instance. It can also be noted that the same phenomenon can sometimes be represented as a change of attribute, sometimes as a change of identity. In one science animation, for instance, the change from liquid to gas was represented as a change of attributes (the same particles moved further apart), in another as a change of identity (a bowl of water morphed into a hovering white cloud).

Existential processes, finally, simply assert that something exists. In English, they usually have ‘there’ as a dummy subject, an existential process (usually ‘be’ or ‘exist’) and a single participant, the Existential.

There	is	a large amount of space between particles
	Process	Existential
There	are	several ways of identifying this
	Process	Existential

In animation existence is, again, always dynamic – elements ‘appear’ as if from nowhere, or disappear. To give an example, one science animation represented gas in the form of blue balls in a jar. The jar then entirely disappeared and made place for much larger blue balls which moved against a differently coloured background. It is this kind of process which dominates the animation options of PowerPoint – different ways of texts or parts of text appearing or disappearing in a myriad of ways.

To summarize, four types of animation process can be recognized:

- Movements, where elements change position or move in place.
- Changes of attribute, where elements change in shape, size, colour or brightness.
- Changes of identity, where elements change into entirely different elements.
- Changes of inclusion, where elements appear or disappear.

The diagram in Fig. 2 maps these types of process

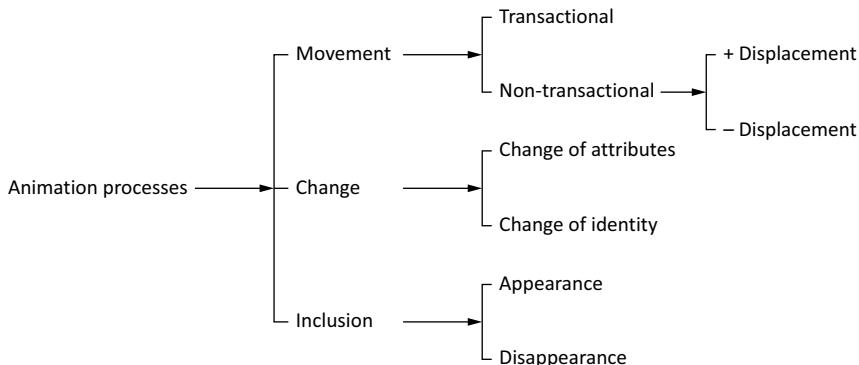


Fig. 2: Types of animation process.

For our project on the use of animation in science teaching it is important to be able to assess whether animations represent physical processes in scientifically adequate ways. This is not always the case, and an analysis along the lines proposed here can bring this out, as demonstrated by an analysis of a segment from an animation about tornadoes.

We see a tree in a green field, with a blue sky behind it.

VOICE OVER: While the amount of tornadoes . . .

Then one branch of the tree breaks and moves up and down in place.

VOICE OVER: throughout the world is quite high, very few do major damage.

A tornado in the shape of a diaphanous cone enters from right, moving towards the left, while also turning around its own axis. At the same time, the branch that was moving in place breaks off and now dangles down while a bit of foliage floats towards the right of the screen.

VOICE OVER: The weakest tornadoes can break . . .

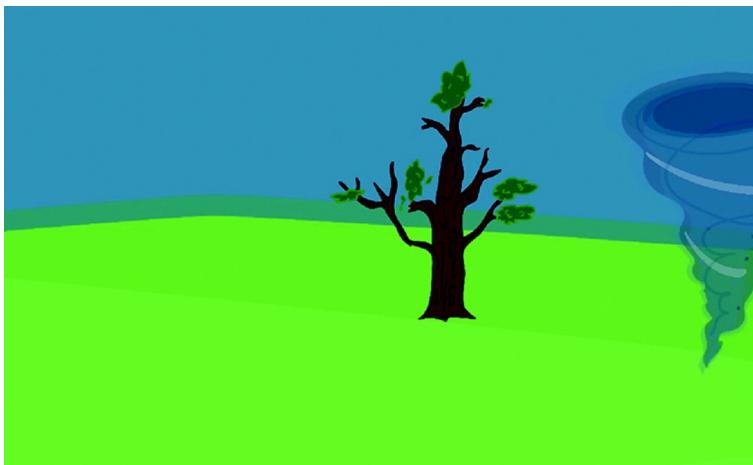


Fig. 3: Still from 'Tornadoes'.

The tornado now touches the tree, causing the top of the tree to break and fall down.

VOICE OVER: . . . a tree and perhaps do light damage to homes while . . .

The tornado keeps on rotating and moving to the left, carrying the tree top with it. The remainder of the tree then falls down by itself.

VOICE OVER: the strongest can completely destroy entire buildings.

At the beginning of this segment a branch breaks off and a bit of foliage floats towards the right without any visible cause (non-transactional animation processes) – the tornado has, at this moment, not yet appeared. The tornado then appears (an existential animation process) and crashes into the tree, taking part of the tree with it as it moves on (a transactional animation process). Throughout, the tornado keeps moving horizontally, when in fact tornadoes culminate in a vertical upsurge, and the sky remains blue, while in fact tornadoes cause a swirl of water droplets, dust and debris. It can also be noted that there is little correspondence between the content of the voice over and what we see in the image.

Here is another example, the famous animated title sequence of Alfred Hitchcock's *Psycho* (1960) by Saul Bass. (see Fig. 4)

- 1 As we hear stabbing chords, a black line enters from right and rapidly crosses the screen. More black lines appear, parallel to each other, and one after the other, crossing the screen and eventually forming a grid. A title ('ALFRED HITCHCOCK'S') appears behind the middle lines, initially only partially visi-

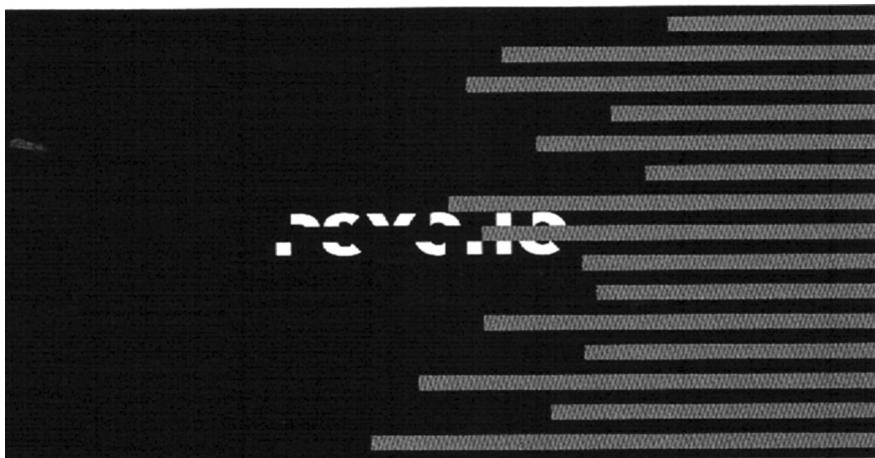


Fig. 4: Frame from the title sequence of Psycho (Alfred Hitchcock 1960).

ble, as it is cut into three lengthwise slices, with the middle slice hidden by one of the black lines.

The lines then rapidly exit to the left, leaving the title on the screen.

- 2 As strings are added to the musical theme, moving it to a higher pitch register, grey lines appear from the right and, in a similar way, divide a title ('PSYCHO') lengthwise into three slices with the middle slice hidden behind one of the lines. The lines then move to the left to reveal the title PSYCHO.
- 3 As the musical theme becomes more expansive and suspenseful, the title PSY- CHO is cut into three slices which are then de-aligned, making it unreadable.
- 4 As the music becomes still more insistent still, some parts of the title move upwards, others downwards, pushed upwards by parallel lines that emanate from the middle of the screen, some moving upwards, some downwards, to form another grid.

In this example, movement is used symbolically to graphically represent key themes of the film. The lines incarcerate the titles behind a prison bar-like grid (a transactional animation process), and the dealignment of the parts of the film's title (a change of shape) becomes a metaphor for the schizophrenia of the film's main character, Norman Bates, played by Anthony Perkins. The pace and goal-directedness of the movement of the lines is relentless and fateful.

4 Movement qualities

The grammatical processes described in the previous section do not exhaust the meaning potential of animation. As already mentioned, the movement of gas particles, while non-transactional, can be fast or slow to different degrees, more or less regular or irregular, and so on. Such qualities cannot be captured in a ‘grammatical’ system of more or less binary distinctions. They are simultaneous qualities, and they are graded rather than binary. And, as discussed above, they make meaning through provenance and/or experiential metaphors. In this section I focus on the latter.

The key qualities of movement have been explored by Han (2022) in relation to music and dance, but as we will see, they can be applied to animation as well. I will first discuss them in general terms, and then illustrate them with an extended example.

Direction

Directionality involves the horizontal, left-right dimension as well as the vertical, up-down direction. Experience tells us that horizontal movements are goal-oriented movements that travel from a to b, while moving upwards involves effort and energy, while moving downwards involves a decrease in effort. And there are of course many directions that combine these two.

Clearly, goal-direction can become a source of metaphors, as we have seen in the case of Psycho, and, as Lakoff and Johnson (1980) have shown, the contrast between ‘up’ and ‘down’ is also a rich source of metaphoric meaning.

Directedness

Displacement necessarily occurs in specific directions, but not all displacements take the shortest route. Movements may turn and twist, zigzag, move stepwise, and more. Embodied experience can tell us what kind of things can cause indirection. We may zigzag to avoid obstacles, stagger aimlessly as a result of intoxication, and more. But indirection may also be deliberate and aesthetically pleasing. Like the trills, mordents and turns of baroque music, flourishes in dancing intersperse displacement with ‘movements-in-place’. In the minuet as described by Sachs (1937, 407), dancers “moved with little dainty steps, approaching and retreating hand in hand, searching and evading now side by side, now facing now gliding past each other”. The tornado in my earlier example moves in this way,

whirling towards its goal like a dancing dervish, rather than moving straight towards it, which perhaps gives it a menacing quality.

Expansion

The same kinds of action can extend over a larger or smaller amount of space. We can walk with large strides or measured steps, jump with energetic leaps or skip from one foot to the other, wave our arms around or restrain our gestures. To return to my earlier example, the movement of the particles in a solid has minimal expansion, it is a ‘movement-in-place’. In the case of liquids there is greater expansion, and in the case of gases even greater expansion. In other cases, the meaning of expansion may be more symbolic. A comparison with music can again be made, as described by Cooke (1959, 109):

Medieval and Renaissance music tends to move in stepwise progression at normal medium pitch, befitting man’s humble subjection to the deity, but with the growth of human self-realization, music drama [...] began to introduce more and more liberty of pitch movement to express the rhetoric of human passion.

In this example, expansiveness characterizes the style of an era, but it can also characterize the movement style of an individual, social group or nation, and both expansiveness and constraint can have positive as well as negative overtones. Exuberance may be seen as domineering or as impressive, constraint as showing admirable moderation or as shy and timid.

Velocity

The meaning potential of velocity derives from our physical knowledge of what slows us down and what speeds us up – age or fatigue for instance, and also from our cultural knowledge of occasions which require slow movements, solemn processions, for instance, or funerals. Slowness can also be pleasurable and relaxing – leisurely strolling through a park, for instance, or taking time over a job that needs care and precision. Fast movement is needed when quick action has to be taken. It suggests energy and dynamism. Staying in control in situations where speed is necessary is exhilarating, though too much speed can overwhelm and confuse, making it impossible to keep up with things.

Force

Movements with the same direction, expansiveness and/or speed may have different degrees of force. Like loudness in sound, force can suggest vigour or power as well as anger. It can invoke the stamping rituals of military drills or forceful blows in a fight, but also a positive intensity of belief and commitment. Softness, too, can have positive or negative overtones – it can be weak and timorous or gentle and tender, for instance.

Angularity and fluidity

Like graphic shapes, movements can be angular or curved regardless of whether they are, for instance, movements of the whole of a body or parts of it. Our experience of our natural and cultural environment tells us that curved forms and curved movements dominate the natural world and rectilinear forms and movements the social world created by humans, and this, too, can be a rich source of metaphoric meaning.

Closely related is the issue of fluidity, the contrast between long, unbroken, smooth movements, and movements that consist of distinct short steps. Like staccato in music, a stepwise movement can be lively, energetic, and determined or disjoined and mechanical, with movement becoming a succession of still frames. And like legato in music, continuous, unbroken movements may be smooth and sensual but also imprecise, slurring things together – it all depends on the context.

Regularity

Movements can be regular or irregular, rhythmically organized and periodically patterned, or meandering, wavering, teetering, oscillating irregularly. The meaning potential of irregular movement stems from the same kinds of experience as the meaning potential of irregular shapes – physical conditions such as intoxication or infirmity, uncertainty and confusion, or a refusal of control and discipline. But irregularity may also celebrate human spontaneity and unpredictability, for instance in forms of dance and music that contrast the regularity of the mechanical with (or, today, the electronic) with a ‘human touch’. In such cases, regular movements may be seen as repetitive and mechanical, but in other cases they may seem well-proportioned and elegant.

Below I transcribe an animated video produced by the Australian Government at the beginning of the corona virus crisis. Figure 5 shows a still from this video. The video can be watched at <https://www.youtube.com/watch?v=WvYU1Km6XTc>.

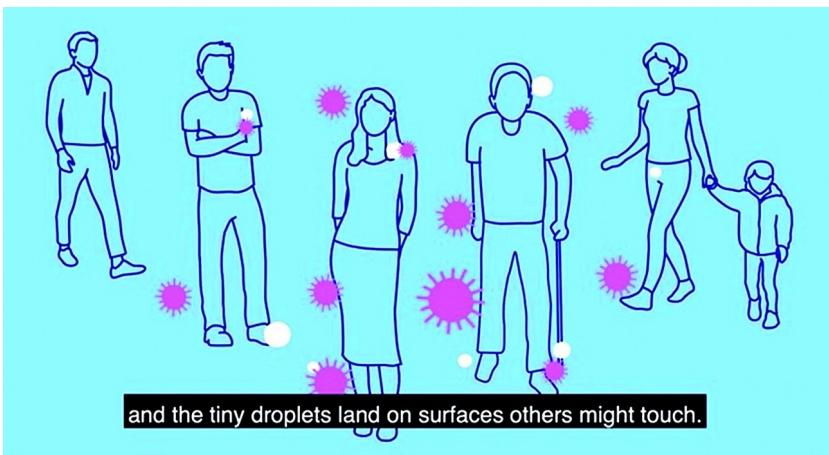


Fig. 5: Corona virus.

1. CLOSE SHOT of a boy coughing. Pink viruses escape from his mouth, growing and coalescing into a large cloud which eventually fills the whole screen.

VOICE OVER: Viruses spread when you cough and sneeze.

The cloud moves up, releasing small pink droplets which fall on a table. A hand moves into the shot and touches the table, which is now covered in pink dots.

VOICE OVER: And the tiny droplets land on surfaces others may touch.
 2. LONG SHOT. A drawing appears of a group of five people, one of them holding hands with a young child. Pink viruses fly in and hover around the people.
 3. MEDIUM CLOSE SHOT. The drawing of a boy appears. He coughs up purple viruses, this time in his arm.

VOICE OVER: . . . the risk by coughing or sneezing in your arm . . .

The drawing is erased.

4. MEDIUM CLOSE SHOT. The drawing of a girl appears. She coughs into a white tissue which then colours pink.

VOICE OVER: . . . or a tissue.

The drawing of the girl is erased.

5. FULL SHOT of the drawing of a bin, with a purple tissue falling in, dropped by an invisible hand.

VOICE OVER: Bin the tissue.

The drawing of the bin is erased.

6. FULL SHOT. The drawing of a tap appears. Camera tilts down with the water that comes out of the tap, to end up in a shot of hands washing with pink viruses disappearing as a result.

VOICE OVER: Wash your hands with soap and water.

7. MEDIUM CLOSE SHOT. The drawing of a boy with a thermometer in his mouth appears.

VOICE OVER: And if . . .

8. FULL SHOT THERMOMETER. Camera zooms in. A dialogue balloon appears at the end of the thermometer (“37.5+”).

VOICE OVER: . . . you’re sick . . .

9. CLOSE SHOT. A hand holding a mobile phone moves up, then down again.

VOICE OVER: . . . seek medical advice. Together . . .

10. LONG SHOT (AS SHOT 2) The drawing of a group of five people appears, viruses and white spots hovering around them.

VOICE OVER: we can help stop the spread . . .

The drawing is erased.

11. The drawing of six hands making a ‘thumbs up’ gesture appears. As the drawing appears, the viruses from the previous shot change into pink ‘plus’ signs, the dots into smaller, white ‘plus’ signs.

VOICE OVER: . . . and stay healthy.

Several of the processes discussed in the previous section can be observed in this animation:

Change of size – pink viruses escaping from the mouth of a coughing boy grow into a large cloud which eventually fills the whole screen.

Change of colour – the white tissue the girl coughs into becomes pink.

Change of identity – at the end, pink, the colour of infection, changes into white, to suggest the eradication of the infection.

Disappearance – the table on which pink droplets have fallen disappears.

Appearance – a group of five people appears with viruses hovering around them.

But movement qualities also contribute significantly to the meanings conveyed by this video. In shot 1, the viruses move upwards, in a way that is directed, expansive, fast, forceful, fluid and regular. In other words, the viruses not only grow, they do so in a determined, forceful, unstoppable way. In shot 10, on the other hand, the viruses move in many directions, with much less expansive and energetic, much slower and much more irregular movements. Clearly this does not so much represent how corona viruses actually move. What matters here is to show that the measures proposed to ‘stop the spread’ (keeping distance, washing one’s hands, etc) will literally and figuratively diminish the viruses and eventually make them harmless (white).

5 Coda – a grammar of movement

The ideas outlined in this chapter have developed in relation to specific text types and specific data sets – animated film titles (cf. Da Costa Lima Carneiro Leão 2012), dance and music (Han 2022), and, in a still ongoing project, animations made for the purpose of science teaching. But there are reasons to think that they could have wider application.

Han (2022) discusses the work of dancer and dance theorist Maxine Sheeth-Johnson, who has described meaning in dance as emerging from qualities also present in everyday movement and including tensional, linear, areal and projectional qualities. ‘Areal quality’, for instance, she describes as follows (Sheeth-Johnstone 2011, 45):

Areal quality may be anywhere from constricted to expansive, its shape at the one extreme being predominantly small and inwardly oriented, and at the other extreme being predominantly large and outwardly oriented [. . .] When we are contrite for instance, we

tend to shrink in size and stay put [...] when we run down the street with open arms to greet someone the areal design of our body is expansive and the areal pattern of our movement extensive.

Clearly, Sheeth-Johnstone also understands the meaning of movement on the basis of common bodily experiences, as I have done, for instance, in my work on voice quality (e.g. Van Leeuwen 2014).

While much gesture research tends to analyse gestures in functional terms, here too, movement qualities have been recognized. Kendon notes that qualities of movement have been described since the 18th century, e.g. by Austin (1753–1837) who had categories such as ‘magnificence’, ‘boldness’, ‘variety’, ‘simplicity’, ‘grace’, ‘propriety’ and ‘precision’. In recent work, too, the metaphor potential of gestures has been noted, e.g. by Müller/Bressem/Ladewig (2013) who see gestural meaning as motivated and argue that gestures embody lexicalized metaphors, and by Ladewig/Bressem (2013) who recognize not only ‘tension’ but also ‘additional features’ of directedness such as ‘spiral’, ‘zigzag’, ‘s-line’.

Clearly, all this suggests the possibility of a more general, multidisciplinary theory of the semiotics of movement, which would have to take account both of the grammatical resources that underlie multimodal communication and of the meaning potentials that derive from the physical, experiential qualities of movement. It is not impossible that this could make the semiotics of movement a key resource for investigating a wide range of semiotic phenomena, as suggested by the title of Sheeth-Johnstone’s book – “The Primacy of Movement”.

References

- Arnheim, Rudolf (1982): *The Power of the Centre*. Berkeley, CA: University of California Press.
- Barker, Robin (2019): *Baby Love – Everything you need to know about your new baby*. Sydney: Macmillan
- Bellantoni, Jeff/Woolman, Matt (2000): *Type in Motion – Innovations in Digital Graphics*. London: Thames and Hudson.
- Boccioni, Umberto (1970 [1912]): *The Plastic Foundations of Futurist Sculpture and Painting*. In: Appolonio, Umbrio (ed.): *Futurist Manifestos*. London: Thames and Hudson, pp. 88–90.
- Boeriis, Morten Sondergaard (2008): *Multimodal Socialsemiotik & Levende Billeder*. University of Southern Denmark: Unpublished PhD thesis.
- Cooke, Deryck (1959): *The Language of Music*. London: Clarendon
- Da Costa Lima Carneiro Leão, Gisela (2012): *Movement in film titles: An analytical approach*. University of Technology, Sydney: Unpublished PhD thesis.
- Goffman, Erving (1981): *Forms of Talk*. Oxford: Basil Blackwell.

- Halliday, Michael A.K./Matthiessen, Christian M.I.M. (1999): *Construing Experience Through Meaning – A Language-Based Approach to Cognition*. London: Continuum
- Han, Joshua (2022): A social semiotic account of music-movement correspondences. University of New South Wales, Sydney: Unpublished PhD thesis.
- He, Yufei/Van Leeuwen, Theo (2020): Animation and the remediation of school physics. In: *Social Semiotics*, 30, 5, pp. 665–684.
- Herman, Lewis (1952): *A Practical Manual for Screen Playwriting for Theatre and Television Films*. New York: New American Library.
- Hood, Susan (2011): Body language in face-to-face teaching. A focus on textual and interpersonal meaning. In: Dreyfus, Shoshana/Hood, Susan/Stenglin, Maree (eds.): *Semiotic margins: Meaning in multimodalities*. London: Continuum, pp. 31–52.
- Kendon, Adam (2004): *Gesture – Visible Action as Utterance*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kress, Gunther (2012): Multimodal discourse analysis. In: Gee, James Paul/ Handford, Michael (eds.): *The Routledge Handbook od Discourse Analysis*. London/New York: Routledge, pp. 35–50.
- Kress, Gunther/Van Leeuwen, Theo (1996): *Reading Images – The Grammar of Visual Design*. London: Routledge.
- Kress, Gunther/Van Leeuwen, Theo (2001): *Multimodal Discourse – The Modes and Media of Contemporary Communication*. London: Arnold.
- Labov, William/Waletzky, Joshua (1967): Narrative analysis: Oral versions of personal experience. In: Helm, June (ed.): *Essays on the verbal and visual arts*. Seattle/ London: American Ethnological Society, pp. 12–44.
- Ladewig, Silvia H./Bressem, Jana (2013): A linguistic perspective on the notation of gesture phrases. In: Müller, Cornelia et al. (eds.): *Body – Language – Communication: An International Handbook on Multimodality in Human Interaction*. Volume 1. Berlin: De Gruyter, pp. 1060–1079.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): *Metaphors We Live By*. Chicago: University of Chicago Press.
- Martinec, Radan (2000a): Types of process in action. In: *Semiotica*, 130, pp. 243–268.
- Martinec, Radan (2000b): Interpersonal resources in action. In: *Semiotica*, 135, pp. 117–146.
- Müller, Cornelia/Bressem, Jana/Ladewig, Silvia H. (2013): Towards a grammar of gestures. In: Müller, Cornelia/Cienki, Alan/Fricke, Ellen/Ladewig, Silvia H./McNeill, David/Teßendorf, Sedinha (eds.): *Body – Language – Communication: An International Handbook on Multimodality in Human Interaction*. Volume 1. Berlin: de Gruyter, pp. 703–733.
- Ngo, Thu/Hood, Susan/Martin, J.R/Painter, Clare/Smith, Bradley A./Zappavigna, Michele (2022): *Modelling Paralanguage Using Systemic Functional Semiotics*. London: Bloomsbury.
- O'Toole, Michael (1994): *The Language of Displayed Art*. Leicester: Leicester University Press.
- Propp, Vladimir (1968): *Morphology of the Folktale*. Austin: University of Texas Press.
- Ravelli, Louise/McMurtrie, Robert James (2016): *Multimodality in the Built Environment – Spatial Discourse Analysis*. London: Routledge.
- Sachs, Curt (1937): *World History of the Dance*. New York: WW Norton & Co.
- Sheeth-Johnstone, Maxine (2011): *The Primacy of Movement*. 2nd ed. Amsterdam: John Benjamins.
- Unsworth, Len (ed.) (2020): *Learning from Animations in Science Education – Innovating in Semiotic and Educational Research*. Berlin: Springer.
- Van Leeuwen, Theo (1999): *Speech, Music, Sound*. London: Macmillan.
- Van Leeuwen, Theo (2014): Parametric systems: the case of voice quality. In: Jewitt, Carey (ed.): *The Routledge Handbook of Multimodal Analysis*. London: Routledge, pp. 76–85.

- Van Leeuwen, Theo (2016): Creativity in the fourth dimension: The Grammar of Movement according to Jean Tinguely. In: Jones, Rodney H. (ed.): *The Routledge Handbook of Language and Creativity*. London: Routledge, pp. 336–352.
- Van Leeuwen, Theo/Zonjic, Nikolina (2023): The resemiotisation of health information in a family planning organization. In: Ravelli, Louise/van Leeuwen, Theo/Hoellerer, Markus A./Jancsary, Dennis (eds.); *Organizational Semiotics – Multimodal Perspectives on Organization Studies*. London: Routledge, pp. 54–72.

Ludger Hoffmann

Prinzipien einer Funktional-Pragmatischen Diskursgrammatik

„... die Sprache ist wie das Werkzeug *ein geformter Mittler*. Nur sind es nicht die materiellen Dinge, die auf den sprachlichen Mittler reagieren, sondern es sind die lebenden Wesen, mit denen wir verkehren.“ (Bühler 1934, III)

1 Grammatiktheorie und Diskursgrammatik

Grammatik zielt auf die Systematik des Handelns in einer Sprache. Dieses Handeln bewegt sich in spezifischen Formen, deren Konstanz Verstehen gewährleistet. Es sind Formen, in denen Funktionen realisiert werden. Erklärungsbedürftig aus funktionaler Sicht ist, wie eine Äußerung aufgebaut sein muss, um verstanden zu werden. Das Verstehen setzt eine (mindestens partiell) geteilte kommunikative Welt voraus, in der in gewisser Hinsicht vorentschieden ist, was als wahr und richtig gelten kann, was normal und was wahrscheinlich ist, was man gerade tut und was zu tun ist, wie man in welcher Orientierung handelt, worüber zu sprechen ist und worüber nicht.

Die Grammatik beruht auf komplexen Einheiten und ihrer Funktionalität. Zentrale Einheit ist die Wortgruppe. Gegenstand der Syntax ist die Frage, in welcher Weise die Struktur von Äußerungen als Kombinatorik und Abfolge eingesetzter Ausdrücke ihren Beitrag zum Verständigungshandeln zwischen Sprechern und Hörern bestimmt. Funktionalität und Bedeutung einer Äußerung sind durch die an ihr beteiligten Sprachmittel mit ihren Funktionen und durch ihr prozedurales Zusammenwirken (Synergetik) in Funktionseinheiten bestimmt.

Aus funktionaler Sicht muss gezeigt werden, wie die kommunikativen Aufgaben, die sich stellen, sprachlich gelöst werden. Für die Existenzformen von Sprache in der Mündlichkeit oder Schriftlichkeit gibt es keine eigenen grammatischen Systeme, ebenso wenig gibt es eine autonome Textgrammatik oder Fachsprachengrammatik. Es gibt nur Grammatik und Variation.

Primärer Gegenstand ist die Sprache im Diskurs. Die Diskursgrammatik bildet das Fundament von allem, sie ermöglicht grundlegende Verständigung. Menschliche Verständigung zielt auf Verstehen und stützt sich auf diese Ressourcen:

- Leben in geteilten kommunikativen Welten und Bewegung in den darin ausgeprägten und allgemein geteilten Formen; sie zeigen Variation, mit der die Reichweite erhöht wird;
- geteiltes Sprach- und Musterwissen, das gemeinsames Handeln erlaubt;
- geteilte unmittelbare Wahrnehmung;
- geteilte kurz- und langfristige Erinnerungen aus der gemeinsamen Handlungsgeschichte;
- das im Fortgang des Gesprächs (oder der Lektüre) aufgebaute kommunikative Laufwissen, das permanent genutzt wird;
- gemeinsame Bestandteile des Weltwissens;
- Origo des Sprechers und personale, räumliche und zeitliche Synchronisierung in der Interaktion;
- Nutzen und Verstehen typischer Nuancen der Stimme; Laute und Tonmuster, daneben Kommunikation über Gestik und Mimik;
- kurzschrifftige Planung und Abbildung in einem Hörerplan;
- systematischer Sprecherwechsel als Basis, daneben eingebettet monologisch verkettete Rede;
- Sequenzierung und lokale Koordination kommunikativer Handlungen inklusive Retraktion als Reparaturform;
- Fähigkeit, flüchtige Äußerungen für Verstehen und Verarbeiten zu speichern;
- grammatische Mittel, die empraktisch und mit den Komponenten der Konstellation arbeiten wie Sprecherdeixis, lokale Deixis, temporale Deixis; Ellipse, Interjektionen etc., aber auch solche Mittel, die Äußerungen auf Dauer stellen können.

Im Diskurs als Gespräch liegt das Optimum für menschliche Verständigung. Er ist stets letzte Instanz zur Klärung. Hier funktionieren Reparaturen und Nachfragen. Zusammenfassend:

Die konstellative Sprachform ist die diskursive Sprache, die auf Verständigung hier und jetzt angelegt und in einem Muster sprachlichen Handelns verortet ist.

Der Zusammenhang zwischen sprachlichen Mitteln und Funktionen wird grammatisch auf drei Ebenen hergestellt:

1. elementare Prozeduren,
2. syntaktische Prozeduren,
3. Funktionskomplexe.

1 Elementare Prozeduren

Konrad Ehlich (2007) hat die Felderlehre von Bühler (1934) aufgegriffen, erweitert und prozedural reinterpretiert. Diesem Ansatz folgen wir. Bühler beschränkte sich weitgehend auf das Symbolfeld und das Zeigfeld der Sprache.

Das *Symbolfeld* steht traditionell im Fokus, auch wenn es nicht funktional gedeutet wird. Ihm wird die nennende, charakterisierende Prozedur zugewiesen, die den Rezipienten situationsunabhängig einen Zugriff auf Personen, Dinge und Sachverhalte erlaubt, die unter die Charakterisierung fallen. Sie funktioniert aufgrund des Sprachwissens und bezieht Nachbarschaften innerhalb der Äußerung ein. Am Beispiel *Ball*:

- (1) Sie schießt den Ball ins Tor.

Ein *Ball* (9. Jahrhundert: ‚Kugel‘, ‚Hand- Fußballen‘) charakterisiert einen Gegenstand, den man *bewegen* (*schießen*, *köpfen*, *abwehren* ... oder (als Torhüter) *abwehren*) kann. Im Fußballspiel soll er ins gegnerische Tor befördert werden. Er ist rund, kugelförmig und als Spielgerät aus Leder, Kunststoff, Stoff etc. Anders in

- (2) Sie waren zu einem Ball eingeladen.

Eingeladen wird man zu einem konkreten Ereignis, hier einer festlichen Tanzveranstaltung, etwa aus Anlass des Abiturs, die als *Ball* (im 17. Jahrhundert aus dem französischen *bal* entlehnt) bezeichnet wird. Wir sehen, wie das „synsemantische Umfeld“ (Bühler 1934, 154 ff.) zum Verarbeiten beiträgt. Das gilt nicht nur für Gattungsnamen, sondern auch für Eigennamen, mit denen etwas oder eine Person, die Sprecher, Hörer und andere unter diesem Namen bekannt sind, identifiziert werden können. In einem größeren Kommunikationsnetz kann die Identifikation schwieriger werden, und ein synsemantischer Zusatz (*Odysseus aus dem Epos von Homer*) kann die Aufgabe erleichtern. Zum Symbolfeld gehören neben Substantiv- auch Verb-, Adjektiv- und einige Adverbstämme (*schlaf*, *bunt*, *gern*).

Symbolfeldausdrücke gehören nicht selten sprachinternen Netzen (Wortfeldern) an, die auch die Verarbeitung erleichtern, wenn man den Stellenwert des Ausdrucks verorten und die Beziehungen zur Nachbarschaft herstellen kann. Die Ausdrücke haben eine Grundbedeutung, die sich aus der etymologischen Entwicklung ergibt, ein Bedeutungspotential als Raum möglicher, miteinander verbundener Verständnisse und in einer Konstellation des Gebrauchs eine aktuelle Bedeutung, die ihrerseits ins Bedeutungspotential eingehen und weiterentwickelt werden kann.

Bühlers *Zeigfeld* enthält Ausdrücke wie *ich, jetzt, hier*, mit denen in einem „Verweisraum“ (Ehlich 2007, 11 ff. [Band 2]) (Wahrnehmungskonstellation, Vorstellung, Text, Diskurs) gezeigt werden kann: Die Rezipienten werden vom Sprecher oder der Sprecherin und seiner/ihrer „*Origo*“ aus auf einen Bereich orientiert und müssen sich synchronisieren. Das geschieht im Deutschen primär auf den Dimensionen Nähe (*ich, hier, jetzt*) oder Ferne (*du, da/dort, dann*) (Näheres dazu in Hoffmann 2021, 41). Türkisch hat drei, andere Sprachen haben bis zu sieben Dimensionen.

Hinzugenommen hat Ehlich (vgl. Ehlich 2007, 5 ff., 175 ff., 273 ff.) die folgenden Felder: Operationsfeld, Lenkfeld, Malfeld (Bühler hielt das Malfeld im Deutschen für sekundär und verkümmert; Bühler 1934, 153).

Zum *Operationsfeld* gehören die operativen Prozeduren, die die Rezipienten beim Aufbau der Äußerungsbedeutung unterstützen. Zu diesen Prozeduren zählt etwa der Artikel, dessen Funktion es ist, den vom Sprecher angenommenen Wissensstatus zu verdeutlichen, so dass der Rezipient weiß, wo er nachschauen soll (*der Mann, den wir gestern getroffen haben*) oder ob er etwas ins Adressregister neu einführen muss (*ein Wagen, der ohne Kraftstoff fährt*). Operativ sind auch Konjunktion und Subjunktion, Anapher (*er, sie, es*), Relativum, manche Flexionsendungen wie Plural und Konjunktiv. Ursprung operativer Ausdrücke, Quell der ‚Grammatikalisierung‘, sind meist Symbol- oder Zeigfeld.

Dem *Lenkfeld* gehören expeditive Prozeduren an, die mental unmittelbar beim Hörer eingreifen. Imperativendungen oder Interjektionen (*ahá, nà ná, ôh*) sind hier zu nennen. Tonverläufe spielen bei ihnen eine wichtige Rolle zur Bedeutungsunterscheidung.

Zum *Malfeld* gehören expressive, malende Prozeduren, die Bewertungen, Einstufungen oder Emotionen durch lautliche Modulation oder im Zusammenspiel mit Gestik übermitteln.

Feld und Prozeduren sind sprachenübergreifend, allerdings in den Sprachen jeweils spezifisch ausgeprägt. Sie liegen noch vor einer Wortartklassifikation (Hoffmann 2021, 42, 67 ff.).

Die Sprachverarbeitung durch Rezipienten wird auch durch die syntaktische Konfiguration einer Äußerung unterstützt, mit der der funktionale Aufbau von Äußerungen verdeutlicht wird. Spezifische operative Prozeduren verbinden die lineare Abfolge mit dem Aufbau kommunikativer Einheiten, die einen bestimmten Zweck realisieren, und haben im Deutschen auch in Formkategorien wie Kongruenz im Genus und Numerus ein Korrelat.

Den Vorbereich einer solchen syntaktischen Prozedur bilden die an die sprachlichen Mittel gebundenen, einfachen oder komplexen Funktionen, den Nachbereich bildet die Funktion der prozedural entstehenden, syntaktisch konstituierten Einheit. In der Tradition wird die Satzstruktur in der Regel mit nur einer

Relation (Teil-Ganzes, Abhängigkeit, kategorialer Aufbau, „Merge“, siehe dazu Chomsky 1999) fundiert. Es können auch Bedeutungen unmittelbar einer Konstruktion zugewiesen werden (Konstruktionsgrammatik), wodurch das Bedeutungskonzept unklar bleibt. Oder es wird eine Parallelarchitektur mit formalem Aufbau mittels Teil-Ganzes-Relation parallel zu einem funktionalen Aufbau aus lexikalischen Elementen angenommen (Jackendoff 2002).

Wir nehmen parallel verschiedenartige Beziehungen – je nach Verbindungsleistung – an und unterscheiden vier grundlegende Typen von Prozeduren.

2 Syntaktische Prozeduren und Funktionskomplexe

A. Integration

Dies ist die syntaktisch wichtigste Prozedur, die auch den Aufbau von Phrasen bestimmt (vgl. Abb. 1). Jede Phrase hat genau einen Kopf, dessen Ausdruck die Funktion der ganzen Gruppe repräsentiert und andere Merkmale von Ausdrücken der Gruppe in ihren Ausprägungen steuert, z. B. Genus, Numerus und Kasus. Ein Beispiel ist: *jüngere-n* (Integration) *Schüler-innen* (Kopf).

Einheiten werden kombiniert, bei denen die Funktion eines Mittels A die Funktion eines anderen Mittels B unterstützt, ausbaut oder ausdifferenziert; B ist der Kopf, das Zentrum der Konstruktion. Die Integration ist die Grundlage der Bildung von Wortgruppen. Diese hierarchische Verbindung ist damit für die Syntax zentral.

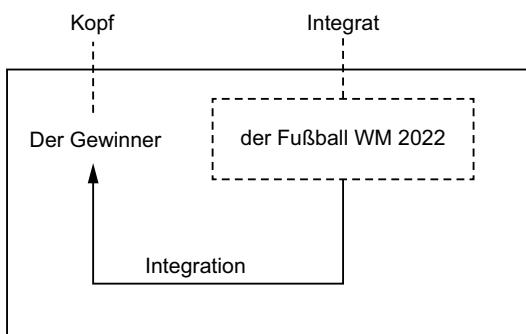


Abb. 1: Syntaktische Prozedur: Integration.

Zur Gegenstandskonstitution muss der mit dem Kopf der Wortgruppe *der Gewinner* entworfene Gegenstand (Person) aus Wissen, Wahrnehmung, Erinnerung etc. aufgerufen werden können. Dazu unterstützen die Rezipienten die Wortgruppe *der*

Fußball-WM 2022, insofern klar ist, dass damit die Bedeutung von *der Gewinner* so eingeschränkt wird, dass sich Eindeutigkeit herstellt. Es gibt 2022 nur einen Gewinner der Fußball-WM, der als Objekt des Gewinnens in Betracht kommt. Die Integration erscheint im Untertyp der *Restriktion*, der Gegenstandsbereich wird auf eine Entität eingeschränkt, die von Rezipienten leicht aufzufinden ist. Es gibt weitere Typen der Integration wie die *Explikation* (*die Katze streicheln* (Kopf)) und die *Spezifizierung* (*gern* (Spezifikation) *singen*).

Für die Bildung der gedanklichen Basis eines Satzes ist die Synthese zentral.

B. Synthese

Aus zwei funktional unterschiedlichen und eigenständigen Funktionseinheiten wird eine Funktionseinheit höherer Stufe gebildet – die *Synthese* bildet die gedankliche Basis eines Satzes (vgl. Abb. 2).

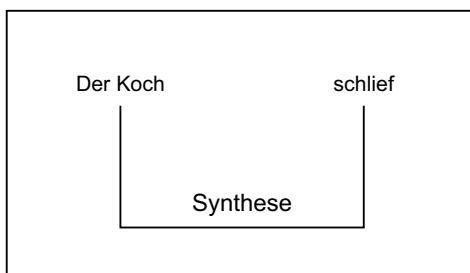


Abb. 2: Syntaktische Prozedur: Synthese.

Die Subjektion setzt den Redegegenstand oder Sachverhalt X, der den Ansatzpunkt für die Prädikation liefert. Die Prädikation ist zentral für den Wissenstransfer: Das über X Gesagte bildet typischerweise das Relevanzzentrum der Äußerung.

C. Koordination

Das Verfahren der *Koordination* verbindet zwei oder mehr Funktionseinheiten, deren Funktionspotenzial sich überschneidet, unter einem gemeinsamen funktionalen Dach (vgl. Abb. 3).

Die Koordination besteht aus zwei oder mehr Teilen, die mit progradientem Tonmuster oder Komma verbunden sind. Sie kann daneben durch eine Konjunk-

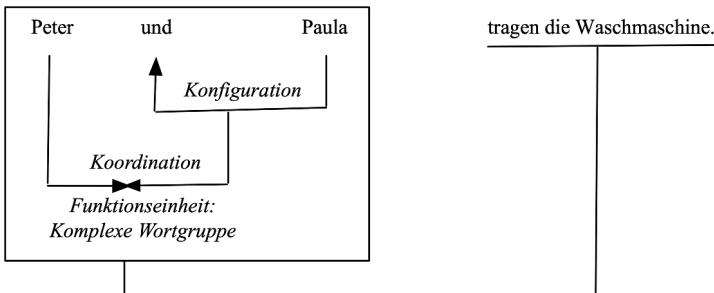


Abb. 3: Syntaktische Prozedur: Koordination.

tion (*und*, *oder*, *aber* etc.) markiert und semantisch geprägt sein. Nicht-erste Konjunkte können durch eine Konjunktion für ihre Aufgabe konfiguriert sein. Möglich ist auch ein konjunktionsloser (asyndetischer) Ausbau.

Je nach Prädikation können die Handlungsrollen unterschiedlich interpretiert werden, wobei der Äußerungszusammenhang in die Bedeutung eingeht.

- (1) [Peter und Paula] tragen die Waschmaschine. [kollektiv]
- (2) [Peter und Paula] haben das Buch gelesen. [individuell-distributiv]
- (3) [Peter und Paula] haben den Film gesehen [kollektiv oder individuell]

Durch Koordination kann auch ein Handlungs- bzw. Ereigniskomplex gebildet werden, deren Grundlage zeitliche Koinzidenz bildet (*Sie [kam]*, *er [ging]*) oder zeitliche Sequenzierung (*Sie [betrat das Haus]* und *[ging die Treppe rauf]*). Es kann auch ein Eigenschaftskomplex gebildet werden (*Er war klein, aber frech*) (siehe weiterführend Hoffmann 2021, 478 ff. [F2]).

D. Installation

Mit einer *Installation* wird eine Funktionseinheit in eine funktional schon abgeschlossene Trägereinheit eingebaut (vgl. Abb. 4). Dazu kann sie formal angepasst (appositive Formen) – *implementiert* – oder auch nur einfach in eine Äußerungsnische eingefügt (*insertiert*) werden. Die installierte Einheit geht sekundär mit der Trägereinheit oder einem Teil von ihr koprozedural eine funktionale Beziehung ein (Integration, Synthese etc.), ist aufgrund formaler Merkmale von der Umgebung abgehoben und wird separat verarbeitet (sekundär oder parallel).

- (4) Bleiben Sie auch heute dabei → das ist meine Eingangsfrage→ um gleich auf den Punkt zu kommen→ dass Sie das Fahrzeug damals nicht selbst gefahren haben↓ (Hoffmann 1994, 26)

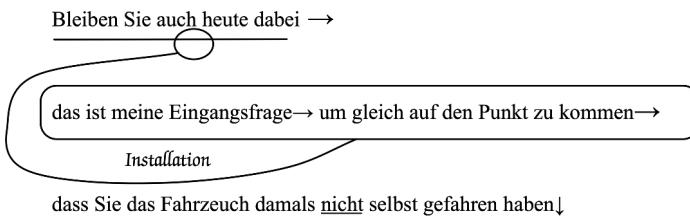


Abb. 4: Syntaktische Prozedur: Installation: Insertion.

Die *Delimitierung* ist ein intonatorisch oder graphisch gesteuerter Eingriff in die lineare Wissensverarbeitung. Mit ihr wird eine Trägerstruktur aufgebrochen und die primäre Verarbeitung kurzfristig suspendiert, um die verzögerte, fokussierte Aufnahme eines zusätzlichen Integrats bzw. eines weiteren Wissensstücks zu kennzeichnen. So kann etwa ein spezifizierender Ausdruck aus der primären Verarbeitung als eigengewichtig zunächst herausgenommen, dann aber mit zusätzlichem Gewicht ausgestattet sekundär einbezogen werden.

- (5) That morning they'd buried Coleman – and the morning before buried Fau-nia – in springlike weather, but now everything was intent on announcing winter. (Roth 2001: 332)

3 Funktionskomplexe

Den Zusammenschluss von unterschiedlichen Handlungen und sprachlichen Mitteln zu einem Ensemble, dem ein gemeinsamer Zweck zugrundeliegt, bezeichnen wir als *Funktionskomplex*. Der Funktionskomplex der thematischen Organisation etwa umfasst die Akte des Thematisierens, Themafortführens und des Themenentwickelns; als sprachliche Mittel lassen sich Anapher, Anadeixis, phorische Nominalgruppen und Analepse zuordnen (vgl. Abb. 5). Wie viele Funktionskomplexe in einer Sprache zu unterscheiden sind, ist eine empirisch offene Frage.

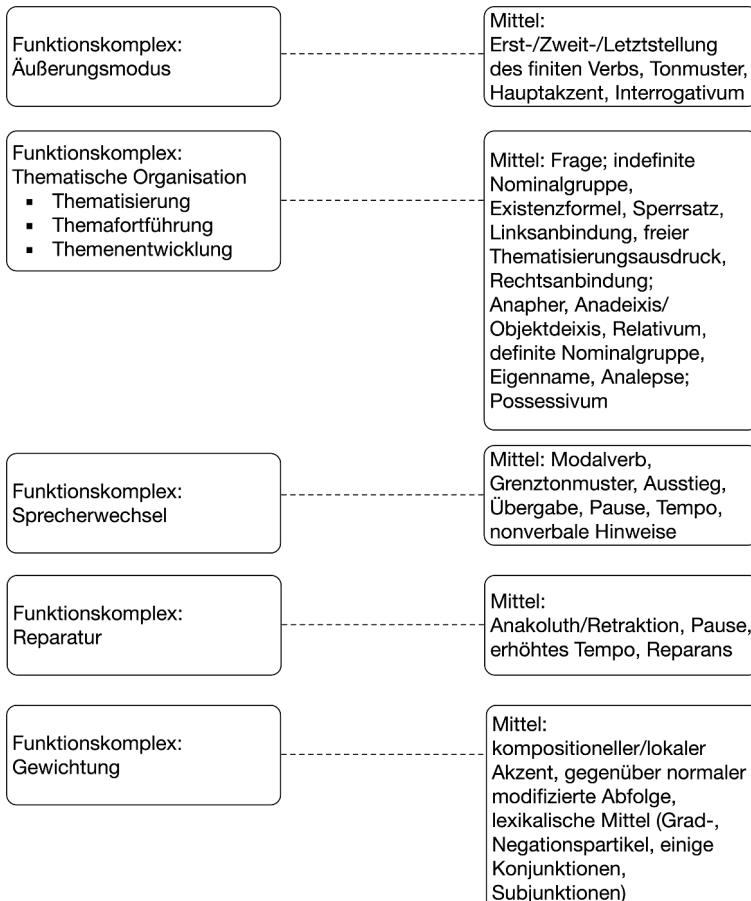


Abb. 5: Funktionskomplexe.

2 Transkriptanalyse

Wir werfen nun einen Blick auf einen Transkriptausschnitt aus alltäglicher, nicht institutionell bestimmter „homiläischer“ (Ehlich/Rehbein 1980²) Kommunikation.

Das Gespräch (siehe Abb. 6a und Abb. 6b) setzt ein, als die Sprecherin PA den Hof betritt, in dem MA ein Fahrrad repariert. Die erste Äußerung stellt einen Gesprächskontakt her, der im Kern mit der linksangebundenen Interjektion *na* mit progredientem Tonmuster angestoßen und dann mit der auf gemeinsamem Wissen aus der Wahrnehmung gestützten Äußerung *schwer am Schuften* fortgesetzt

wird. So ist alles vorbereitet für ein (solidarisches) Gespräch unter Menschen, die sich kennen. Die erste Äußerung in (9) enthält nur die Prädikation, keinen Subjekt-Ausdruck (etwa die Hörerdeixis *du*) oder einen verbindenden Ausdruck wie das Kopulaverb *bist*. Im Kern der Verbgruppe befindet sich eine Progressivkonstruktion (*am Schufln*), die kontinuierliche, zeitlich nicht auf ein Zeitintervall fixierte harte Arbeit zum Ausdruck bringt. Spezifiziert wird sie durch das intensivierende Verbgruppenadverbial *schwer*. Das Subjekt der ausgedrückten Tätigkeit kann nur MA, der alleinige Adressat, sein – es ist also mit der Konstellation bereits gegeben, aus der heraus empraktisch formuliert wird. Somit wird auf Basis der gegebenen Komponenten der Konstellation ein vollständiger Gedanke ausgedrückt, ohne explizit ausformuliert zu sein.

- (6) Aufnahme, Erstranskr. Elena Haschke; Bearbeitung: Ludger Hoffmann; PA Sprecherin (26); MA, PA: Sprecher (28)

Das steigende Tonmuster (↑) in der ersten Äußerung (vgl. Abb. 6a) zielt unmittelbar auf Fortsetzung und die Initiative wird nicht enttäuscht, es kommt zu einem solidarischen Austausch. Fortgesetzt wird mit einer ebenfalls kopulalosen Prädikation zum Subjekt *Reifen* mit Akzent auf dem Prädikativ *platt*, das den Kern des Problems markiert. Es folgt eine anteilnehmend intonierte, reduplizierte Interjektion. Bestätigt wird von MA mit der Prädikation *voll der Käse*, auf die PA die Prädikation *da mus'au orntlich pumpn né* folgen lässt, die ausdrückt, was eine der

	0 [00:00.0]	1 [00:02.3]	2 [00:05.9]	3 [00:07.0]	4 [00:08.2]
PA [v]	Nä schwer am Schufln↑		Oüü Oüü		Da mus'au
PA [nv]	kommt an, steht MA arbeiten				
MA [v]		Reifen platt↓		Voll der Käse↓	
MA [nv]		lässt Werkzeug auf den Boden fallen			
		5 [00:09.7]	6 [00:12.5]	7 [00:14.4]	
PA [v]	orntlich pumpn né		Äh is L. da?		
PA [nv]			Feedback-Laute		
MA [v]		Aach hör auf jaja blablä	Geh durch is auuf		
MA [nv]		winkt mit der Hand ab, gedehnte Sprechweise	zeigt auf Tür zum Hinterhof		
		8 [00:17.9] 9 [00:18.9]	10 [00:20.8]		
PA [v]	Tschö↓				
PA [nv]			geht durch Tür zum Hinterhof, lässt Tür hinter sich zufallen		
MA [v]	jaja tschüs né				
MA [nv]	wendet sich Fahrrad zu, nimmt Werkzeug wieder auf				

Abb. 6a: Aufnahme, Erstranskr. Elena Haschke; Bearbeitung: Ludger Hoffmann; PA Sprecherin (26); MA: Sprecher (28).

nächsten Arbeiten von MA sein wird. MA bestätigt das offenbar generiert (gedehnte Intonation) mit einer Imperativgruppe, an die rechts Interjektionen angebunden sind. Bei dieser Struktur ist ein Subjekt überflüssig. Bis dahin finden wir nur eine Sequenz aus Prädikationen, die in der Sprache zentral sind, weil mit ihnen typischerweise das Relevante ausgedrückt wird. Die Interjektion *äh* kennzeichnet die Planung am Übergang zu PAs Anliegen, es geht ihr eigentlich darum, L. zu treffen. MA schickt sie auf den Weg zu L.

Bis hierher konnten wir typische Mittel des Diskurses in der Mündlichkeit sehen: Intonation als wichtiges Mittel, subjektlose Prädikationen, Interjektionen. Gleichwohl war die Äußerungsbedeutung transparent, wenn ergänzend die Konstellation herangezogen wurde, wie es in der Präsenz von den Interagierenden gemacht wird.

Die Konstellation der Mündlichkeit enthält stets Sprecher(in) und Hörer(in); im Deutschen sind personale Ellipsen möglich, wenn die Äußerung unmittelbar am Einsatzpunkt an konstellative Elemente angeschlossen ist und das Vorfeld der

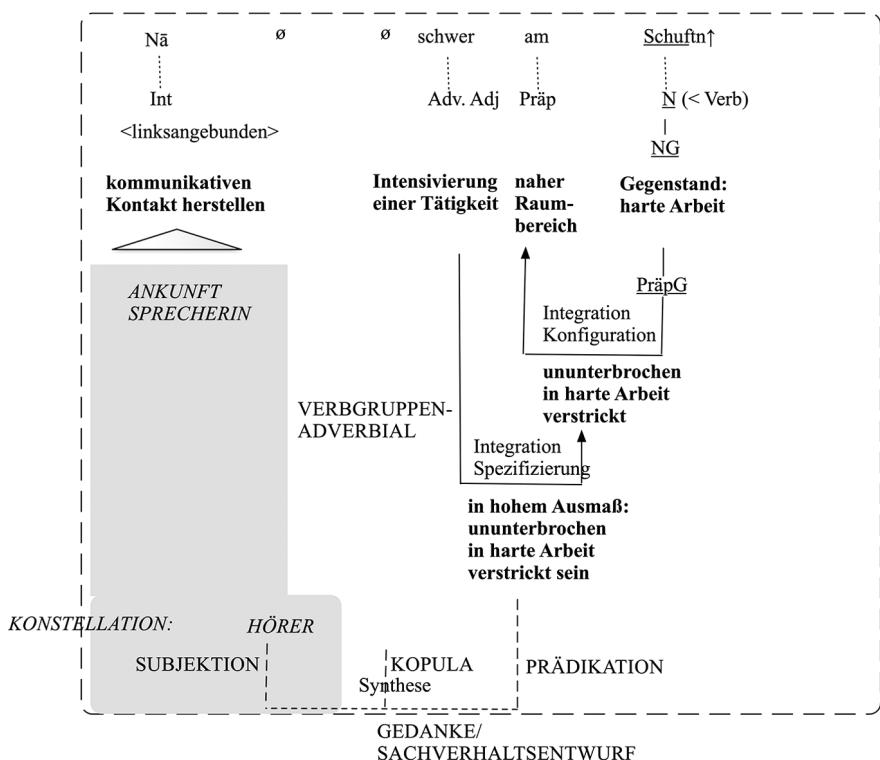


Abb. 6b: Strukturanalyse von „Na schwer schuftn“.

Äußerung somit nicht besetzt ist (personale Ellipse im Vorfeld, Subjektion). Was in der Äußerung relevant ist, muss stets realisiert werden (Markierung durch kompositionalen oder lokalen Akzent) (vgl. Abb. 6b).

- (7) Nee jetz letzte Nacht/ [] Bin mitten in der Nacht aufgewacht↓
 (Sprecher-Ellipse (Vorfeld), realisiert: Prädikation mit personal-deiktischer Form von sein)
 (Horstmann, Kommunikation in der Arzt-Praxis, 1f.)

Möglich ist auch eine Hörerellipse, besonders im süddeutschen Raum:

- (8) ... bis zur Mitte von dem Schornsteinbild °h also [] bist jetzt ziemlich weit unter dem Schornsteinbild aber↓ (0.87)
 (Hörer-Ellipse (Vorfeld), realisiert: personaldeiktische Form sein) (DGD, FOLK_E_00101_SE_01_T_01, retranskribiert)

Eine Hörer-Ellipse am Anfang des Mittelfelds, nach dem Finitum mit hörerdeiktischer Endung, sehen wir in (9):

- (9) Zeig-st [] es mal bitte↑
 (Redder, Schulstunden, 13)↑

Eine Objekt-Ellipse kann realisiert werden, wenn die Gesprächsteilnehmer auf einen gegebenen Gegenstand orientiert sind, u. U. durch eine Zeigegeste des Sprechers; das Finitum muss nicht ausgedrückt sein, solange die Prädikation deutlich ist:

- (10) (Sprecher zeigt auf ein Buch:) [] Ist sehr gut geschrieben↓
 [Vorfeldellipse, realisiert: Prädikation]

Ein Ereignis im geteilten Fokus muss nicht verbalisiert werden (Ereignis-Ellipse):

- (11) [] Ist ja en Wahnsinn↓
 (Redder, Schulstunden, 59)

Der Diskurs erscheint in unterschiedlichen Formen, etwa als „homiläischer Diskurs“ (Ehlich/Rehbein 1980; Lehmann 2023) in den Nischen und Freiräumen oder ganz jenseits institutionell bestimmter Diskurse, frei von institutioneller Zweckbestimmung. Die jeweils aktuellen Ziele in einem institutionellen Rahmen

oder bestehender Handlungsdruck sind suspendiert. Standardmäßig werden sie in einer bestimmten Konstellation ausgeschaltet, z. B. bei einem Kneipenbesuch, bei einem Plausch beim Bäcker oder in der Bahn, beim ‚Abhängen‘ an der Straßenecke oder in der Zigarettenpause etc. Es bildet sich eine Gemeinschaft der Handelnden durch (kleinere) Formen des Erzählens, etwa von Witzen oder Anekdoten, durch Frotzeleien, rituelles Beleidigen, Partygespräche, die zugleich unterhalten (griech. homiléein ‚mit jmd. zusammensein‘). Das Handeln ist kollaborativ.

Institutionell bestimmte Formen sind u. a. das Beratungsgespräch, die Verhandlung, die Vernehmung, das Unterrichtsgespräch, das Arztgespräch.

Die Formen werden in spezifischen Handlungsmustern realisiert.

Vom elementaren Diskurs abgeleitet sind Diskursformen synchroner Wechselrede mit spezifischer Defizienz wie

- das Telefongespräch, dem die gemeinsame Anwesenheit an einem Ort und die gemeinsame Raumwahrnehmung fehlen (Kompensation durch die Vorstellung), aber nicht die nahezu synchrone Wahrnehmung der Äußerungen Anderer;
- die Videokonferenz, in der elektronische Bilder der Teilnehmer synchron erzeugt und der Äußerungston übermittelt werden, so dass auch ohne gemeinsame Anwesenheit die Äußerungsproduktion, Gestik und Mimik (partiell) beobachtet werden können; die Raumwahrnehmung ist aber eingeschränkt.

Die Linearität der Mündlichkeit (vgl. de Saussure 2013, 175) führt zur besonderen Gestalt von Reparaturen, speziell den Retraktionen, die zu den Anakoluthen gehören; Reparaturen sind nur im Fortgang der linearen Realisierung möglich. Das Reparans muss linear auf das Reparandum folgen, das wiederum außer Kraft zu setzen ist. Daher ist eine Markierung des Übergangs zwischen Reparandum und dem sich anschließenden Reparans (ein Zwischenbereich ist nicht möglich) zu finden:

- Phrasengrenzen erweisen sich als Reparaturgrenzen in der Linearität;
- syntaktische Doppelbesetzung ist nicht möglich, also: Reparatur;
- ein sonst anzunehmender Bruch im Gestaltaufbau ist zu vermeiden – Reparans liegt vor;
- eine Kennzeichnung der Übergangsstelle liefern Pausen, Interjektionen wie *äh, hm, öh, nā, Ausdrücke wie also, nein, oder (warte mal), Moment*

Oft fehlen sprachlich explizite Indikatoren. Der Hörer muss auf der Folie des geschlossenen Sprecherplans den Gestaltaufbau kontrollieren und Abweichungen identifizieren.

- (12) Strafverhandlung (F1, Zeuge) [Reparandum mit Durchstreichung markiert]
Ich kenn mich da überhaupt gar nich/ mit den Räumlichkeiten kenn ich mich gar nich genau aus↓
 [Rückgang bis zum Äußerungsbeginn und Ersetzung, zunächst kein Indikator (mit den Räumlichkeiten könnte als Fortsetzung dienen) bis zur Doppelbesetzung an zwei Positionen durch *kenn* ...]

Ein Diskurs kann vollständig durch spezifische Handlungszwecke geprägt sein, dann sprechen wir von *Diskursmustern* wie z. B. dem *Erzähldiskurs* (große Erzählung, biographische Narration, Erzählfolge, serielles Erzählen), dem *argumentativen Diskurs*, dem *Beratungsdiskurs* oder dem *Lehr-Lerndiskurs*. Das Diskursmuster ist bestimmt durch spezifische Charakteristika der sprachlichen Form. Die textuelle Entsprechung ist das *Textmuster*.

3 Diskurs und Text

Von *Texten* sprechen wir, wenn Äußerungen so eingerichtet sind, dass sie nicht in eine Konstellation gemeinsamer Teilnahme eingebunden sind, sondern im Off-Modus der Kommunikation – von den Rezipienten nicht beobachtbar – produziert sind. Wir sprechen auch von *transkonstellativen Äußerungen*.

Texte sollen Zeiten und Räume überwinden. Dazu müssen sie in ihrer Gestalt fixiert, aus den Bindungen an Zeit und Raum und an die Präsenz von Personen und an ein geteiltes Wahrnehmungsfeld gelöst und damit überlieferungsfähig gemacht werden.

Ihre Rezeption ist nur begrenzt kontrollierbar, Rückmeldungen bleiben oft aus oder erfolgen stark verzögert. Autor(innen) stehen meist nicht für Rückfragen zur Verfügung.

Eigenschaften eines Textes sind:

- Ein geteilter Wahrnehmungsraum wie in der Diskurskonstellation fehlt, es kann nur noch im (symbolisch aufzubauenden) Vorstellungsräum gezeigt werden.
- Die Planung antizipiert Rezeption und Verstehen einer konkreten oder abstrakt-dispersen Gruppe von Rezipienten.
- Textträger sind in der Regel Schriftzeichen; möglich ist auch eine mündliche Realisation mit Gedächtnisspur oder elektronischer Aufzeichnung.
- Die Produktion ist für die Rezipienten nicht sichtbar.
- Die Äußerungszeit bzw. die Veröffentlichungszeit ist nicht die Rezeptionszeit, die in kleiner oder größerer Distanz erfolgen kann.

- Der Produktionsort ist nicht der Rezeptionsort, die Rezeption kann an verschiedenen Orten, in verschiedene Diskurs hinein geschehen und sehr unterschiedlich fortgesetzt werden.
- Der Text ist eine geronnene Form und hat eine feste Gestalt, in der er gespeichert und weitergegeben oder an einem festen Ort fixiert werden kann (z. B. als Denkmal mit Inschrift); er kann auch massenhaft vervielfältigt und distribuiert werden; die Textgestalt bleibt zugänglich, solange der Träger existiert.
- In seiner festen Gestalt kann der Text im Verhältnis zu Mündlichkeit und Gedächtnis zuverlässigere Bewahrung (z. B. von Vertragsinhalten, Überlieferungen, Mythen, Gesetzen etc.) ermöglichen. Zugleich kann er rechtliche, religiöse oder wirtschaftliche Einklagbarkeit mehr oder minder garantieren. Allerdings macht sich Sprachwandel besonders bemerkbar, insofern auch ältere Formen lange existieren können und gegebenenfalls zu erschließen sind.
- Der Text beeinflusst die Verwendung sprachlicher Mittel, mit dem Textraum steht ein spezifischer Verweisraum zur Verfügung, in dem etwa im Nahbereich mit *hier* oder *jetzt ...* gezeigt oder mit *auf dieser Seite, in diesem Kapitel ...* ein Bereich auf der Schriftrolle oder der Seitenfolge aufgerufen werden kann.
- Die Unabhängigkeit von der Sprechsituation erfordert eine explizitere Sprache, in der z. B. Konstituenten wie Autor(in), Entstehungszeit und -ort explizit gemacht werden; Empraxis ist hier nicht möglich.
- Die Mittel zeigen eine transkonstellative Form, z. B. wird die Sprecherdeixis (*ich*) zur Autordeixis, die auf Produzenten wie auf Erzähler verweisen kann; auch die Pluralform (*wir*) kann auf Autoren (zusätzlich auf weitere Personen einer Gruppe) zeigen; ferner kann die Autordeixis Ausdruck von Bescheidenheit und Macht sein.
- Die Hörerdeixis (*du/Sie* in Distanz) wird zur Leser-/RezipientInnendeixis, sie kann persönlich (Brief) oder im Sinne von ‚wer dies liest‘ verstanden werden.

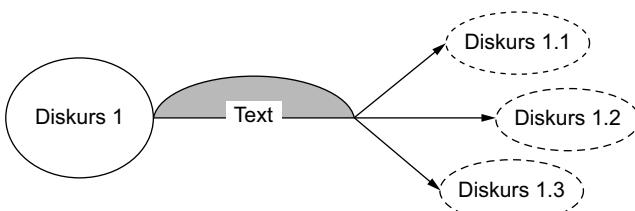


Abb. 7: Diskurs und Text.

Der Text stellt den Diskurs auf Dauer, ist über die Entstehungskonstellation hinaus zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten im Prinzip rezipierbar (Abb. 7), er muss nur elementar ‚lesbar‘ und verstehtbar, notfalls rekonstruierbar bleiben. Insofern überschreiten Texte ihre Entstehungskonstellation und das Erfordernis persönlicher Präsenz; sie verlängern den Äußerungsgehalt in immer neue Konstellationen.

Ein geeignetes Trägermedium (Papier, Holz, Leder; elektronische Speicherung etc.) verleiht der Inschriftion von Äußerungen eine feste Gestalt und Dauerhaftigkeit. Die feste Gestalt erlaubt – je nach Träger – Weitergabe und Vervielfältigung; auch ortsfeste Texte (Denkmal aus Stein, Bronze etc.) sind möglich. Die Wirkung eines Textes kann in viele Diskurse hineinreichen, sie dauerhaft prägen. Aber auch das Gedächtnis ist ein Textspeicher und schafft Textualität in der Mündlichkeit.

Texte erscheinen in unterschiedlichen Textformen, darunter interaktiven wie Brief- oder Mailwechsel, als zeitlich versetzten Verständigungsformaten des Austauschs. Zeitung, Buch zielen auf generalisierte Verständigung in massenweiser Reproduktion und mit Mehrfachadressierung. Dies betrifft die Ebene der Form.

Textmuster wie der *Vertrag* oder die *Bedienungsanleitung* sind durch ihre Rolle im Handlungszusammenhang bestimmt und weisen einen durchgängigen Handlungszweck und spezifische Charakteristika der sprachlichen Form auf.

Abgeleitete Textformen sind *Hypertext* und *Formular*. Als genuin institutionelle Textform liefert das Formular, orientiert am Fragemuster, eine Rahmenvorgabe für das Handeln, die zeitversetzt schriftlich zu komplettieren und so in Geltung zu setzen ist; dann kann ein institutioneller Prozess (Antrag stellen und Daten für die Entscheidung liefern, eine Anzeige machen etc.) in Gang gesetzt werden. Es werden Daten für die Behebung eines behördlichen Wissensdefizits nach einem Schema für Fallgruppen erhoben. Klienten müssen den Anmutungen der Vorgaben strikt folgen, der komplettierte Text wird ihnen rechtlich zugerechnet. Dass alle Vorgaben verstanden werden, ist fraglich (vgl. Hoffmann 2021, 38–39; Hoffmann/Quasthoff 2013).

Der *Hypertext* ist für nichtlineare Rezeptionsweisen mit eigener Wahl konzipiert. Dafür werden Informationseinheiten durch Links verbunden und sinnvolle Verarbeitungswege vorstrukturiert, eine Navigation hilft auf dem Weg. Solche Offenheit ist computertypisch, aber auch in klassischen schriftlichen Formationen zu finden.

3.1 Text: das Potential für lange Sätze

Ein grammatisches Merkmal von (schriftlichen) Texten ist: Texte sind nahezu beliebig ausbaufähig – am Kopf, in der Mitte und am Ende. Die Rezeption führt gleichwohl in der Regel zu einem Verständnis, da die lineare Kette beliebig für wiederholte Durchläufe zur Verfügung steht und die Verarbeitung durch komplexe Gewichtung unterstützt werden kann. Das mag artifiziell erscheinen, aber poetische Texte liefern wichtige Daten für die Grammatik, da sie zeigen, was möglich ist – und dazu muss man an die Grenzen gehen. Texte, die aus einem komplexen Satz bestehen, sind z. B. die Erzählungen „Die Birnen von Ribbeck“ (1991) oder „Bildnis der Mutter als junge Frau“ (2013) von Delius oder der Roman „EinSatz“ (2012) von Günther. Delius gibt in der beeindruckenden Erzählung „Bildnis der Mutter“ eine rekonstruierte Gedankenkette während eines Rom-Spaziergangs wieder, ansetzend bei der Empfehlung des Arztes „Laufen Sie, junge Frau ...“ (2006, 7), endend in der Absicht, der Mutter, einen „langen, langen Brief“ (2006, 127) zu schreiben. Er setzt Pausen für die Planbildung des Lesers jeweils an Satzgrenzen nach einem Komma, aber nicht nach jedem Satz. Dazu nutzt er das typographische Mittel *Durchschuss* (eine Leerzeile). Auch der Roman von Günther ist ein mentaler Strom, allerdings ist er nicht linear organisiert, sondern erlaubt unterschiedliche Einstiege, und er wechselt zwischen verschiedenen Stilen (Darstellung von Selbst- und Körpererfahrung, wissenschaftliche Beschreibung, Alltagskommunikation, Rap etc.). Günther beginnt koordinativ, mit einem zweiten Konjunkt, an das sich eine parataktische Reihe anschließt; das Ende wird mit einem Komma als offen und fortsetzbar gekennzeichnet:

- (13) und es ist auch egal, wo du einsetzt, es ist egal, wann du einsetzt, es ist egal, wie und warum du einsetzt, denn sobald du dir diese Fragen stellst, bist du bereits mitten drin, ... (Günther 2012, 180/83) [Anfang]
- (14) ..., und es ist auch egal, wo ich einsetze, es ist egal, wann ich einsetze, denn immer schon ist der Text und immer schon bist du vor mir da, ...
(Günther 2012, 29880/83) [Ende]

In Dürrenmatts Text „Der Auftrag“ (1986) soll jedes Kapitel aus nur einem Satz bestehen; allerdings trifft das nur zu, wenn man seinen Satzbegriff teilt. Kapitel 1 ist das kürzeste, es zeigt eine der möglichen Satzstrukturen, die der Autor einsetzt (vgl. Abb. 8).

Als Otto von Lambert von der Polizei benachrichtigt worden war,
 am Fuße der Al-Hakim-Ruine sei seine Frau Tina vergewaltigt und
 tot aufgefunden worden,
 ohne daß es gelungen sei, das Verbrechen aufzuklären,

ließ der Psychiater,

bekannt durch sein Buch über den Terrorismus,

die Leiche mit einem Helikopter über das Mittelmeer transportieren.

wobei der Sarg,
 worin sie lag,
 mit einem Tragseil unter der Flugmaschine befestigt,
 dieser nachschwebend,
 bald über sonnenbeschienene unermeßliche Flächen,
 bald durch Wolkenfetzen flog,
 dazu noch über den Alpen in einen Schneesturm,
 später in Regengüsse geriet,
 bis er sich sanft ins offene von der Trauerversammlung umstellte
 Grab hinunterspulen ließ,
 das alsobald zugeschaufelt wurde,
 worauf von Lambert,
 der bemerkte hatte,
 daß auch die F. den Vorgang filmte,
 seinen Schirm trotz des Regens schließend,
 sie kurz musterte und sie aufforderte,
 ihn noch diesen Abend mit ihrem Team zu besuchen,
 er habe einen Auftrag für sie, der keinen Aufschub dulde.

Abb. 8: (15) Dürrenmatt (1986, 9 (Kap. 1), Hervorhebung L.H.).

Der Hauptsatz ist in (15) halbfett markiert. Erweitert ist er im Vorfeld (a), durch Einschub in eine Parenthesennische (b) und im Nachfeld (c).

ad a): Im Vorfeld wird die Vorgeschiede des Hauptsatzereignisses < Transport der Leiche mit einem Hubschrauber > als temporale Spezifizierung zu einer Auffindesituation dargestellt. Sprachliches Mittel ist ein adverbialer Nebensatz, dessen Vollverb „benachrichtigt“ eine inhaltliche Explikation erfährt, die die frühere Vorgeschiede < Vergewaltigung, Auffinden der Leiche > nachliefert. Der angeschlossene komitative Nebensatz mit *ohne dass* bringt das Ausbleiben eines erwartbaren Tatbestands. Tatsächlich werden Morde zumeist schnell aufgeklärt.

ad b): Zu der als „Psychiater“ charakterisierten Person wird ein adjektivischer Zusatz angeführt und gewichtet.

zu c) Als Begleitumstand des Transports (komitativ) wird die Aufhängung des Sargs dargestellt, der Nebensatz ist ausgebaut durch einen weiterführenden Relativsatz und eine Partizipialkonstruktion. Als integrative Explikationen des Flugweges dienen zwei koordinierte Adverbialkonstruktionen (Konjunktionen: *bald ... bald*).

An den Nebensatz ist ein weiterer mit *dazu* angeschlossen. Ihm folgt ein Nebensatz mit *bis*, der ein Grenzereignis beschreibt. Nach einem appositiven Relativsatz ist ein seinerseits ausgebauter weiterführender Relativsatz angeschlossen. Er enthält einen appositiven Relativsatz („der bemerkte hatte, daß ...“) Der weiterführende Relativsatz wird parenthetisch mit einer Partizipialkonstruktion unterbrochen. An den weiterführenden Relativsatz schließen dann zwei Konjunkte an, das letzte enthält einen Inhaltssatz. Darauf folgt ein weiteres asyndetisch angeschlossenes Konjunkt mit einem appositiven Relativsatz. So kompliziert, wie sich das liest, ist die Struktur auch. Aber der hin und her- oder rauf und runter wandernde Blick eröffnet die Möglichkeit, das zu verstehen, denn der Text gibt Zeit und das Gedächtnis muss angestrengt, aber nicht überlastet werden.

Der primäre Gewichtungsbereich liegt auf dem inneren Satzrahmen („ließ ... transportieren“), ein zweiter ist im Retrofeld („wobei ... dulde“), und die Vorgeschichte im Vorfeld („Als ... aufzuklären“) bildet einen tertiären. Eine Gewichtung ergibt sich aus der linearen Abfolge und koartikulatorischen Prozessen.

Die Verarbeitung im Leseprozess kann wie folgt beschrieben werden:

- Leserinnen und Leser orientieren sich retrograd, lesen (Teile) ein zweites Mal, bewegen sich auf größeren Textoberflächen und nehmen sich Textzeit.
- Sie orientieren sich an den Binnen-Satzgrenzen, um Gedanken für die Verarbeitung zu segmentieren, und achten darauf, ob der Äußerungsmodus konstant bleibt (hier: durchgängig assertiver Modus).
- Sie stützen sich auf eine lautlose Koartikulation, in der sie Pausen und Akzente setzen, also dem Text einen Rhythmus unterlegen, der das Verständnis unterstützt.
- Sie orientieren sich an den Satz-/Äußerungsgrenzen, um Kapiteleinheiten als Segmentierung größerer Abschnitte zu nutzen und Abstraktionen des Dargestellten vorzunehmen.
- Sie gewichten die Teile, konstruieren logische Relationen zwischen ihnen.
- Die Verarbeitung von Gedankenfolgen mündet in eine gedankliche Kondensation.
- Durch Konstruktion/Rekonstruktion im Leserplan entsteht eine bewertete mentale Geschichte, an der sich Gesamtinterpretationen festmachen lassen.

2.2 Paradiskurs

Eine nahezu synchrone Verständigung ist auch schriftlich möglich, etwa mit Zetteln im Unterricht oder schriftlich-elektronisch im Chat.

Paradiskursive Kommunikation (Hoffmann 2021) zielt auf aktuale Verständigung analog zum Diskurs, aber ohne Kopräsenz und Mündlichkeit. Sie simuliert mit Mitteln des Textes Interaktion. Für den Chat gilt:

- Die Kommunikation nutzt elektronisch erzeugte Schriftzeichen, die gespeichert werden können.
- Der Kommunikationsort ist nicht identisch. Zeitlich ist der Austausch sequentiell, die Beiträge folgen zeitnah aufeinander, sind quasi synchron.
- Der Abstand zwischen den Beiträgen entspricht der Produktionszeit. Nur die visuelle Wahrnehmungsfläche auf dem Bildschirm wird geteilt.
- Textmittel wie Schriftzeichen auf einem Bildschirm, Emoticons, Inflektive, Explizitheit (Handlungsbeschreibung etc.) dienen der Kompensation von Para- und Nonverbalem; sie sichern die feste, reproduzierbare Gestalt der Äußerungsresultate.
- Die Herstellung der Nachricht, Reparaturen, Abbrüche und Retraktionen etc. können nicht von den Rezipienten beobachtet werden (Beßwenger 2007).
- Die analoge Darstellung auf dem Schirm der Anderen erfolgt programmgesteuert, kanalspezifisch und ist – im unmoderierten Chat – geordnet nach der Abfolge der Ankunft, die Struktur wird erst in der Rezeption erarbeitet.
- Der Paradiskurs ermöglicht anonymisierte Teilnahme (Nicknames).
- Der Paradiskurs erfordert Zusatzaufwand für die Handlungsinterpretation und die Behebung von Verstehensproblemen, zumal die Bildschirmgrenzen den Überblick erschweren.
- Chat-Äußerungen können analog zu Texten gespeichert und repetitiv zugänglich gemacht werden.

Im verbreiteten Mehrpersonen-Chat entsteht als Dialogprodukt ein fortlaufender, über längere Zeit fortentwickelter Text, in dem es zu Überlappungen, Unterbrechungen wie in einem Gespräch nicht kommen kann, in dem aber thematische und handlungspraktische Bezüge immer wieder neu in der Rezeption herzustellen sind. Verkettungen wie im Fall des Erzählens, Beschreibens, Berichtens fehlen weitgehend. Die Technik erlaubt es, jederzeit und zeitlich parallel, beim Schreibprozess unbeobachtet Beiträge zu produzieren.

Mängel in Timing und Kohärenz lassen Beiträge leicht ins Leere laufen.

2.3 Interaktive Texte

Ein finaler Text vereint oft Beiträge, die aus der Kooperation von zwei oder mehr Verfassern entstanden sind. Manchmal wird die Herkunft von mehreren Personen im Schreibstil deutlich.

Das Schreiben beinhaltet, wenn man sich auf die Beteiligungsrollen verständigt hat, verschiedenen Optionen der Kooperation:

- *Planbildung*: gemeinsam oder individuell, als globaler Gesamtplan oder lokal für Teile eines sich ergebenden Plankomplexes; entscheidend ist die Verständigung über den Textplan;
- *Teilnehmerrollen*: der Plan enthält Vereinbarungen über die Beteiligungsrollen (auf der Hauptlinie oder Nebenlinie, zur formalen Korrektur oder als Lektorat);
- *Realisierung*: zeitlich linear und handlungsverkettet in einer Konstellation oder sequentiell versetzt als Komposition aus mindestens zwei Konstellationen heraus (Mitwirkung von zwei oder mehr Personen);
- *Revision*: Kontrolle am Plan als gemeinsame oder aufgabenteilige Bearbeitung und Abgleichen, bei dem der Plan sukzessiv revidiert werden kann;
- *Konflikte*: sie können im Prozess der Arbeit über Formulierungsweise, Inhalte, Planadäquatheit entstehen und erfordern ein Verfahren zur Auflösung, damit das Projekt nicht scheitert;
- *mündliche Produktionsdiskurse*: sie können zur fortlaufenden Verständigung eingelagert werden.

Die Einheit kann auch nachträglich hergestellt werden. Das ist sehr aufwändig und fehlerträchtig; das Risiko eines disparaten Textes ist hoch.

Interaktive Texte können aus separaten Text-Teilen bestehen, z. B. in einem Briefwechsel, dessen Teile jeweils in einer eigenen Konstellation oder in einer Verkettung von Konstellationen mit demselben Autor entstanden sind. Jeder Brief eines Briefwechsels ist von eigener Form, adressatenspezifisch, initiativ oder reaktiv.

Es war ein Glücksfall, dass vor einigen Jahren Korrekturen des Lektors Gordon Lish zu Carvers Texten publiziert wurden, so dass man sich vom Umfang und von dem Textplan des (hoch angesehenen) Lektors ein Bild machen konnte (Carver 2003 gegenüber Carver 2010 [2014dt.]). Der Ausschnitt in Abb. 9 vermittelt einen Eindruck von stilistischen Eingriffen eines Lektors.

Die Interventionen des Lektors folgen dem ästhetischen Plan, gute Kurzgeschichten in der Tradition der American Short Story, für die Hemingway stehen kann, zu produzieren.

- Zu diesem Ziel wurden die Texte durch Streichungen verknappt (in einer Erzählung Carvers betrifft das 70% des Umfangs). Konkrete Zeitangaben wurden zu abstrakten Konstellationen und Vorgeschichten wurden ausgespart.
- Im Kern erfolgte eine Reduktion auf einen frei schwebenden Erzählkern, bei der das Erzählte nicht weiter plausibilisiert oder begründet wurde. Dispositionen

Namenwechsel
Herb→Mel

Apposition → Prädikativ
(+gewichtet)

My friend Mel Herb McGinnis, a cardiologist, was talking. Mel McGinnis is a cardiologist, and sometimes that gives him the right. ¶ The four of us were sitting around his kitchen table drinking gin. It was Saturday afternoon. Sunlight filled the kitchen from the big window behind the sink. There were Mel Herb and me ^{Korrektur} and his second wife, Teresa—Terri, we called her—and my wife, Laura. We lived in Albuquerque, then. But but we were all from somewhere else. ¶ There was an ice bucket on the table. The gin and the tonic water kept going around, and we somehow got on the subject of love. Mel Herb thought real love was nothing less than spiritual love. He said When he was young he'd spent five years in a seminary before quitting to go to medical school. He He'd left the Church at the same time, but he said he still looked back on to those years in the seminary as the most important in his life.

Namenwechsel: Identitätswechsel
Allerweltsname (Melvyn)

Zufügung: mit fehlendem Komplement
(z.B. Infinitivgruppe) → Andeutung

Streichung: Szene wird zeitübergreifend
(keine zeitliche Spezifizierung)

Eingefügtes *then*. Dann Quasikor-
dination mit *But*. (+gewichtet als
eigenständiger Hauptsatz)

Eingefügt: Inquit-Formel, Effekt:
Subjektivierung (sprecherrrelativ)
Streichung: Reduktion zeitlich-bio-
graphischer Konkretheit, Fokus auf
biograph. Phase → Detaillierung
Streichung: Wegfall eines weiteren
biographischen Elements (Austritt)

Abb. 9: Veränderungen an Carvers Manuskript (2003) durch den Lektor Gordon Lish.

und Gefühle der handelnden Personen waren nurmehr zu erschließen, weil Gefühlsausdrücke und Darstellungen von Befindlichkeiten ausgespart wurden.

- Durch einen Namenswechsel (etwa *Herbert* zu *Mel(vyn)*) wurde Allgemeinheit durch Allerweltsnamen angestrebt und wurden biographische Züge gekappt. Insgesamt wurde die Leserschaft durch Abstraktion, Entkonkretisierung und Inferenzen – kurz: einen Minimalismus der Form – zu stärkerer Verarbeitung in Anspruch genommen.

In dieser Gestalt wurden die Erzählungen weltberühmt. Der Autor wollte die originale Form, konnte sich aber aufgrund schwieriger Lebensumstände dem Druck nicht entziehen oder gar seine Werke in einen anderen Verlag bringen. So kam es zu (16).

(16) Dank Carvers an Lish

July 15, 1970

Hombre, thanks for the superb assist on the stories. No one has done that for me since I was 18, I mean it. High time I think, too. Feel the stories are first class now, but whatever the outcome there, I appreciate the fine eye you turned on them.”
[<http://www.newyorker.com/magazine/2007/12/24/letters-to-an-editor>]

10 Jahre später äußerte Carver sich anders (17).

- (17) July 8, 1980, 8 A.M.

Dearest Gordon,

I've got to pull out of this one. Please hear me. I've been up all night thinking on this, and nothing but this, so help me. I've looked at it from every side, I've compared both versions of the edited mss—the first one is better, I truly believe, if some things are carried over from the second to the first—until my eyes are nearly to fall out of my head (...) „I'll tell you the truth, my very sanity is on the line here. (...) „Now, I'm afraid, mortally afraid, I feel it, that if the book were to be published as it is in its present edited form, I may never write another story. [<http://www.newyorker.com/magazine/2007/12/24/letters-to-an-editor>]

1988 starb Carver, ohne dass sein Problem gelöst worden wäre. 2010 aber sorgte seine Witwe dafür, dass der Band – „Beginners“, die originale Version von „What We Talk About When We Talk About Love“ – in der viel längeren Originalfassung erscheinen konnte. Die Kritiker fanden auch das Original sehr gut. Jedenfalls standen zwei Fassungen einander gegenüber, die durch die systematische Formveränderung völlig inkompatibel waren, aber beide ihren Reiz hatten.

Der Fall Carver–Lish wirft schwerwiegende Fragen auf. War der Eingriff vereinbart und legitim? Ist der viel gepriesene lakonische Stil Carvers allein das Werk von Lish? Für Michael Hemmingson ist Lish durch das Lektorat zum „collaborator“ (2011, 480) geworden, dem Carver seinen Stil und seinen Ruhm verdanke. Die Carver-Gemeinde kannte über Carvers Witwe die Originale, und hielt dagegen, die besondere Qualität der Texte, das große Sinnpotential seien durch Lish verloren gegangen. Weitgehend war man einig, dass beider Versionen hohen künstlerischen Wert haben. Eine Entscheidung zwischen den Positionen ist nicht leicht. Und es sollte auch allgemein diskutiert werden, wie weit solche Eingriffe in ein Original gehen können.

3 Grammatikunterricht

Der funktional orientierte Grammatikunterricht (Hoffmann 2021) sollte nicht deduktiv ein Wissen aufbauen, das von den Schülerinnen und Schülern nicht selbst im Abgleich mit dem eigenen Sprachwissen erarbeitet, sondern nur reproduzierbar vorgegeben worden ist.

Ein Beispiel ist die Behandlung der Determination. Mit der Determination als funktionaler syntaktischer Prozedur bringt der Sprecher zum Ausdruck, wie er das Hörerwissen über einen bestimmten Gegenstand (Person, Ding etc.) einschätzt, wie zugänglich der Gegenstand im Hörerwissen ist. Im Deutschen bemisst

sich daran die Definitheit des Determinativs. Andere Sprachen verwenden oft andere Mittel, im Türkischen z. B. Nomen im Genitiv + Nomen + Possessivsuffix, folgerichtig gibt es keinen definiten Artikel.

Zu fragen ist: Ist der Gegenstand dem Hörer schon epistemisch präsent,

- allgemein im Weltwissen (z. B. als Unikat (*die Sonne*));
 - als Art oder Gattung bekannt (*der Graureiher*);
 - als im vorangehenden Gespräch oder Text schon eingeführt (*ein Paket ... das Paket*);
 - als erschließbar auf der Basis von Weltwissen (*das Auto der Fahrer*);
 - drängt er sich als salienter in der Redesituation auf (<*einer der Hunde bellt*> ... *was hat der Hund?*),
- so wird der bestimmte Artikel verwendet.

Ist der Gegenstand auf der Basis des Sprachwissens erst im Laufwissen zu etablieren, zeigt der Sprecher das dem Hörer mit dem infiniten Artikel an.

Ich stelle illustrativ einen kleinen Ausschnitt aus einem einschlägigen Projekt von Laura Basch (TU Dortmund; Sekundarstufe 1, Klasse 8) vor, das die Voraussetzungen für die Erarbeitung eines reflektierten Zugangs dazu diskutiert, wie eine Grammatik Sprecher und Hörer systematisch in die Analyse einbezieht (vgl. Abb. 10).

Ausgangspunkt ist der in A2a gegebene Satz mit seinen Akzentvarianten.

A2a	<p>Lies den nachfolgenden Satz. Überlege für dich alleine (und still), wie man den Satz/die Äußerung aussprechen kann. (Einzelarbeit)</p> <div style="border: 1px solid black; padding: 5px; margin-top: 10px;">Marie ist gestern mit dem Zug nach Berlin gefahren.</div>
A2b	Probiert gemeinsam eure Varianten laut aus, erklärt sie euch gegenseitig und diskutiert eure Vorschläge.
A2c	Diskutiert gemeinsam die folgenden Aspekte: Worin unterscheiden sich die Varianten? Was verändert sich? Markiert/notiert die Veränderungen auf den einzelnen Satzstreifen.

Abb. 10: Aufgaben, Sek I, Klasse 8, Laura Basch, 2015.

In den folgenden Transkriptausschnitten wird die Teilaufgabe A2b bearbeitet. Es geht hier um die kommunikative Gewichtung mittels Intonation, die bestimmt ist durch das Wissen von Hörer und Sprecher (vgl. Abb. 11a und b).

Es wird dann auch über Handlungszwecke gesprochen, die in der funktionalen Sprachdidaktik eine zentrale Rolle für die Charakterisierung von Handlungen spielen:

[1]	Cem • Al/ also der Sprecher, • der kennt ja vielleicht die Kenntnisse des	[1]	I Was will der damit <u>bezwecken</u> , ••• der <u>Sprecher</u> .
[2]	I Hm.	Maj	• Dass der Hö/
[3]	Cem Hörens? Und vielleicht weiß der Hörer.... • Und vielleicht weiß der	[2]	Maj dass der Hörer dadurch schlauer wird? • Ich glaub, dass so seine
[4]	Cem Sprecher, dass der Hörer noch nich weiß. • • Hm. • wer oder • was	[3]	I • Hm.
[5]	I Hm' Cem oder wann sie • losgefahren is. Dann betont man das halt, was der	[4]	Oli •• Jä. Also das is ja das • <u>Wort</u> .
	Cem noch nich weiß vielleicht.	[5]	Maj Frage beantwortet wird.
[1]	Cem Ähm... ((1,9s)) "Man betont ((1,6s)) <u>das</u> , was der Hörer noch nich	[5]	I • Hm.
[2]	I ((1,8s)) Schreibt einfach mal so auf.	[6]	Oli was die <u>Frage</u> so <u>beantwortet</u> also. ((1,2s)) Er könnte auch nur
[3]	Cem weiß", ödér? ((schreibt, 25,7s))' Nel ((schreibt, 25,7s))'	[7]	Oli mit <u>dem</u> Wort antworten. Das würd eigentlich schon reichen.
[4]	Cem Man betont <u>das</u> , was dem • Zuhörer am • wichtigsten ist oder was	[6]	Maj • Hm...
	Cem • am interessantesten für den Zuhörer (()) .	[7]	I •• Jä.
			Oli Also er betont das besonders, weil • das ja is, was der
			Oli Hörer hören will.

Abb. 11a und 11b: Transkriptausschnitt Unterrichtskommunikation.

Am Ende der Unterrichtseinheit wird dann ein erster Vergleich des Deutschen mit dem Türkischen gemacht, das einem Teil der Schülerinnen und Schüler als Erstsprache vertraut ist. Aber auch wenn die Erstsprache Deutsch ist, profitiert das Sprachwissen vom Einbezug einer typologisch ganz anderen Sprache (Türkisch ist eine Turksprache und gehört nicht zum indoeuropäischen Typus). Aus dem Vergleich folgt der erste Tafelanschrieb (Abb. 12).

Deutsch	Türkisch
-Verb 2. Stelle	- <u>hinter</u>
- Artikel	- <u>keine Artikel</u>
- Setzklammer	- <u>keine Setzklammer</u>
Springender Punkt steht von dem Letztem Verb	<i>Springender Punkt steht von dem Letztem Verb</i>

Abb. 12: Tafelbild: Sprachvergleich Deutsch-Türkisch.

Was in dieser Unterrichtsstunde befragt wird, ist das eigene Sprachwissen, geprägt durch die eigenen kommunikativen Erfahrungen. Indem es artikuliert wird, kann eine kommunikative Reflexion im Austausch mit Mitschülern/Mitschülerinnen stattfinden, zunächst noch tastend und explorativ in der Gruppenarbeit, dann schon argumentativer im Plenum, wo die Resultate fixiert und dann schließlich mit grammatischen Termini, die auch funktional sensibel sind, belegt und gebündelt werden. Ein grammatisches Wissen, das selbst erarbeitet und dann terminologisch abgesichert ist (Termini bündeln Erkenntnis und sind keine bloßen Etiketten), ist besonders nachhaltig.

4 Ausblick

Zu lange schon haben sich Diskursanalyse und Grammatik auseinanderentwickelt. Zu lange führt die Didaktik ein praxiszentriertes Eigenleben, isoliert von der Wissenschaft. Wenn Grammatik als Systematik sprachlichen Handelns verstanden wird und wenn sich die Frage stellt, wie und in welchen Mustern Diskurse realisiert werden, muss die Kluft zwischen beiden überwunden werden. Das geschieht nicht, wenn die Entwicklungen getrennt oder arbeitsteilig verlaufen und dann eine Brücke gebaut oder ein Interface konstruiert wird, sondern indem grammatisch-systematisch der Diskurs stets einbezogen und anerkannt wird, dass Diskurse immer eine sprachliche Basis haben. Dann sollte jede Art von Grammatik Diskursgrammatik sein, sprachliche Mittel auf ihre diskursive Funktionalität hin untersucht werden. Der Diskurs ist Ort elementarer menschlicher Verständigung und Medium des Wissensabgleichs. Vorausgesetzt ist ein geteilter Rahmen, zu dem wesentlich die sprachliche Form gehört, die Verstehbarkeit sicherstellt. Frei schwebende Funktionsanalysen wie unabhängige Formuntersuchungen führen nirgendwohin.

Literatur

- Beißwenger, Michael (2007): Sprechhandlungskoordination in der Chat-Kommunikation. Berlin/New York: de Gruyter.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Jena: G. Fischer.
- Carver, Raymond (2003): What We Talk About When We Talk About Love. New York: Alfred A. Knopf.
- Carver, Raymond (2010): Beginners. The Original Version 'What We Talk About When We Talk About Love'. New York: Vintage (deutsch: 2014) Frankfurt: Fischer.
- Carver, Raymond (2014). Beginners: Uncut – Die Originalfassung. Frankfurt: Fischer.
- Carver, Raymond (1981): What We Talk About When We Talk About Love. New York: Alfred A. Knopf.
- Chomsky, Noam (1999): Derivation by phase. Cambridge, MA: MIT Press.
- Delius, Friedrich Christian (1991): Die Birnen von Ribbeck. Reinbek: Rowohlt.
- Delius, Friedrich C. (2013): Bildnis der Mutter als junge Frau, Reinbek: Rowohlt.
- Dürrenmatt, Friedrich (1986): Der Auftrag, Zürich: Diogenes.
- Ehlich, Konrad (2007): Sprache und sprachliches Handeln. I-III. Berlin: de Gruyter.
- Ehlich, Konrad/ Rehbein, Jochen (1980²): Sprache in Institutionen. In: Althaus, Hans-Peter/ Henne, Helmut/Wiegand, Herbert-Ernst (Hgg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen: Niemeyer, S. 338–345.
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen (1986): Muster und Institution. Tübingen: Narr.
- Günther, Caroline (2012): EinSatz, Leipzig: openhouse.
- Hemmingson, Michael (2011): Saying More without Trying to Say More: On Gordon Lish Reshaping the Body of Raymond Carver an Saving Barry Hannah. In: Critique: Studies in Contemporary Fiction 52, 4, S. 479–449.
- Hoffmann, Ludger (Hgg.) (2003): Funktionale Syntax. Berlin/New York: de Gruyter.

- Hoffmann, Ludger (2021⁴): Deutsche Grammatik. Grundlagen für Lehrerausbildung, Schule, Deutsch als Zweitsprache und Deutsch als Fremdsprache. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Hoffmann, Ludger (Hgg.) (2019⁴): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Hofmann, Ludger/Quasthoff, Uta (2013): [mit Uta Quasthoff] Schreiben zwischen Sprachen und Kulturen. Kommunikation mit und über Behörden. In: Deppermann, Arnulf (Hgg.): Das Deutsch der Migranten. Berlin: de Gruyter, S. 269–310.
- Jackendoff, Ray S. (2002): Foundations of Language. Oxford: University Press.
- Lehmann, Gesa (2023): Homiläischer Diskurs – empirische Untersuchungen von Kneipengesprächen. München: Iudicium.
- Roth, Philip (2001): The Human Stain. London: Vintage.
- de Saussure, Ferdinand (2013): Cours de linguistique générale (P. Wunderli Hg. Zweisprachige Ausgabe). Tübingen: Narr.

Susanne Günthner

Grammatische Konstruktionen in der Interaktion: *wenn* [PRONOMEN] *ehrlich* [KOPULA]-Konstruktionen und ihre interaktive Funktion in palliativ-medizinischen Konsultationen

1 Einleitung

Studien zu grammatischen Konstruktionen in der „kommunikativen Praxis“¹ zeigen immer wieder, dass unser Grammatikgebrauch heterogener, flexibler und kontextkontingenter ist, als die Vorstellung eines autonomen Systems abstrakter Regeln suggeriert. So erweisen sich Formen und Funktionen grammatischer Konstruktionen als untrennbar mit interaktionalen wie auch kognitiven Aspekten verbunden.² Teil der alltagssprachlichen Realität ist ferner, dass grammatische Konstruktionen stets in sozialen Kontexten – in der Face-to-face-Kommunikation oder aber in medial vermittelten Interaktionen, in informellen bzw. institutionellen Settings sowie in unterschiedlichen kommunikativen Situationen und Handlungszusammenhängen – realisiert werden. Somit stellt nicht nur der unmittelbare sequenzielle Kontext einen zentraler Bezugspunkt der Realisierung grammatischer Gestalten dar, sondern auch das betreffende „social field“ (Hanks 2005, 18) und die damit verwobenen Gattungen wirken sich auf die Wahl bzw. Formen und Funktionen grammatischer Konfigurationen in der kommunikativen Praxis aus (Hanks 1996; Günthner 2010; 2011a; b). Dank empirischer Studien wird ferner zunehmend erkennlich, dass grammatische Konstruktionen nicht nur Teil unseres sprachlichen Wissens bzw. Bestandteil unseres kommunikativen Haushalts (Luckmann 1988) sind und in der jeweiligen Kommunikationssituation einfach abgerufen werden; vielmehr fungieren sie als (teil-)verfestigte Orientierungsmuster, die im Pro-

1 Zum Begriff der „kommunikativen Praxis“ siehe u. a. Hanks (1996); Günthner (2010; 2011a; b); Deppermann/Feilke/Linke (2016).

2 Zu einer interaktional ausgerichteten Analyse grammatischer Konstruktionen siehe u. a. Günthner/Imo (2006); Imo (2007); Birkner (2008); Günthner/Imo/Bücker (2014); Bücker/Günthner/Imo (2015).

Anmerkung: Dominic Hendricks, Wolfgang Imo und Ekkehard Felder danke ich für ihre Kommentare zu einer früheren Fassung des Beitrags.

zess der Interaktion situationskontingent eingesetzt, angepasst wie auch modifiziert werden.³ Die situative Einbindung grammatischer Gestalten im konkreten, kontextuell gerahmten und dialogisch-ausgerichteten Interaktionszusammenhang erweist sich somit als weitaus komplexer, als eine reine Reproduktion grammatischer Strukturen suggeriert.

Der vorliegende Beitrag widmet sich einer grammatischen Konstruktion, die in Palliativkonsultationen von Seiten der behandelnden ÄrztInnen immer wieder verwendet wird: die [*wenn PRONOMEN ehrlich KOPULA*]-Konstruktion. Auf Basis einer Analyse dieser mit einem *wenn*-Teilsatz („*wenn ich ehrlich bin*“, „*wenn wir ehrlich sind*“ bzw. „*wenn man ehrlich ist*“) realisierten grammatischen Gestalt werde ich veranschaulichen, wie GesprächsteilnehmerInnen grammatische Konstruktionen als Verfahren einsetzen, um im fortlaufenden Prozess der Interaktion soziale Handlungen – abgestimmt auf lokale kommunikative Bedürfnisse – durchzuführen und intersubjektives Handeln zu ermöglichen. Darüber hinaus verdeutlicht die Analyse, wie ein traditionellerweise als Protasis fungierender *wenn*-Teilsatz als metapragmatisches Rahmungsformat rekontextualisiert wird (Günthner 2024). Diese Rekonfiguration des *wenn*-Teilsatzes dient in den vorliegenden Palliativkonsultationen als kommunikative Praktik, die von Seiten der ÄrztInnen eingesetzt wird, um ihre kommunikativen Handlungen als „heikel“ bzw. „dispräferiert“ zu modalisieren und diese angesichts ihres möglicherweise gesichtsbedrohenden Potenzials zu lizenziieren.

2 Daten und methodischer Zugang

Die folgende Analyse von *wenn ich ehrlich bin*-Konstruktionen in palliativ-medizinischen Gesprächen basiert auf 72 audio-aufgezeichneten Konsultationen zwischen ÄrztInnen und ihren PatientInnen auf der Palliativstation des Städtischen Klinikums Karlsruhe. Die Gespräche entstammen einem Datenkorpus, das 2018 bis 2020 im Rahmen des Projekts „Kommunikation in der Palliativmedizin: Pflegerisches und ärztliches Sprechen mit PalliativpatientInnen“ erhoben und nach GAT 2 (Selting et al. 2009) transkribiert wurde.⁴

³ Hierzu auch Auer (2016, 91); Auer/Pfänder (2011a).

⁴ Eine ausführliche Beschreibung dieses von Prof. Dr. M. Bentz, Prof. Dr. S. Günthner und Prof. Dr. W. Imo geleiteten Projekts findet sich in Buck (2022). Da momentan noch nicht alle Audiointeraktionen ausgewertet sind, wurden für die vorliegende Untersuchung die ersten 72 Gespräche analysiert. Siehe auch Günthner (2024).

In diesen Konsultationsgesprächen verwenden die PalliativmedizinerInnen 17 [wenn PRONOMEN *ehrlich* KOPULA]-Konstruktionen,⁵ die in drei Varianten realisiert werden: 14 personalisierte *wenn ich ehrlich bin*-Gebrauchsweisen; zwei depersonalisierte *wenn man ehrlich ist*-Gebrauchsweisen und eine *wenn wir ehrlich sind*-Gebrauchsweise.⁶ Von den 17 *wenn*-Teilsätzen sind ferner 15 äußerungsinitial (im Vor-Vorfeld bzw. Vorfeld) und zwei äußerungsfinal (im Nachfeld) positioniert.

Die vorliegende Studie orientiert sich an Methoden der Interaktionalen Linguistik (Couper-Kuhlen/Selting 2018; Imo/Lanwer 2019; Deppermann/Günthner 2015) sowie der interaktional ausgerichteten Konstruktionsgrammatik (Günthner/Imo 2006; Günthner 2010; 2011a) und versteht sich als Beitrag zur Erforschung von Grammatik im alltäglichen (hier: institutionellen) Gebrauch. Für den vorliegenden Beitrag wurden exemplarische Gesprächsausschnitte ausgewählt, die sowohl personalisierte als auch depersonalisierte, prä- wie auch post-positionierte [wenn PRONOMEN *ehrlich* KOPULA]-Formate beinhalten.

3 [wenn PRONOMEN *ehrlich* KOPULA]-Konstruktionen im Gebrauch

Im Rahmen seiner Theorie der Implikatur stellt Grice (1975) vier Konversationsmaximen vor, die die Basis dafür bilden, dass wir effizient und kooperativ kommunizieren. Die „Maxime of Quality“ besagt: „try to make your contribution one that is true“ und postuliert: „do not say what you believe to be false“. GesprächsteilnehmerInnen gehen also im Normalfall davon aus, dass SprecherInnen ihnen gegenüber aufrichtig sind und nichts behaupten, von dem sie annehmen, es sei falsch.

Folglich wundert zunächst einmal die Beobachtung, dass PalliativmedizinerInnen in Konsultationen mit ihren PatientInnen gelegentlich ihre Äußerungen mit *wenn ich ehrlich bin* einleiten bzw. abschließen und so ihre Ehrlichkeit bzw. Aufrichtigkeit betonen, die man eigentlich voraussetzt. Diese explizite Ehrlichkeitsbekundung führt zu der klassischen Frage der Konversationsanalyse in Bezug auf die Mobilisierung kommunikativer Ressourcen im Prozess der Interaktion: „WHY THAT NOW?“ (Schegloff/Sacks 1973, 299). Übertragen auf die vorliegenden Daten heißt dies: Weshalb sehen ÄrztInnen in Palliativkonsultationen die

⁵ Eine weitere *wenn ich ehrlich bin*-Äußerung wird von einer Pflegekraft verwendet.

⁶ In den vorliegenden Gesprächsdaten verwenden ÄrztInnen noch weitere Typen von *ehrlich*-Formaten, die von Phrasen wie *ehrlich gesagt* und *ganz ehrlich* zu Teilsätzen wie *das sag ich Ihnen ganz ehrlich*, *man/ich muss/kann ehrlich sagen* und *um mal ganz ehrlich zu sprechen* reichen.

Notwendigkeit, ihren PatientInnen gegenüber etwas einzugestehen, was man ohnehin erwartet – nämlich: dass sie ehrlich sind?

3.1 wenn ich ehrlich bin-Konstruktionen

ÄrztInnen instanziieren in den vorliegenden Gesprächssituationen personalisierte [*wenn PRONOMEN ehrlich KOPULA*]-Konstruktionen, die sowohl prä- (d. h. vor der eigentlichen Kernäußerung) als auch post-positioniert (d. h. im Anschluss an die fokale Äußerung) eingesetzt werden. Vergleichbar mit *wenn*-Teilsätzen in Konditionalkonstruktionen (Auer 2000; Auer/Lindström 2016) zeigt sich auch bei den *wenn ich ehrlich bin*-Konstruktionen eine deutliche Asymmetrie bzgl. der positionsbezogenen Verwendung: Von den 14 *wenn ich ehrlich bin*-Teilsätzen werden 12 äußerungsinitial im Vor-Vorfeld bzw. Vorfeld präsentiert und leiten damit die folgende Kernhandlung ein, während nur zwei Fälle post-positioniert auftreten und damit der eigentlichen Kernäußerung folgen.

3.1.1 Initial-positionierte wenn ich ehrlich bin-Teilsätze

Initial-positionierte *wenn ich ehrlich bin*-Teilsätze können sowohl im Vorfeld als auch im Vor-Vorfeld der fokalen Aussage stehen: Von den 12 initial-positionierten *wenn*-Teilsätzen im vorliegenden Korpus haben jeweils 6 die Vorfeld- und 6 die Vor-Vorfeldposition inne.

Der Patient PM hat sich darüber beklagt, dass seine Schuhe, die er in der Klinik erhalten hat, zu eng sind. Während der Visite kommt folgende Gesprächssequenz auf, in der die Ärztin AW eine Gegenmeinung vertritt:⁷

- (1) SCHUHE (Palliativdaten: 039_03_A_20180627)
- 617 AW: ich glaub dann müssen wir eher Kucken, =
 618 =dass wir passende SCHUhe fInden;
 619 PM: hm_[HM,]
 620 AW: [wenn] sie des gefühl haben sie sind zu (.) ENG;
 621 Aber,
 622 (-)

⁷ Die Siglen A stehen in den Transkripten für die/den ÄrztIn, P für die/den PatientIn und PF für die Pflegekraft. B steht für Begleitpersonen der PatientInnen. W bzw. M markiert die Geschlechtszugehörigkeit der Person. Mit den Siglen wird – je nach Gespräch – auf unterschiedliche ÄrztInnen, PatientInnen und Begleitpersonen verwiesen.

- 623 PM: [aber ich HAB-]
 624 AW: [schwester] franzi wird mit ihnen KUCKen.
 625 PM: ich hab NOCH n_paar;
 626 (-)
 627 [zuHAUS,]
 628 PFW: [<>p> ne,>]
 629 (-)
 630 PM: die kann i au wEIter macha;
 631 (-)
 632 AW: **also wenn ich ehrlich bin glaub ich die PASsen;**
 633 Aber,
 634 [wir proBIeren_s aus;]
 635 PFW: [is überhaupt kein probLEM-=]
 636 =ich MACH_S n-

Nachdem die Ärztin AW anbietet, dem Patienten PM andere Schuhe zu beschaffen und betont, dass die anwesende „schwester franzi“ diese zusammen mit dem Patienten auswählen soll (Z. 617–624), schlägt der Patient PM vor, Schuhe von „zuHAUS“ holen zu lassen und diese entsprechend zu weiten (Z. 625–630). Auf diesen Vorschlag hin ergreift AW nach einer kurzen Pause (Z. 631) erneut den Redezug: Dem Konsequenz-indizierenden Diskursmarker „also“ (Konerding 2004; Deppermann/Helmer 2013) folgt ein subordinierter *wenn*-Teilsatz (Z. 632), der traditionellerweise als Protasis eine folgende Apodosis ankündigt. Doch obgleich der *wenn*-Teilsatz „also wenn ich ehrlich bin“ syntaktisch wie auch prosodisch in den folgenden Matrixsatz integriert ist, fungiert dieser nicht als Protasis, der die Bedingung formuliert, unter der die Aussage des folgenden Matrixsatzes (der Apodosis) zutrifft: Vielmehr ist AW's Einschätzung „glaub ich die PASsen;“ (Z. 632) gültig, unabhängig davon, ob sie ehrlich ist oder nicht.⁸ Statt der Einleitung eines Konditionalgefüges übernimmt der *wenn ich ehrlich bin*-Teilsatz die Funktion einer „Projektorkonstruktion“ (Günthner 2008; 2011a; b; Günthner/Hopper 2010): Der *wenn*-Teilsatz lenkt die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf den erwartbaren Folgeteil und liefert zugleich Hinweise darauf, dass nun ein subjektiv ausgerichtetes Eingeständnis folgen wird.⁹

⁸ Siehe Günthner (1999; 2010) zu unterschiedlichen Typen von *wenn*-Teilsätzen im gesprochenen Deutsch.

⁹ Vgl. auch Hindelang (1975), der in Zusammenhang mit initial-positionierten formelhaften Wendungen wie „ehrlich/offen gesagt“ von „Konversationsformeln“ spricht; Stoltenburg (2009,

In Anlehnung an Grice (1975) könnte man argumentieren, dass der *wenn ich ehrlich bin*-Teilsatz auf die „appropriateness condition“ Bezug nimmt, indem er etwas ankündigt, was einen gewissen Verstoß gegenüber sonstigen Konversationsregeln darstellt.¹⁰ Tatsächlich folgt dem *wenn ich ehrlich bin*-Teilsatz im vorliegenden Gesprächsausschnitt eine dispräferierte Dissensäußerung, mit der die Ärztin AW die Selbsteinschätzung des Patienten, dass ihm die von Seiten der Palliativstation zur Verfügung gestellten Schuhe nicht passen, infrage stellt.¹¹ Die durch den Evidenzialitätsmarker „glaub ich“ abgeschwächte Dissenskundgabe „also wenn ich ehrlich bin glaub ich die PASSEN;“ (Z. 632) bringt insofern einen epistemischen Konflikt zum Vorschein, als der Patient derjenige ist, der subjektives Wissen darüber hat, ob seine Schuhe passen. Die Ärztin verfügt dagegen über medizinisches Fachwissen sowie über die deontische Autorität (Stevanovic/Peräkylä 2012), die es ihr ermöglicht, Entscheidungen in Bezug auf den Patienten zu treffen – selbst wenn diese mit der Einschätzung des Patienten kollidieren.¹²

Im Anschluss an diese epistemische Konfliktsituation zwischen Patienten und Ärztin präsentiert AW ihre Entscheidung, die – markiert durch das adversative „Aber“ (Z. 633) – von ihrer zuvor geäußerten Einschätzung („... glaub ich die PASSEN;“; Z. 632) abweicht: „wir proBIEREN_s aus;“ (Z. 634). Die Verwendung des Pronomens *wir* zur Agensindizierung trägt dazu bei, ihre Entscheidung als gemeinsame Lösungsoption bzw. als Kompromiss darzulegen.¹³

Dieser Gesprächsausschnitt illustriert, wie ein, ursprünglich die Protasis eines Konditionalgefüges [Protasis + Apodosis] einleitender, *wenn*-Teilsatz zu einer Projektorkonstruktion bestehend aus [metapragmatischer Projektorphrase + Folgeäußerung] umfunktionalisiert wird. Obgleich der rekonfigurierte *wenn*-Teilsatz den syntaktischen Regeln eines subordinierten Nebensatzes folgt, sind die beiden Teile – die metapragmatische Projektorkonstruktion und ihre Folgeäußerung („also wenn ich ehrlich bin“ und „glaub ich die PASSEN;“; Z. 632) – auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt: einer *de dicto*- und einer *de re*-Ebene.

Während der *wenn ich ehrlich bin*-Teilsatz im Gesprächsausschnitt (1) SCHUHE sowohl syntaktisch als auch prosodisch in den Folgeteil und damit in die Kernaus-

249–250) nennt diese „äußerungskommentierenden Gesprächsformeln“. Siehe auch Stein/Stumpf (2019) zu „redekommentierenden Formeln“, sowie Imo (2012).

¹⁰ Siehe auch Fetzer (2007) zu „appropriateness conditions“. Vgl. Günthner (1999; 2010) zu „Höflichkeits-“ und „Relevanzkonditionalen“.

¹¹ Vgl. Edwards/Fasula (2006) zu englischen „to be honest“-Phrasen.

¹² Siehe Heritage (2013) zu unterschiedlichen Typen epistemischen Wissens in der Interaktion.

¹³ Siehe Günthner (2021) zur Verwendung des Pronomens *wir* in der medizinischen Kommunikation; siehe auch Reisigl (2010) zu einer medizinsemiotischen Annäherung an die Arzt-Patienten-Kommunikation.

sage integriert ist, weisen alle weiteren initial-positionierten *wenn ich ehrlich bin*-Formate im vorliegenden Korpus (unabhängig von ihrer syntaktischen Gestalt) insofern prosodische Eigenständigkeit auf, als sie eine eigene Intonationskontur mit einem Nukleusakzent (auf „EHR“) bilden und sich durch zusätzliche Pausen, Häsitationsmarker etc. vom Folgeteil (der Kernäußerung) absetzen. So bildet der in Exzerpt (2) HEIMKOMMEN ebenfalls im Vorfeld angesiedelte *wenn ich ehrlich bin*-Teilsatz (Z. 055) eine eigenständige prosodische Einheit.

Die Ärztin AW hat soeben ihrem Patienten PM mitgeteilt, dass er aufgrund seiner Knochenmetastasen mehrere gebrochene Halswirbel hat. Da die Krankheit bereits weit fortgeschritten ist und er keine Bestrahlung mehr möchte, kommen keine weiteren stationär durchzuführenden Behandlungsoptionen in Frage:

- (2) HEIMKOMMEN (Palliativdaten: 064_03_A_20180712)
- 046 AW: WENN man sowas behandeln wILL,
 047 mÜsstE man_s beSTRahlen;
 048 hhh°
 049 ja,
 050 da hatten sie ja LETZte woche schon gesAcht,
 051 <<creaky> o::h h°> will ich EIgentlich nIt;
 052 (3.3)
 053 PM: ?hm_HM;
 054 AW: °hh
 055 und wenn ich EHRlich bin,
 056 °h
 057 (--)
 058 halt ICH_S für sinnvoller,
 059 dass wir jetzt KUCKen dass sie-
 060 noch-
 061 (-)
 062 einfach HEIMkommen nächste woche;
 063 PM: hm_HM;
 064 (-)
 065 AW: ja,
 066 (1.2)
 067 is das oKAY?
 068 (---)
 069 PM: ha JO;

Nachdem die Ärztin in den Zeilen 050–051 die Reaktion des Patienten auf die Option einer Bestrahlung mittels direkter Rede rekonstruiert, entsteht eine längere Pause (Z. 052), bevor PM dieser Rederekonstruktion zustimmt (Z. 053). Daraufhin setzt AW ein konnektives *und* (Z. 055) ein, das ihre Folgeäußerung rückwirkend an die vorausgehende Aussage anbindet. Die die Projektorkonstruktion „wenn ich EHRLICH bin,“ rahmende schwere Atmung (Z. 054 und 056) indiziert, dass der Ärztin das Sprechen schwerfällt. Auch die der Projektorphrase folgende Pause (Z. 057) stützt den Eindruck, dass AW sich damit schwertut, das durch „und wenn ich EHRLICH bin,“ (Z. 055) projizierte Eingeständnis auszusprechen. Die nun mit dem finiten Verb „halt“ einsetzende Kernaussage „halt ICH_S für sinnvoller, dass wir jetzt KUCKEN dass sie- noch- (-) einfach HEIMkommen nächste woche;“ (Z. 058–062) zeigt eine enge syntaktische Anbindung an den im Vorfeld positionierten *wenn*-Teilsatz.

An diesem Gesprächssegment wird erkenntlich, dass die aus zwei Teilen bestehende Gestalt [Projektorphrase + Kernäußerung] keineswegs stets auf zwei Teilsätze (subordinierter *wenn*-Teilsatz und folgender Matrixsatz) zu reduzieren ist. Vielmehr kann die vom *wenn*-Teil projizierte Folgeäußerung von einem einfachen Hauptsatz (vgl. „glaub ich die PAssen“ Z. 632 in (1)) bis zu einem komplexen Diskurssegment reichen, das sich – wie im vorliegenden Excerpt – über mehrere Turnkonstruktionseinheiten hinweg erstreckt: „halt ICH_S für sinnvoller, dass wir jetzt KUCKEN dass sie- noch- (-) einfach HEIMkommen nächste woche;“ (Z. 058–062).

Auch im vorliegenden Gesprächsausschnitt fungiert der *wenn*-Teilsatz nicht länger als Protasis einer folgenden Apodosis, sondern übernimmt die Rolle einer metapragmatischen Vorlaufkonstruktion, die nicht nur die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf den Folgeteil lenkt, sondern diesen zugleich als etwas markiert, was der Sprecherin nicht leichtfällt, auszusprechen. Auch hier indiziert die *wenn ich ehrlich bin*-Phrase nicht etwa, dass die Ärztin normalerweise nicht ehrlich ist; vielmehr bereitet sie damit ihr Gegenüber auf etwas vor, was sie lieber zurückhalten würde – nämlich dass der Patient letztendlich „austherapiert“ ist und nach Hause gehen kann.

Die *wenn ich ehrlich bin*-Konstruktion im folgenden Ausschnitt (3) CT-BILDER bildet nicht nur eine eigenständige prosodische Gestalt, sondern hebt sich auch syntaktisch insofern vom Folgeteil ab, als sie im Vor-Vorfeld angesiedelt ist, und die projizierte Kernhandlung – ein im Imperativ formulierter Ratschlag – syntaktische Unabhängigkeit aufweist.

Die Palliativärztin AW hat vor der Visite die neuen CT-Bilder ihres Patienten PM erhalten, die zeigen, dass sein Tumor sich ausbreitet. Nun rät sie PM sowie

dessen anwesender Ehefrau BW dazu, diese Bilder nicht anzuschauen, sondern sie lieber wegzwerfen:¹⁴

- (3) CT-BILDER (Palliativdaten: 547_16_A_20190409)
- 052 AW: ich,
 053 würd jetzt nich auf tse TE bilder kucken;
 054 sondern kucken wie GEHT_S mir.
 055 (1.1)
 056 ja?
 057 (2.2)
 058 klar dürfen sie_s HAben.
 059 aber wenn ich EHRlich bin, =
 060 =schmeißen se des ding WEG.
 061 (4.3)
 062 weil bilder bringen ihnen keine guten NACHrichten
 unbedingt;
 063 (-)
 064 PM: <>ja is GUT;>

Im Anschluss an AW's Ratschlag¹⁵ die Bilder zu ignorieren und stattdessen lieber danach zu „kucken wie GEHT_S mir.“ (Z. 054) erfolgt zunächst keine Reaktion von Seiten des Patienten bzw. dessen Frau. Daraufhin setzt AW ihren Redezug mit einem zur Reaktion auffordernden „ja,“ (Z. 056) fort. Nachdem jedoch weitere erwartbare Reaktionen ausbleiben (siehe die Pause in Zeile 057), betont AW in Zeile 058, dass PM die Bilder selbstverständlich haben kann. Eingeleitet mit dem adversativen Konnektor „aber“ folgt dann die Projektorkonstruktion „wenn ich EHRlich bin, =“ (Z. 059), die einen als Imperativsatz realisierten Ratschlag initiiert: „schmeißen se des ding WEG.“ (Z. 060). Diese unkonventionelle, als persönliche Meinung präsentierte Aufforderung der Ärztin geht mit einem Wechsel des lexikalischen Registers in Richtung Informalität („wegschmeißen“; „des Ding“) einher.

Obgleich der *wenn*-Teilsatz eine Projektionsspanne eröffnet, die erst mit der Produktion der Folgeäußerung abgeschlossen ist, weisen beide Teile nicht nur prosodische, sondern auch syntaktische Eigenständigkeit auf. Diese Desintegration reflektiert (trotz des schnellen Anschlusses des Imperativsatzes) auf ikonische Weise die verschiedenen Ebenen (*de dicto-* und *de re*-Ebene), auf denen die jeweiligen Äußerungs-teile (metapragmatische Rahmungskonstruktion und Imperativsatz) angesiedelt sind.

¹⁴ Zu diesem Ausschnitt siehe auch Günthner (2024).

¹⁵ Zu Ratschlägen in der Interaktion siehe Couper-Kuhlen/Thompson (2020).

Da AW's informell formulierte Empfehlung zu keiner Reaktion auf Seiten der RezipientInnen führt (Z. 061), schiebt die Ärztin eine Begründung bzw. eine Rechtfertigung für ihren ungewöhnlichen Rat nach: „weil Bilder bringen ihnen keine guten NACHrichten unbedingt;“ (Z. 062). Dieser „account“ (Levinson 1983, 306) – begleitet von zahlreichen Pausen, ausbleibenden Reaktionen des Gegenübers sowie der Litotes-Figur „keine guten NACHrichten“ (Z. 062) – trägt zusammen mit der *wenn ich ehrlich bin*-Formel zur Kontextualisierung der Angespanntheit und Sensitivität der Situation bei.

Im Sinne Bergmanns (1993) möchte ich betonen, dass Äußerungen nicht einfach inhärent sensitiv sind, vielmehr wird durch die Art, wie Interagierende diese als etwas, was ihnen schwerfällt auszusprechen, kontextualisieren, die betreffende Äußerung als „heikel“ interpretiert: „By describing something with caution and discretion, this ‘something’ is turned into a matter which is in need of being formulated cautiously and discreetly“ (Bergmann 1993, 154). Diese indizierte Diskretion kommt auch im vorliegenden Ausschnitt zur Geltung: Die indexikalischen Mittel, die die Ärztin zur Produktion ihres Ratschlags einsetzt, sind es, die diesen wiederum als „heikel“ kontextualisieren. Hierzu passt auch die sehr leise gesprochene, zurückhaltende Reaktion von PM „< pp > ja is GUT; >“ (Z. 064), die sich an AW's sensitiver Aussage ausrichtet.

Der vorliegende Ausschnitt veranschaulicht darüber hinaus den Umgang der Ärztin mit der komplexen Aufgabe, ihrem Patienten gegenüber „aufrichtig“ zu sein, und zugleich schlechte Nachrichten möglichst schonend zu übermitteln.¹⁶ Mit ihrer Strategie, zum Ignorieren der CT-Bilder zu raten, da diese „keine guten NACHrichten“ (Z. 062) überliefern, und den Patienten stattdessen aufzufordern, darauf zu achten, wie es ihm subjektiv geht (Z. 054), gelingt es AW, den komplexen Anforderungen im „social field“ (Hanks 2005) der Palliativstation nachzukommen: Der Patient wird auf die schlechte Nachricht vorbereitet und zugleich markiert die Ärztin anhand der vorliegenden grammatischen Konstruktion (angereichert durch begleitende Mitigations- und Vagheitsmarker sowie der Figur der Litotes), dass es ihr selbst schwerfällt, diese zu übermitteln.

Die in den Gesprächsausschnitten (1), (2) und (3) auftretenden *wenn ich ehrlich bin*-Teilsätze veranschaulichen, wie ein *wenn*-Teilsatz als metapragmatische Rahmungskonstruktion rekaliibriert und so wiederum als Lösung für neue kommunikative Aufgaben eingesetzt wird.¹⁷ Die *wenn ich ehrlich bin*-Konstruktion zeichnet sich somit dadurch aus, dass sie (im Unterschied zu klassischen *wenn*-

¹⁶ Diesen Hinweis verdanke ich dem Palliativmediziner Martin Bentz.

¹⁷ Siehe auch Günthner (2010; 2011a; b); Auer/Pfänder (2011a; b); Günthner/Hopper (2010); Weidner et al. (2020) zur Dialektik von Emergenz und Routinisierung grammatischer Konstruktionen.

Teilsätzen) nicht länger die Bedingung formuliert, unter der die folgende Kernaussage gültig ist. Auch suggerieren die Ärztinnen mit ihrem expliziten Hinweis auf ihre Ehrlichkeit nicht etwa, dass sie normalerweise unehrlich sind.¹⁸ Vielmehr markieren sie anhand der Rahmungskonstruktion ihre Zurückhaltung bzw. ihre Bedenken in Bezug auf die ausstehende Kernaussage. Sie kontextualisieren, dass sie im Folgenden etwas mitteilen werden, was dispräferiert ist bzw. normalerweise nicht ohne Weiteres ausgesprochen wird – wie die konfligierenden Einschätzungen in Ausschnitt (1) SCHUHE oder der indirekte Hinweis darauf, dass PM in (2) HEIMKOMMEN eigentlich austherapiert ist, bzw. der Ratschlag in (3) CT-BILDER, der auf eine gesundheitliche Verschlechterung bzw. „bad news“ (Maynard 2003; Günthner 2018) verweist.

Indem die ÄrztInnen ihre RezipientInnen anhand der *wenn ich ehrlich bin*-Teilsätze auf etwas vorbereiten, was problematisch ist, kommt diese Konstruktion der rhetorischen Figur der „Antizipation“ bzw. „Prolepsis“ nahe (Quintilianus 1995, 16–17; Ueding/Steinbrink 1986, 295; Stoltenburg 2009). In der klassischen Rhetorik gilt es als ratsam, das Publikum nicht ohne Ankündigung mit einer mehr oder weniger schockierenden oder heiklen Tatsache zu konfrontieren, sondern es – u. a. durch die Implementierung der „figura sententia“ der „Antizipation“ (Quintilianus 1995, 16–17) – darauf vorzubereiten. Diese rhetorische Funktion der „praeparatio“ (Ueding/Steinbrink 1986, 295) trifft auch auf die *wenn ich ehrlich bin*-Konstruktion zu. Im Sinne Goffmans (1971a, 22) könnte man von einem „projektiven Manöver“ sprechen, das der Gesichtswahrung dient.¹⁹ So erwähnen Brown/Levinson (1987) in ihrer auf Goffman basierenden Höflichkeitstheorie tatsächlich auch Formeln wie *frankly, to be honest* oder *I must say*, deren Funktion es ist, die/den RezipientIn auf eine potenziell gesichtsbedrohende Handlung einzustimmen und zu indizieren „what is said on record might more properly have been said off record, or not at all“ (Brown/Levinson 1987, 171–172).²⁰

Die unterschiedlichen prosodischen und syntaktischen Realisierungsformen der initial-positionierten *wenn*-Teilsätze in den Gesprächsausschnitten (1), (2) und (3) wei-

¹⁸ Hindelang (1975) geht in Zusammenhang mit „offen gesagt“ auch auf die „Konversationsformel“ „ehrlich gesagt“ ein. Dabei postuliert er, dass diese sich auf die Maxime „Do not say what you believe to be false“ (Grice 1975) beziehe, da der Hörer aufgrund einer vorausgehenden Äußerung des Sprechers „einen nicht der Wahrheit entsprechenden Eindruck von einem Sachverhalt gewinnen mußte“. Diese Annahme trifft auf die vorliegende *wenn ich ehrlich bin*-Konstruktion nicht zu.

¹⁹ Hierzu auch Stoltenburg (2009).

²⁰ Vgl. auch Stoltenburg (2009, 249, 275), der – in Auseinandersetzung mit sprechakttheoretischen Arbeiten – argumentiert, dass die äußerungskommentierende Formel „ehrlich gesagt“ weniger einen Rekurs auf die eigene Ehrlichkeit bzw. Aufrichtigkeit vornimmt, sondern damit eher eine folgende face-bedrohende Äußerung lizenziert werden soll; d. h. das „ehrlich“ steht nicht in Opposition zu „unehrlich“, sondern zu „direkt/unhöflich“.

sen ferner darauf hin, dass die formale Gestaltung der beiden Einheiten (metapragmatische Rahmungskonstruktion und Kernäußerung) keineswegs fixiert ist, sondern deren Anbindung mittels prosodischer und syntaktischer Markierung [+/- prosodische und syntaktische Integration] im Prozess der Interaktion mehr oder weniger flexibel gestaltet werden kann: So bleibt den SprecherInnen bis zum Ende der Produktion des *wenn*-Teilsatzes Zeit, diesen als syntaktisch integriert und damit eng an das Folgesyntagma angebunden oder als asyndetisch und damit nur locker mit der Kernaussage verbunden zu gestalten (Günthner 2008). Diese „Offenheit“ (Hopper 2004; Günthner/Hopper 2010) erweist sich wiederum als eng mit der prozessualen Konstitution grammatischer Konstruktionen im Interaktionsprozess verwoben.

3.1.2 Final-positionierte *wenn ich ehrlich bin*-Konstruktionen

Wie bei subordinierten *wenn*-Teilsätzen einer Konditionalkonstruktion der Fall, so können auch *wenn ich ehrlich bin*-Formate der eigentlichen Kernäußerung folgen. Allerdings werden nur zwei der 14 *wenn ich ehrlich bin*-Konstruktionen im vorliegenden Datenmaterial final-positioniert eingesetzt. Diese positionsbezogene Asymmetrie ist mit deren interaktionalem Status zu erklären: Post-positionierte *wenn ich ehrlich bin*-Teilsätze werden – wie im folgenden Gesprächsausschnitt (4) – an eine syntaktisch, semantisch und handlungsbezogen abgeschlossene Äußerung als „clausal glue-on“ (Couper-Kuhlen/Ono 2007) angefügt, um die vorausgehende Handlung rückwirkend zu kalibrieren.

Nachdem die Ärztin AW ihren Patienten PM informiert hat, dass er am Montag kommender Woche nach Hause entlassen wird, erkundigt sich PM, ob dies bedeute, dass er nun doch keinen Portkatheter eingesetzt bekommt (Z. 096–102):

(4) PORTKATHETER (Palliativdaten: 064_03_A_20180712)

- 096 PM: ALso,
- 097 doch DOCH;
- 098 (1.2)
- 099 NOCH kein einsetza von-
- 100 von DERra,
- 101 (1.2)
- 102 kaNÜle doa;
- 103 (-)
- 104 AW: DOCH,
- 105 doch DOCH;=
- 106 =des is ja DIEse woche noch;
- 107 der PORTkatheter?

- 108 (-)
 109 wird DIE woche noch ge[macht;]
 110 PM: [jo AL]so;
 111 UND mei-
 112 ()
 113 AW: DONner-
 114 i-
 115 (.)
 116 ich dachte FREItag, =
 117 =wenn ich EHR[lich bin?]
 118 BW: [FREItag;]
 119 (.)
 120 AW: FREItag;
 121 (1.0)
 122 aber d ÄHM-
 123 (-)
 124 genau deswegen wollen wer sie ja dIE woche
 NICH mehr entlassen;
 125 aber ich würd dann sagen NÄCHste woche,
 126 alleHOPP;

Die Ärztin AW markiert ihre Unsicherheit bzgl. PM's Frage nach dem Termin für den Portkatheter, indem sie zunächst zu einem zögerlichen „DONner-“ ansetzt, um sich anschließend nach einem erneuten Äußerungsabbruch „i-“ und folgender Pause (Z. 114–115) zu korrigieren. Ihre zaudernde Stimme wie auch das mitigierende „ich dachte“ (Z. 116) tragen ebenfalls zur Kontextualisierung ihrer Unsicherheit bzgl. der Terminplanung bei. Die beiden Turnkonstruktionseinheiten „ich dachte FREItag, =“ und „= wenn ich EHR[lich bin?]“ (Z. 116–117) scheinen nicht als eine komplexe Satzstruktur geplant, sondern der *wenn*-Teilsatz wird retrospektiv zur Rekalibrierung der vorausgehenden Kernaussage ergänzt. Doch auch dieser inkrementell produzierte *wenn*-Teilsatz fungiert nicht länger als Protasis, die die Bedingung formuliert, unter der die vorausgehende Aussage gültig ist: Die Ärztin gesteht vielmehr ein, dass sie sich bzgl. des Termins nicht ganz sicher ist.

Wenn ich ehrlich bin-Formate erweisen sich insofern als „positionally sensitive“ (Auer/Lindström 2016), da sie – je nach sequenzieller Position – unterschiedliche kommunikative Aufgaben innehaben: Während initial-positionierte *wenn ich ehrlich bin*-Teilsätze als Projektorkonstruktion eine heikle, dispräferierte Handlung (im Sinne einer Prolepsis) ankündigen, expandieren final-positionierte den aktuellen Redezug, indem sie die vorausgehende Kernaussage rückwirkend

als aufrichtiges, persönliches bzw. heikles Eingeständnis markieren und so einer Gesichtsbedrohung gegensteuern. Während jedoch initial-positionierte *wenn*-Teile (wie die vorausgehenden Datenausschnitte veranschaulichen) oftmals mit einem Diskursmarker bzw. Konnektor (wie *also*, *aber*, *und*) eingeleitet werden, der eine gewisse Orientierung in Bezug auf die Folgeäußerung kontextualisiert, werden die post-positionierten Formate in den vorliegenden Daten ohne kookkurrenzierenden Konnektor angeschlossen.

Die beiden Konstruktionsvarianten (prä- vs. post-positionierte *wenn ich ehrlich bin*-Teilsätze) sind also keineswegs austauschbar, sondern repräsentieren kommunikative Ressourcen, die SprecherInnen für unterschiedliche Zwecke im konkreten Interaktionsprozess mobilisieren. Gemeinsam ist den präsentierten *wenn ich ehrlich bin*-Formationen jedoch, dass sie etwas offenbaren, was der Sprecherin schwerfällt auszusprechen. Damit positioniert sich die Sprecherin als Person, die trotz des heiklen Inhalts bestrebt ist, sich als wahrhaftig und zuverlässig zu erkennen zu geben.²¹

3.2 wenn wir ehrlich sind-Konstruktionen

Neben der exklusiv auf die Sprecherin/den Sprecher referierenden *wenn ich ehrlich bin*-Konstruktion wird im vorliegenden Datenmaterial auch die Variante *wenn wir ehrlich sind* aktiviert, die anhand des Pronomens der 1. Person Plural auf eine Gruppe von Personen unter Einbezug der/des SprecherIn verweist.

Die Patientin PW hat soeben angesprochen, dass sie aufgrund ihrer bevorstehenden Entlassung aus der Palliativstation bereits auf der Suche nach geeigneten Pflegeheimen ist, da sie angesichts ihrer fortgeschrittenen Erkrankung nicht mehr zuhause leben kann:

- (5) ZEITFENSTER (Palliativdaten: 165_A_09_20190226)

490 PW: wENN ich mich entSCHEide,
491 dann entSCHEIDE ich mich dafÜr;
492 °h und dann GUCKen wir aUch;
493 (0.4)
494 dass_[s]mit_m plAtz [KLAPPT;]
495 AM: [ja,]
496 [JETZT äh-]

²¹ Siehe Gardt (2018, 109) zur Rhetorik der „Eigentlichkeit“. Vgl. auch Hindelang (1975) zu „Konversationsformeln“ wie „offen gesagt“, „ehrlich gesagt“ etc.

497 [sie GUCKen,]
 498 PW: [aber die wollen][bestImmt]was WISSEN;
 499 AM: [(ich);]
 500 PW: die wollen bestImmt irgendso_n ZEITfenschter wissen;
 501 AM: Also;
 502 (FRAgen);
 503 **wenn wir ma EHRlich [sind,]**
 504 PW: [?hm_][HM;]
 505 AM: [**wENN_s**] da jetzt was GÄB;
 506 (0.8)
 507 **wÜRD ICH des an ihrer stElle;**
 508 (0.9)
 509 **zum nÄchstmögliche zeit[punkt](.) MIETen;**
 510 PW: [?hm_HM;]
 511 AM: [?hm_HM,]
 512 PW: [?hm_HM;]
 513 AM: °hhh und;
 514 also ich GLAUB sch\ äh-
 515 von (0.3) UNS h-
 516 ich glaub SCHON dass sie jEtzt in (.) in ähm-
 517 (0.4)
 518 ENde der wOche, =
 519 =ANfang nächster wOche,
 520 au HIER auszIehen,
 521 (0.2)
 522 KÖNnten;

Als Reaktion auf PW's Vermutung (Z. 500), dass die Heime sicherlich eine Art „ZEITfenschter wissen“ wollen, zu dem sie einziehen möchte, übernimmt der Palliativmediziner AM mit dem Konsequenz-indizierenden Diskursmarker „Also;“ den Redezug. Die Tatsache, dass *wenn wir ehrlich sind-* bzw. *wenn ich ehrlich bin-* Konstruktionen immer wieder mit *also* eingeleitet werden, ist insofern wenig verwunderlich, da Turn-initiiierendes *also* sowohl als Vorlaufelement einer dispräferierten Handlung als auch einer explizierenden Konklusion eingesetzt wird (Depermann/Helmer 2013, 8–10). Im vorliegenden Fall liegt eine Kombination aus beidem vor: Im Anschluss an das abgebrochene „FRAG-“ produziert AM die – durch die Modalpartikel „ma“ mitigerte – metapragmatische Formel „*wenn wir ma EHRlich [sind,]*“ (Z. 503). Im Unterschied zur subjektivierten *wenn ich ehrlich bin-* Variante verweist das Pronomen *wir* auf eine Teambildung hinsichtlich des proji-

zierten Eingeständnisses.²² Die Patientin wird quasi „mit ins Boot geholt“. Ihre überlappenden Rückmeldesignale „[?hm_][HM;]“ (Z. 504) kontextualisieren ihre Aufforderung an AM zur Fortsetzung seines Redebeitrags.

Auf den im Vor-Vorfeld positionierten *wenn*-Teilsatz (Z. 503) folgt ein komplexes, syntaktisch eigenständiges aus Protasis und Apodosis bestehendes *wenn ... dann*-Satzgefüge, das sich über mehrere Turnkonstruktionseinheiten erstreckt: „[wENN_s]da jetzt was GÄB; – würd ICH des an ihrer stElle; zum nÄchstmögliche zeit[pUnkt] (.) MIEten;“ (Z. 505–509). Auffällig ist, dass die als konkordante Einschätzung gerahmte Vorlaufkonstruktion „wenn wir ma EHRLICH [sind,]“ einen als persönlich markierten Ratschlag einleitet: „ICH an ihrer stElle;“ (Z. 507). Anhand dieser Perspektivübernahme, mit der sich der Arzt in die Position der Patientin begibt, instanziert dieser zugleich eine – im vorliegenden Palliativkontext – sensible Aussage: Dass er an ihrer Stelle den Betreuungsplatz zum „nÄchstmögliche[n] zeit [pUnkt](.) MIEten;“ würde, verweist darauf, dass aus medizinischer Sicht mit einer Verschlechterung ihres Zustands zu rechnen ist, und – aufgrund der begrenzten Plätze in Pflegeheimen und Hospizen – eine zeitnahe Anmeldung ratsam ist.

Auch in dieser *wir*-Variante, bei der der Arzt das Eingeständnis der „schlechten Nachricht“ (Maynard 2003) als geteiltes Wissen der Interagierenden („ma“; Z. 503) präsentiert, kündigt der *wenn*-Teilsatz etwas Sensitives an. Durch das teambildende *wir* und die Modalpartikel *mal* („ma“) wird dies jedoch insofern mitisiert, als die Darlegung eine intersubjektiv geteilte Position nahelegt.

3.3 *wenn man ehrlich ist*-Konstruktionen

Neben den in der 1. Person Singular und Plural realisierten [*wenn* PRONOMEN *ehrlich* KOPULA]-Formaten verwenden ÄrztInnen in den vorliegenden Gesprächen auch eine entindividualisierte Variante mit dem Pronomen *man*. Beide in den vorliegenden Daten auftretenden *wenn man ehrlich ist*-Realisierungen sind initial-positioniert.

Im folgenden Ausschnitt, der einer triadischen Gesprächskonstellation – bestehend aus der Palliativärztin AW, dem Patienten PM und dessen Ehefrau BW – entstammt, konstatiert PM die enorme Verbesserung seines Gesundheitszustands, seit er hier auf der Palliativstation ist. Er rekonstruiert zunächst, wie er zu Beginn „HIER ghanga bin“ (dialektal für „hier durchgehängen bin“) bzw. „uff de schneide äh KANte gstande“ (dialektal für „auf der Schneide äh Kante gestanden“) ist (Z. 191–193), bevor er zu einem Vergleich mit seinem Zustand im Hier-und-Jetzt ansetzt (Z. 195 ff.):

22 Siehe Günthner (2021) zur Verwendung von *wir* in ÄrztIn-PatientInnen-Interaktionen.

(6) GLÜCK GEHABT (Palliativdaten: 535_16_A_20190406)

- 191 PM: wie ich HIER ghanga bin;
 192 (-)
 193 un un uff sch uff de äh uff de schneide äh KANte
 gstAnde bin,
 194 (-)
 195 un sehe sie mich jEtzt AN,
 196 wie ich DRAU-
 197 auch wie ich mich jetzt (.) s0 (.) <<dim> PSYchisch fühle
 und so auch,>
 198 BW: un LAUfe kann er wIEder;
 199 er hat [KRAFT,]
 200 AW: [JA:_a;]
 201 BW: oder es KOMMT,
 202 PM: [<<p> so LANGsam ja;>]
 203 BW: [sAgen wir_s mal SO a bissel;]
 204 aBER-
 205 AW: ja,
 206 [jetzt (-) EINS nach_m A-]
 207 BW: [es war gUt dass mer REINgekommen sind;]
 208 [JA [<<p> scho;>]
 209 AW: [jA: das war to]tal !WICH!dich,
 210 ja [und wenn man] EHRLICH IS,
 211 PM: [<<p> schon;>]
 212 AW: ham mer alle miteinander GLÜCK gehAbt;
 213 <<smile voice; lachend> tJA;>
 214 BW: [ja (.) ich ich WEIß es-]
 215 PM: [ja ja ja ich GLAUB_s][au ich gLAUBs][au;]

PM's Ehefrau BW beteiligt sich in diesem Ausschnitt an der Ausführung zu PM's Gesundheitszustand, indem sie u. a. die Äußerungen ihres Ehemanns PM durch ein konnektives „un“ (Z. 198) fortsetzt bzw. mit „oder“ (Z. 201) etwas relativiert. In Zeile 207 formuliert sie schließlich die Konklusion: „es war gUt dass mer REINgekommen sind;“. Die Ärztin AW bestätigt diese Schlussfolgerung mit ihrer überlappend produzierten Bewertung „[jA: das war to]tal !WICH!dich,“ (Z. 209) und setzt dann in Zeile 210 ihren Redezug mit der durch „ja und“ eingeleiteten Projektorkonstruktion „wenn man Ehrlich IS,“ fort. Dieser im Vorfeld positionierte *wenn*-Teilsatz „ja [und wenn man] EHRLICH IS,“ (Z. 210) bildet zwar eine eigenständige prosodische Einheit mit dem Fokusakzent auf „EHR“, zugleich verweist die Inversionsbildung des fol-

genden Matrixsatzes „ham mer alle miteinander GLÜCK gehabt;“ (Z. 212) auf eine syntaktische Integration der beiden Einheiten.

Auch hier lenkt die metapragmatisch ausgerichtete Vorlaufkonstruktion die Aufmerksamkeit der RezipientInnen auf die Folgeäußerung „ham mer alle miteinander GLÜCK gehAbt;“ (Z. 212). Während der die Kernaussage einleitende *wenn*-Teil („ja [und wenn man] EHRLICH IS;“; Z. 210) anhand des Pronomens *man* Allgemeingültigkeit suggeriert, wechselt AW in ihrem abschließenden Eingeständnis zum deiktischen Pronomen der 1. Person Plural „mer“ (dialektal für wir): „ham mer alle miteinander GLÜCK gehabt;“ (Z. 212). Diese Referenzform, die im unmittelbaren Anschluss durch „alle miteinander“ weiter spezifiziert wird, indiziert soziales „withness“ (Goffman 1971b) und damit eine Art Allianz der InteraktionsteilnehmerInnen, die sowohl die Ärztin als Sprecherin wie auch den Patienten PM und dessen Ehefrau umfasst. Dieses soziale „Miteinander“ wird durch die dialektale, nähesprachliche Realisierung untermauert.

Wie bei den zuvor präsentierten *wenn*-Teilsätzen setzt auch hier die Palliativmedizinerin die *wenn*-Konstruktion zur Einleitung einer sensitiven Kernaussage ein: dem Eingeständnis, dass sie alle „GLÜCK gehAbt;“ haben. Damit offenbart die Ärztin ihre Einschätzung, dass das Schicksal des Patienten an einem dünnen Faden (am „Glück“) hing und es aus medizinischer Sicht durchaus hätte anders kommen können. Anhand der depersonalisierten Konstruktion, die durch das Pronomen *man* eine Art „agency“-Distribution (Enfield 2017, 10) vornimmt, reiht sich die Sprecherin in eine Gruppe „indefiniter Akteure“ (Imo/Ziegler 2019) ein und konstruiert so das vorliegende Eingeständnis als intersubjektiv akzeptiertes Faktum.

4 Fazit

Wie die vorliegende Analyse verdeutlicht, repräsentieren die von Seiten der PalliativärztInnen eingesetzten [*wenn PRONOMEN ehrlich KOPULA*]-Formate nicht länger Protasis-konstituierende *wenn*-Teilsätze, die die Bedingung für die Gültigkeit der folgenden bzw. vorausgehenden Apodosis aufzeigen. Vielmehr wird der *wenn*-Teilsatz für neue kommunikative Aufgaben rekonfiguriert – und zwar als Rahmungskonstruktion, die eine sensitive Mitteilung projiziert, bzw. rückwirkend rekaliibriert. Doch auch diese rekonfigurierte [*wenn PRONOMEN ehrlich KOPULA*]-Gestalt bildet mittlerweile eine in unserem „kommunikativen Haushalt“ (Luckmann 1988) teilverfestigte Konstruktion, die – als Resultat wiederkehrender kommunikativer Verwendungen und damit eines „entrenchment“-Prozesses (Langacker 1991, 16) – zu den routinisierten „Selbstverständlichkeiten des All-

tags“ (Soeffner 2004, 401) gehört²³ und sich durch folgende interktionale Merkmale auszeichnet:

- SprecherInnen indizieren mit dieser auf der Ebene der Metapragmatik ange-siedelten Rahmungskonstruktion eine intersubjektive Orientierung am Ge-nüüber, indem sie nicht nur dessen Aufmerksamkeit auf die Folgeäußerung lenken, sondern diese prospektiv als dispräferierte bzw. sensitive Handlung modalisieren. Bei der final-positionierten Variante wird die vorausgehende Äußerung entsprechend retrospektiv modalisiert und somit rekalibriert.
- Anhand des Rekurses auf die eigene Aufrichtigkeit sowie weiterer Kontextua-lisierungshinweise, mit denen der/die SprecherIn indiziert, dass es ihm/ihr schwerfällt, die betreffende Sachlage auszusprechen, wird die potenziell face-bedrohende Äußerung zugleich lizenziert.²⁴
- Im sozialen Feld der Palliativkommunikation, in dem die ÄrztInnen angehal-tten sind, gerade auch in Bezug auf die Übermittlung von schlechten Nach-richten „wahrhaftig“ zu sein, fungiert die Konstruktion als wichtige rhetori-sche Ressource zur Durchführung dieser heiklen kommunikativen Aufgabe.

Trotz der skizzierten Merkmale handelt es sich bei der [*wenn* PRONOMEN *ehrlich* KOPULA]-Konstruktion keineswegs um eine feste Entität; vielmehr zeigen sich ge-bruchsbausteine Flexibilitäten bzw. Variationsmöglichkeiten: So kann die/der SprecherIn den *wenn*-Teilsatz als prosodisch und syntaktisch integriert im Vor-feld, aber auch als desintegriert positionierte Vorlaufphrase im Vor-Vorfeld mobi-lisieren. Sie/er kann ihn als Projektorkonstruktion zur „praeparatio“ einsetzen oder aber retrospektiv anhängen, um eine bereits abgeschlossene Aussage nach-träglich zu rekalibrieren. Die durch den Pronomengebrauch (*ich*, *wir*, *man*) akti-vierten Referenzdomänen ermöglichen den SprecherInnen die Kernaussage als per-sönliche Einstellung, als gemeinsame *wir*-Einsicht oder aber als allgemeingül-tige Bewertung zu präsentieren. Die vorliegende „Offenheit“ (Hopper 2004) er-laubt es den Interagierenden wiederum, auf emergente Kontingenzen im Prozess der Interaktion zu reagieren.

Die präsentierte Analyse stützt somit die Auffassung, dass Grammatik in ihrem Zusammenspiel von situativer Emergenz bzw. Offenheit/Flexibilität und Routinisierung als adaptive Ressource für unterschiedliche kommunikative Auf-gaben im dialogischen organisierten Prozess der sich entfaltenden Interaktion fungiert (Auer/Günthner 2005; Auer/Pfänder 2011a).

²³ Zu Aspekten der „Routinisierung“ und „Habitualisierung“ im Prozess der kommunikativen Konstruktion siehe u. a. Günthner (2011b).

²⁴ Siehe auch Stoltenburg (2009, 249).

Literatur

- Auer, Peter (2000): Pre- and post-positioning of *wenn*-clauses in spoken and written German. In: Couper-Kuhlen, Elizabeth/Kortmann, Bernt (Hgg.): Cause, condition, concession, contrast: cognitive and discourse perspectives. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 173–204.
- Auer, Peter (2016): „Wie geil ist das denn? Eine neue Konstruktion im Netzwerk ihrer Nachbarn“. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik, 44, 1, S. 69–92.
- Auer, Peter/Günthner, Susanne (2005): Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen ein Fall von Grammatikalisierung? In: Leuschner, Torsten/Mortelsmans, Tanja (Hgg.): Grammatikalisierung im Deutschen. Berlin/New York: De Gruyter, S. 335–362.
- Auer, Peter/Pfänder, Stefan (Hgg.) (2011a): Constructions: Emerging and Emergent. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Auer, Peter/Pfänder, Stefan (2011b): Constructions: Emergent or emerging? Constructions: Emerging and Emergent. In: Auer, Peter/Pfänder, Stefan (Hgg.): Constructions: Emerging and Emergent. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 1–21.
- Auer, Peter/Lindström, Jan (2016): Left/right Asymmetries and the Grammar of Pre- vs. Post-positioning in German and Swedish Talk-in-interaction. In: Language Sciences, 56, S. 68–92. <https://doi.org/10.1016/j.langsci.2016.03.001>
- Bergmann, Jörg (1993): Discreet Indiscretions: The Social Organization of Gossip. New York: Aldine de Gruyter.
- Birkner, Karin (2008): Relativ(satz)konstruktionen im gesprochenen Deutsch: Syntaktische, prosodische, semantische und pragmatische Aspekte. Berlin/New York: De Gruyter.
- Brown, Penelope/Levinson, Stephen C. (1987): Politeness. Some universals in language usage. Cambridge: Cambridge University Press.
- Buck, Isabella (2022): Pflegerische und ärztliche Interaktionen mit PatientInnen und Angehörigen auf der Palliativstation: Eine vergleichende gesprächsanalytische Untersuchung. Göttingen: Verlag für Gesprächsforschung.
- Bücker, Jörg/Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang (Hgg.) (2015): Konstruktionsgrammatik V. Konstruktionen im Spannungsfeld von sequenziellen Mustern, kommunikativen Gattungen und Textsorten. Tübingen: Stauffenburg.
- Couper-Kuhlen, Elizabeth/Ono, Tsuyoshi (2007): „Incrementing“ in Conversation. A Comparison of Practices in English, German and Japanese. In: Pragmatics, 17, 4, S. 513–552.
- Couper-Kuhlen, Elizabeth/Selting, Margret (2018): Interactional Linguistics: Studying Language in Social Interaction. Cambridge: Cambridge University Press.
- Couper-Kuhlen, Elizabeth/Thompson, Sandra (2020): Ratschläge in der Alltagskommunikation: Zur Verwendung einer sedimentierten Form im Englischen. In: Weidner, Beate/König, Katharina/Imo, Wolfgang/Wegner, Lars (Hgg.): Verfestigungen in der Interaktion: Konstruktionen, sequenzielle Muster, kommunikative Gattungen. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 295–318.
- Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hgg.) (2016): Sprachliche und kommunikative Praktiken. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Deppermann, Arnulf/Helmer, Henrike (2013): Zur Grammatik des Verstehens im Gespräch: Inferenzen anzeigen und Handlungskonsequenzen ziehen mit also und dann. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, 32, S. 1–39.
- Deppermann, Arnulf/Günthner, Susanne (Hgg.) (2015): Temporality in Interaction. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

- Edwards, Derek/Fasulo, Alessandra (2006): To be honest: Sequential Uses of Honestly Phrases in Talk-in-Interaction. In: *Research on Language and Social Interaction*, 39, 4, S. 343–376.
- Enfield, Nick J. (2017): Distribution of Agency. In: Enfield, Nick J./Kockelman, Paul (Hgg.): *Distributed Agency*. Oxford: Oxford University Press, S. 9–14.
- Fetzer, Anita (2007): „If I may say so.“ Indexing appropriateness in dialogue. In: Fetzer, Anita (Hgg.): *Context and Appropriateness: Micro meets Macro*. Amsterdam/Boston: John Benjamins, S. 115–145.
- Gardt, Andreas (2018): Eigentlichkeit. Eine Universalie der Sprachreflexion. In: Wengeler, Martin/Ziem, Alexander (Hgg.): *Diskurs, Wissen, Sprache. Linguistische Annäherungen an kulturwissenschaftliche Fragen*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 89–113.
- Goffman, Erving (1971a): *Interaktionsrituale*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1971b): *Relations in Public: Microstudies of the Public Order*. New York: Basic Books.
- Grice, Herbert Paul (1975): Logic and Conversation. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry (Hgg.): *Syntax and Semantics 3: Speech Acts*. New York: Academic Press, S. 41–58.
- Günthner, Susanne (1999): Wenn-Sätze im Vor-Vorfeld. Ihre Formen und Funktionen in der gesprochenen Sprache. In: *Deutsche Sprache*, 3, S. 209–235.
- Günthner, Susanne (2008): Projektorkonstruktionen im Gespräch: Pseudoclefts, die Sache ist-Konstruktionen und Extrapolositionen mit es. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 9, S. 86–114. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2008/ga-guenthner.pdf>
- Günthner, Susanne (2010): Konstruktionen in der kommunikativen Praxis. Zur Notwendigkeit einer interaktionalen Anreicherung konstruktionsgrammatischer Ansätze. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*, 37, 3, S. 402–426.
- Günthner, Susanne (2011a): Aspekte einer Theorie der gesprochenen Sprache – Plädoyer für eine praxisorientierte Grammatikbetrachtung. In: Freienstein, Jan Claas/Hagemann, Jan/Staffeldt, Sven (Hgg.): *Äußern und Bedeuten. Festschrift für Eckard Rolf*. Tübingen: Stauffenburg, S. 231–250.
- Günthner, Susanne (2011b): Between emergence and sedimentation: Projecting constructions in German interactions. In: Auer, Peter/Pfänder, Stefan (Hgg.): *Constructions: emerging and emergent*. Berlin/New York: De Gruyter, S. 156–185.
- Günthner, Susanne (2018): Routinisierte Muster in der Interaktion. In: Deppermann, Arnulf/Reineke, Silke (Hgg.): *Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 29–50.
- Günthner, Susanne (2021): WIR im interaktionalen Gebrauch: Zur Verwendung des Pronomens der 1. Person Plural in der institutionellen Kommunikation – am Beispiel onkologischer Aufklärungsgespräche. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*, 49, 2, S. 292–334. <https://doi.org/10.1515/zgl-2021-2034>
- Günthner, Susanne (2024): „Calibrating Sensitive Actions in Palliative Care Consultations. Physicians' Use of Routinized wenn ich ehrlich bin/wenn man ehrlich ist-Constructions“. In: Selting, Margret/Barth-Weingarten, Dagmar (eds.): *New Perspectives in Interactional Linguistic Research*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins. S. 310–333.
- Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang (Hgg.) (2006): Konstruktionen in der Interaktion. Berlin/New York: De Gruyter.
- Günthner, Susanne/Hopper, Paul (2010): Zeitlichkeit & sprachliche Strukturen: Pseudoclefts im Englischen und Deutschen. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 11, S. 1–28. www.gespraechsforschung-ozs.de

- Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang/Bücker, Jörg (Hgg.) (2014): Grammar and Dialogism. Sequential, syntactic, and prosodic patterns between emergence and sedimentation. Berlin/Philadelphia: De Gruyter.
- Hanks, William F. (1996): Language and Communicative Practices. Boulder: Routledge.
- Hanks, William F. (2005): Explorations in the Deictic Field. In: Current Anthropology, 46, 2, S. 191–220.
- Heritage, John (2013): Epistemics in Conversation. In: Sidnell, Jack/Stivers, Tanya (Hgg.): The Handbook of Conversation Analysis. Chichester/Blackwell: John Wiley & Sons, S. 370–394.
- Hindelang, Götz (1975): Äußerungskommentierende Gesprächsformeln. *Offen gesagt*, ein erster Schritt. In: Ehrich, Veronika/Finke, Peter (Hgg.): Propositionen und Propositionskomplexe. Grundelemente der semantischen Struktur von Sätzen II. Kronberg: Scriptor, S. 253–263.
- Hopper, Paul (2004): The openness of grammatical constructions. In: Chicago Linguistic Society, 40, S. 153–175.
- Imo, Wolfgang (2007): Construction Grammar und Gesprochene-Sprache-Forschung: Konstruktionen mit zehn matrixfähigen Verben im gesprochenen Deutsch. Tübingen: Niemeyer.
- Imo, Wolfgang (2012): Wortart Diskursmarker? In: Rothstein, Björn (Hgg.): Nicht-flektierende Wortarten. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 48–88.
- Imo, Wolfgang/Lanwer, Jens (2019): Interktionale Linguistik. Eine Einführung. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Imo, Wolfgang/Ziegler, Evelyn (2019): Situierte Konstruktionen: das Indefinitpronomen *man* im Kontext der Aushandlung von Einstellungen zu migrationsbedingter Mehrsprachigkeit. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, 94, S. 75–104.
- Konerding, Klaus-Peter (2004): Semantische Variation, Diskurspragmatik, historische Entwicklung und Grammatikalisierung. Das Phänomenspektrum der Partikel *also*. In: Pohl, Inge/Konerding, Klaus-Peter (Hgg.): Stabilität und Flexibilität in der Semantik. Frankfurt am Main: Lang, S. 199–237.
- Langacker, Ronald W. (1991): Foundations of Cognitive Grammar Vol. II: Descriptive Application. Stanford: Stanford University Press.
- Levinson, Stephen C. (1983): Pragmatics. Cambridge: Cambridge University Press.
- Luckmann, Thomas (1988): Kommunikative Gattungen im kommunikativen Haushalt einer Gesellschaft. In: Smolka-Koerdt, Gisela/Spangenberg, Peter M./Tillmann-Bartylla, Dagmar (Hgg.): Der Ursprung der Literatur. München: Fink, S. 279–288.
- Maynard, Douglas W. (2003): Bad News, Good News: Conversational Order in Everyday Talk and Clinical Settings. Chicago: The University of Chicago Press.
- Quintilianus, Marcus Fabius (1995): Institutio Oratia. Hgg. und übersetzt von Rahn, Helmut. Band 2, Buch VII–XII. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Reisigl, Martin (2010): Prolegomena zu einer Semiotik des Schmerzes. In: Menz, Florian/Lalouschek, Johanna/Sator, Marlene/Wetschanow, Karin (Hgg.): Sprechen über Schmerzen. Linguistische, kulturelle und semiotische Analysen. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr, S. 71–134.
- Schegloff, Emanuel/Sacks, Harvey (1973): Opening Up Closings. In: Semiotica, 8, S. 289–327.
- Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion, 10, S. 353–402. www.gespraechsforschung-ozs.de
- Soeffner, Hans-Georg (2004): Die Kultur des Alltags und der Alltag der Kultur. In: Jaeger, Friedrich/Rüsén, Jörn (Hgg.): Handbuch der Kulturwissenschaften: Themen und Tendenzen. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 399–411.

- Stevanovic, Melisa/Peräkylä, Änssi (2012): Deontic Authority in Interaction: The Right to Announce, Propose, and Decide. In: *Research on Language and Social Interaction*, 45, 3, S. 297–321.
- Stein, Stephan/Stumpf, Sören (2019): *Muster in Sprache und Kommunikation*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Stoltenburg, Benjamin (2009): Was wir sagen, wenn wir es ‚ehrlich‘ sagen. Äußerungs-kommentierende Formeln bei Stellungnahmen am Beispiel von ‚ehrlich gesagt‘. In: Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hgg.): *Grammatik im Gespräch. Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung*. Berlin/New York: De Gruyter, S. 249–280.
- Ueding, Gert/Steinbrink, Bernd (1986): *Grundriss der Rhetorik*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Weidner, Beate/König, Katharina/Imo, Wolfgang/Wegner, Lars (Hgg.) (2020): *Verfestigungen in der Interaktion: Konstruktionen, sequenzielle Muster, kommunikative Gattungen*. Berlin/Boston: De Gruyter.

Wolfgang Imo

Grammatik in der Interaktion – eine Fallstudie zu den interaktionalen Funktionen des Indefinitpronomens *man* in Lessings Dramen

1 Einleitung

Mit dem Ansatz der Interaktionalen Linguistik historische Dramentexte zu untersuchen, erscheint auf den ersten Blick ungewöhnlich, ist doch die Interaktionale Linguistik nicht zuletzt aus der (ethnomethodologischen) Konversationsanalyse hervorgegangen, die sich ja dezidiert mit Audio- und Videoaufnahmen aktuellen Sprachgebrauchs befasst: Couper-Kuhlen/Selting (2001, 260–261), die Begründerinnen der Interaktionalen Linguistik, beschreiben diese explizit als „Interface von Linguistik im engeren Sinne und Konversations- bzw. Interaktionsanalyse“ mit eben genau einem solchen dezidierten Fokus auf gesprochener Sprache: So werden dort „in erster Linie Alltagsgespräche, in zweiter Linie institutionelle Gespräche“ analysiert. Die Annahme ist dabei, dass Sprache „auf die Erfüllung fundamentaler Aufgaben der Aktivitätskonstitution und der Interaktionsorganisation zugeschnitten“ ist, „und hier primär der Interaktion im Rahmen natürlicher Alltagsgespräche.“ Aufzeichnungen gesprochener Sprache – anfangs reine Audioaufnahmen, später auch Videoaufnahmen – wurden lange als die beste empirische Grundlage betrachtet, um die Annahme, dass Grammatik nicht ein abstraktes Regelsystem sei, sondern als „mode of social interaction“ und als „lived behavior“ (Schegloff/Ochs/Thompson 1996, 38) untrennbar mit Interaktion verbunden sei, empirisch zu belegen. Die beiden Grundfragen der Interaktionalen Linguistik – *Wie wird mit sprachlichen Mitteln gesellschaftliche Struktur erzeugt?* und *Inwiefern kann man Syntax (bzw. sprachliche Muster generell) als Resultat der Tatsache betrachten, dass Sprache dazu eingesetzt wird, gesellschaftliche Strukturen zu erzeugen?* können in der Tat mit ‚Alltagsgesprächen‘ am besten beantwortet werden – damit ist Sprache gemeint, die ohne vorherige Planung und ohne Überarbeitung und Redaktion stattfindet, die sich zeitlich progradient in der „allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden“ (Kleist 1805) entfaltet, und die das volle Spektrum interaktionaler Aufgaben wie zum Beispiel Rederechtsmanagement, Imagepflege, Stance-Taking, Gruppenkonstitution, aber natürlich auch Informationsübermittlung inklusive Ver-

Wolfgang Imo, Hamburg

stehensmanagement umfasst. Nur anhand solcher spontansprachlicher Daten ist es möglich, die Fragen, „ob und wie sich im Handeln überhaupt erst Sprache (qua Grammatik) konstituiert, und ob und wie andererseits Handeln durch Sprache (qua Grammatik) möglich wird“ (Auer 1999, 6), empirisch zu beantworten, denn diese Daten legen die kontinuierliche Emergenz im Sinne der stets in der Interaktion neu zu erzeugenden grammatischen Strukturen nach Hopper (1988) offen.

Obwohl das Forschungsparadigma der Interaktionalen Linguistik noch jung ist und zum jetzigen Zeitpunkt auf nur etwas mehr als zwanzig Jahre zurückblicken kann, sind doch inzwischen eindrucksvolle und umfangreiche Erkenntnisse über die Strukturen interaktionaler Sprachverwendung gewonnen worden (vgl. Couper-Kuhlen/Selting 2018; Imo/Lanwer 2019).

Auf Grund dieser Menge an Erkenntnissen, die die Interaktionale Linguistik bislang gewonnen hat, ist es nun auch möglich, den Blick vom Mündlichen zum Schriftlichen und vom Synchronen zum Diachronen auszuweiten. Schriftliche Interaktion wie z. B. beim Chatten wird tatsächlich in letzter Zeit vermehrt in den Blick genommen (einen Überblick über diese Arbeiten gibt das Kapitel „Interaktionale Schriftlinguistik“ in Imo/Lanwer 2019). Der Blick in historische Interaktion ist dagegen nur in Ansätzen gewagt worden. Wenn man jedoch die Beschreibung dessen, was Grammatik aus einer interaktionalen Perspektive ausmacht, wie sie von Schegloff/Ochs/Thompson (1996, 38) vorgelegt wurden, ernst nimmt, ist diese Blickausweitung sogar erforderlich:

[G]rammar is not only a resource for interaction and not only an outcome of interaction, it is part of the essence of interaction itself. Or, to put it another way, grammar is inherently interactional. In this perspective, grammar is imbued with subjectivity and sociability: grammar is viewed as lived behavior, whose form and meaning unfold in experienced interactional and historical time. (Schegloff/Ochs/Thompson 1996, 38)

Entscheidend ist hier, dass die Emergenz von Grammatik von den AutorInnen nicht nur auf den interaktionalen Augenblick bezogen wird, sondern auch auf die „historical time“. Und die Beschreibung von kooperativen, intersubjektiven, sequenziell strukturierten und sich im zeitlichen Prozess entwickelnden sprachlichen Handlungen unter Berücksichtigung von den Situationen und Kontexten, von denen sie abhängen und die sie zugleich herstellen, schränkt in der Tat den Untersuchungsgegenstand nicht auf medial mündlich realisierte Sprache ein. Allerdings ist zu bedenken, dass es ein unmittelbares Pendant zur informellen, ungeplanten, in der Situation entstehenden Sprache, wie sie eine heutige Aufnahme beispielsweise eines Tischgesprächs bietet, in historischen Sprachstufen schlichtweg nicht vorliegt. Wie Culeper/Kytö (2010) im Rahmen der Erstellung ihrer Korpora für die Untersuchung historischer Gesprächstexte zeigen, erfüllen nur bestimmte Textsorten die Anforderungen, und diese auch nur in Ansätzen: Ge-

richts- und Verhörprotokolle greifen zwar gesprochene Sprache auf, finden aber in stark regulierten institutionellen Kontexten statt, greifen auf z. T. institutional vorgegebene Formulierungsroutinen zurück und sind zuweilen auch im Nachhinein redigiert. Gesprächsbücher illustrieren Interaktionen, aber mit dem Zweck einer Vorbild gebenden Anschauung, nicht der Abbildung realer Interaktionen. Am ehesten eignen sich daher Dramentexte, in denen je nach Gattung (v. a. in der Komödie) und nach Personen (niederer Stand) ein gewisser Abbildungscharakter dessen, was die Autoren für in den jeweiligen Situationen als informell-sprachliche Interaktionsmuster für typisch erachteten, angenommen werden kann.¹ Auf Grund der Literarizität der Texte und ihrer bewussten Gestaltung durch die AutorInnen besteht jedoch dabei dann der Bedarf an der Ausweitung des theoretischen und methodischen Inventars der Interaktionalen Linguistik, um die besondere Eigenschaft literarischer Texte (Epochenstile, Genrestile, Autorenstile) zu reflektieren und der Tatsache Rechnung zu tragen, dass literarische Interaktionen keine Transkripte authentischer gesprochener Sprache, sondern bewusst geformte und inszenierte Interaktionen sind (hierzu Culeper/Kytö 2010, 17). Beim Vergleich historischer mit heutigen Interaktionen muss dies entsprechend berücksichtigt werden.

Im Folgenden soll nun zunächst der Ansatz der Interaktionalen Linguistik mit seinen theoretischen und methodischen Grundlagen vorgestellt werden, um dann exemplarisch anhand des Gebrauchs des Indefinitpronomens *man* – im Vergleich zu Erkenntnissen zum Gebrauch dieses Pronomens im heutigen (gesprochenen) Deutsch – dessen interktionale Funktionen in Dramentexten von Lessing zu illustrieren.

2 Interaktionale Linguistik: Theorie und Methode

Wie eingangs bereits angesprochen, fokussiert der Forschungsansatz der Interaktionalen Linguistik, der auf die primär in der Soziologie verortete ethnomethodologische Konversationsanalyse zurückgeht und von Elizabeth Couper-Kuhlen und Margret Selting (2000, 2001, 2018) begründet wurde, vor allem auf verbale (aber auch nonverbale) und meist gesprochensprachliche Interaktion. Mit Interaktion

¹ Vgl. Culeper/Kytö (2010) und Brown/Gilman (1989) zu der Einschätzung, dass Dramentexte, und dabei vor allem Komödien, sehr gute Einblicke in Gesprächsinteraktionen liefern: „A number of written text-types or styles may be said to be speech-related. These include recordings of speech (e.g. trial proceedings, parliamentary proceeding, witness depositions and accounts), and constructions of speech (e.g. drama, speech presentation in prose fiction, educational handbooks in dialogue form). Brown and Gilman (1989) claim that dramatic texts provide the best information on the colloquial speech of the period.“ (Culeper/Kytö 2010, 9)

wird ganz wörtlich das Zwischen-Handeln (*inter = zwischen* und *agere = handeln*) gemeint, und ein solches Zwischen-Handeln, also das gemeinsame Handeln zweier oder mehrerer Kommunizierender, muss vorliegen, damit im Sinne der Interaktionalen Linguistik von verbaler Interaktion gesprochen werden kann. Die ebenfalls in der Einleitung genannte Grundfrage dabei, nämlich „ob und wie sich im Handeln überhaupt erst Sprache (qua Grammatik) konstituiert, und ob und wie andererseits Handeln durch Sprache (qua Grammatik) möglich wird“ (Auer 1999, 6), erfordert einen sehr weit gefassten Grammatikbegriff. Grammatik in diesem Sinne besteht aus sprachlichen Regularitäten, aus wiederkehrenden sprachlichen Routinen, die Aufgaben der Handlungserzeugung (im Sinne solcher Handlungen wie „eine Frage stellen“, „jemanden um etwas bitten“, „einen Vorwurf machen“, „eine Geschichte erzählen“ etc.) und der Interaktionsstrukturierung (Rederechtsmanagement, Aushandlung von Teilnehmerstatus etc.) erfüllen. Zur Grammatik gehören dabei nicht nur die traditionell im Fokus stehenden (morpho-)syntaktischen Strukturen, sondern auch Aspekte der Prosodie, der Gestik, Mimik und Proxemik oder der sequentiellen Platzierung, die zum Aufbau der jeweiligen interaktionalen Funktionen einer Struktur beitragen.

Anders als die Konversationsanalyse, die als soziologischer Ansatz vor allem an der Rekonstruktion und Beschreibung der Handlungen der Interagierenden interessiert ist und dabei Sprache ‚nur‘ als den wichtigsten Handlungsträger berücksichtigt, rückt bei der Interaktionalen Linguistik die Sprache in den Mittelpunkt, allerdings entsprechend mit der Annahme, dass sprachliche Struktur nur erklärt werden kann, wenn ihre Aufgabe bei der Durchführung von interaktionalen Handlungen berücksichtigt wird. Was die Interaktionale Linguistik von anderen linguistischen Ansätzen unterscheidet, die ebenfalls die Rolle der Sprache bei der Durchführung von Handlungen in den Blick nehmen, ist die Tatsache, dass sie strikt empirisch vorgeht. Dabei stehen vor allem qualitativ-rekonstruierende Analysen von kleinen Datenkollektionen im Mittelpunkt, was damit zusammenhängt, dass eine umfassende Rekonstruktion unter Einbeziehung von Kontext, Situation, sequentieller Platzierung, Prosodie etc. auf der Basis großer Datenmengen nur schwer möglich ist, vor allem weil die Analysekategorien induktiv aus den Daten heraus erarbeitet werden müssen und vorschnelle Verallgemeinerungen vermieden werden sollen. Dennoch werden gerade in letzterer Zeit immer häufiger Verbindungen von quantitativen mit qualitativen Analysen angestrebt (z. B. Lanwer 2018; Luginbühl et al. 2021). Dabei wurde bereits schon im Jahr 1993 von dem Mitbegründer der Konversationsanalyse, Emanuel A. Schegloff, festgestellt, dass auch dort eine „informal quantification“ (Schegloff 1993, 118) betrieben werde, wenn nämlich die analysierten Fälle mit zu Gruppen kategorisiert und dabei auf Häufigkeiten mit „oft“ oder „selten“ etc. verwiesen werde. In ähnlicher Argumentation bezeichnen Steensig/Heinemann (2015, 22) diese qualitativ und in

detaillierte Analysen aufgebauten Kategorisierungen als „informal coding“, und Stivers (2015, 5) sieht von da an nur einen kleinen Schritt hin zu formalisierter Annotation und quantitativer Auswertung in der Konversationsanalyse (CA), was in gleichem Maße auch für die Interktionale Linguistik gilt:

While CA does not formalize this coding process, it is a standard component of CA research that all cases in the collection should be accounted for in terms of matching the analysis to the various subtypes of the practice, a feature that can easily be used as the basis for formal coding. Thus, CA's insistence on clear characterizations of the phenomena being studied creates a solid foundation from which to build formal coding schemes.

Die hier skizzierte Verbindung qualitativer und annotationsbasiert-quantitativer Zugriffe ist allerdings erst im Entstehen begriffen, zeichnet aber die erste von zwei Richtungen vor, in die die Interaktionale Linguistik sich momentan bewegt.

Die zweite dieser Richtungen betrifft die Ausweitung der Analysegegenstände von der gesprochenen hin zur geschriebenen Sprache. Durch die historische Entstehung aus der Konversationsanalyse heraus liegt bis heute ein starker Fokus auf der Analyse gesprochensprachlicher Interaktionen, wobei die Forderung an die Daten gestellt wird, dass sie ‚authentisch‘ sein müssen. Damit ist zum einen gemeint, dass angestrebt wird, so nahe wie möglich am Original zu bleiben, also alle Informationen aufzuzeichnen, die den Interagierenden auch zur Verfügung stehen: Bei Telefongesprächen sind somit Audiomitschnitte grundlegend, bei Face-to-Face-Interaktionen dagegen idealerweise Videoaufzeichnungen (wenn auch in der Realität aus Gründen des damit verbundenen Aufwands bei Aufnahme und vor allem anschließender Transkription sowie aus forschungsethischen Gründen sich meist ebenfalls auf Audioaufnahmen beschränkt wird). Nähe zum Original heißt daneben aber auch die Ablehnung von inszenierten Daten. Der Grund für diese Forderungen nach Nähe am Original besteht darin, dass nur damit eine „passiv registrierende Methode der Datenerfassung“ und ein „materialgestütztes Untersuchungsverfahren“ (Deppermann 2001, 19–21) ermöglicht wird, bei dem unvoreingenommen all das aufgezeichnet wird, was in einer Interaktion natürlicherweise abläuft, mit dem Ziel, im Rahmen der Analyse die „Prinzipien der Organisation und der Sinnbildung in Gesprächen zu entdecken“ (Deppermann 2001, 19). Transkripte haben dabei nur unterstützende Rolle, zentraler Untersuchungsgegenstand bleiben die ihnen zu Grunde liegenden Audio- und Videodaten.

In letzter Zeit kam zu der Analyse gesprochener Sprache allerdings auch als neues Feld die von interaktionaler Schriftkommunikation hinzu, was zu der Entstehung einer *Interaktionalen Schriftlinguistik* (Imo/Lanwer 2019, Kap. 11) führt. Untersuchungsgegenstand waren dabei meist SMS- und Chatinteraktionen, da diese durch das meist informelle Setting und den schnellen, wechselseitigen Aus-

tausch starke konzeptionelle Nähe zu gesprochener Alltagssprache aufweisen (zu einer Übersicht über einschlägige Arbeiten vgl. Imo/Lanwer 2019, Kap. 11).

Es ist offensichtlich, dass die Interaktionale Linguistik, will sie auch schriftliche Interaktionen dieser Art untersuchen, einen nicht medial basierten Interaktionsbegriff benötigt. Dies unterscheidet sie von der von Hausendorf (2015) entwickelten „Interaktionslinguistik“, die sich an dem systemtheoretischen Interaktionsbegriff von Kieserling (1999) orientiert, nach dem Interaktion ein „spezifischer und umschriebener Sachverhalt“ ist, der „die Personen in Hörweite und ihre Körper in Griffnähe bringt.“ Ohne körperliche Anwesenheit und unmittelbare wechselseitige Wahrnehmung gibt es keine Interaktion: „Eine Interaktion kommt nur zustande, wenn mehrere Personen füreinander wahrnehmbar werden und daraufhin zu kommunizieren beginnen“. Der Ansatz von Hausendorf (2015) baut auf diesen Überlegungen auf und präzisiert die „Griffnähe“ durch das Kriterium der „gemeinsamen Anwesenheit“, die als reflexiv fundierte Wahrnehmungs-Wahrnehmung gefasst wird: Gemeinsame Anwesenheit bedeutet, dass „die Beteiligten wahrnehmen können, dass sie wahrgenommen werden“ (Hausendorf 2015, 46). Schriftbasierte Interaktion fällt damit aus dem Bereich der Interaktion:

So sollte man allen Suggestionen moderner elektronischer Schriftlichkeit zum Trotz schrift- und textbasierte Kommunikation grundsätzlich nicht als Interaktion behandeln. Anwesenheit im Sinne der o. erläuterten Wahrnehmungswahrnehmung ist bis heute auch in elektronischen Schreib- und Leseumgebungen keine Bedingung für schriftliche Kommunikation.

Anders dagegen die Interaktionale Linguistik: Hier steht das gemeinsame Handeln als konzeptioneller Ankerpunkt im Zentrum, was zu einer medial und hinsichtlich der Teilnehmerkonstellationen offeneren Interaktionsdefinition führt – als Interaktion kann jede sprachliche – mündliche oder schriftliche – Kommunikation betrachtet werden, die folgende Merkmale aufweist (vgl. die Diskussion in Imo/Lanwer 2019, Kap. 2.5):

1. Prozessorientierung: Sprache entwickelt sich zeitlich progradient, was am stärksten ausgeprägt für gesprochene Sprache gilt, aber in geringerem Maß auch für das interaktionale Schreiben beispielsweise über Messengerdienste, auch wenn bei letzterem zwar nur die Abfolge der Nachrichten zeitlich progradient ist, die Nachrichten selbst aber als Textflächen vorliegen. Dennoch zeigt sich auch dort das zentrale Strukturmerkmal interaktionaler Sprachverwendung, die Sequenzialität. Damit ist gemeint, dass sprachliche Äußerungen aufeinander aufbauen, d. h. auf eigene und fremde Vorgängeräußerungen Bezug nehmen und umgekehrt Folgeäußerungen ankündigen oder bestimmte Folgeäußerungen von Interaktionspartnern einfordern. Sehr deutlich wird das an Strukturen wie Nachbarschaftspaaren (z. B. Frage → Antwort oder Bitte → Nachkommen/Ablehnen der

Bitte) oder sogenannten Präsequenzen, wie der Vor-Ankündigung einer Geschichte oder Bitte. Auch Reparaturen finden sich nicht nur in der gesprochenen Sprache, sondern auch in der geschriebenen Interaktion, und sind entsprechend sequentiell orientiert, allerdings retraktiv und nicht prospektiv (vgl. Mostovaia 2021). Bei Dramentexten ist die Einordnung noch komplizierter: Als schriftliche Dramentexte haben sie Ähnlichkeiten mit einem schriftlichen Nachrichtenaustausch, aber auf der Bühne umgesetzt, entsteht die nun gesprochene Sprache zeitlich progredient, wenn auch, anders als ungeplante Sprache, in „gescripteter“ Form – ein Abstrich, den man hinnehmen muss, da in historischen Sprachstufen kaum eine „authentischere“ Form interaktionaler Sprache zu finden ist.

2. Situationsorientierung: Handlung und Situation sind eng miteinander verbunden, weshalb von einem reflexiven Handlungs- und Situationsbegriff gesprochen werden muss. Situationen werden dabei durch die Orientierung der Interaktionspartner auf eine gemeinsame Handlung hin gekennzeichnet. Die gemeinsame Handlung erzeugt somit eine Situation. Zugleich werden durch die handlungsexternen Konstellationen wie den Ort, an dem eine Interaktion stattfindet, die sozialen Rollen und Milieus, die Vorgeschichte der Interaktionspartner etc. bestimmte Handlungen erwartbar gemacht, also die Situationen dadurch mitaufgebaut. Weder Situationen noch Handlungen sind also stabil und „einfach so“ gegeben, beide bedingen einander. Deutlich wird die Situationsorientierung u. a. im sogenannten „recipient design“, der Orientierung auf die lokal und situational jeweils als angemessen eingeschätzten Wissens- und Erwartungshorizonte des jeweiligen Gegenübers: Was kann als gemeinsames Wissen vorausgesetzt werden? Welcher Kontext kann in das Gespräch ohne Erklärungsarbeit und Missverständnispotential einfließen? Aspekte der Situationsorientierung und lokalen Adaption finden sich in gesprochener und geschriebener Interaktion (einschließlich inszenierter Interaktion in Dramentexten).

3. Kooperationsorientierung: Ein drittes zentrales Merkmal für sprachliche Interaktion ist, dass diese kooperativ oder gar kollaborativ hervorgebracht wird. Das trifft für die strukturellen ebenso wie für die inhaltlichen Aspekte des Sprachgebrauchs gleichermaßen zu. Kooperativität ist beispielsweise bei einer Grußsequenz zu beobachten: Ein Gruß macht eine Reaktion zwingend erforderlich. Es ist schlichtweg unmöglich, nicht zu reagieren, den selbst das Ignorieren des Grusses würde als Kooperation gedeutet werden – wenn auch als negative, d. h. als eine Ablehnung des Angebots, die Interaktion aufzunehmen. Auch Frage-Antwort-Sequenzen illustrieren sehr gut diese Art der Kooperationsorientierung. Auf inhaltlicher Ebene liefern Vorwurfsinteraktionen Belege, wie sie von Günther (2000) beschrieben wurden: Eine Frage wie „Warum hast du das Fenster offen gelassen?“ wird erst durch die Reaktion der angesprochenen Person inhaltlich und handlungsbezogen zu einem Vorwurf (z. B. „Du immer mit deinem Ge-

meckere!“) oder zu einer einfachen Frage (z. B. „Ich brauchte dringend mal frische Luft.“) gemacht. Oft wird aus der Kooperation sogar Kollaboration, wenn die Interaktionspartner an derselben sprachlichen Äußerung gemeinsam arbeiten, beispielsweise indem in chorischem Sprechen Übereinstimmung angezeigt wird. Auch hier liegt es auf der Hand, dass solche Strukturen der Kooperation und Kollaboration nicht nur in gesprochener, sondern auch geschriebener und inszenierter Interaktion anzutreffen sind.

4. Handlungsorientierung: Handlungen selbst, die Aufgaben, die wir mit Sprache erfüllen, sind nicht monologisch zu betrachten, also nicht auf Intentionen eines Interaktionsteilnehmers zurückzuführen, sondern als interktionale Gegebenheiten. Mit dem oben angeführten Beispiel eines Vorwurfs erläutert heißt dies, dass es nicht von zentraler Bedeutung ist, ob die Person, die fragt „Warum hast du das Fenster offen gelassen?“, einen Vorwurf beabsichtigt oder eine einfache Informationsfrage stellen möchte. Relevant ist dagegen die Reaktion von B, die diese Äußerung erst zu einem Vorwurf oder einer Frage macht, und dies in zweifacher Hinsicht: Zum einen rein empirisch für die Forschungsperspektive, denn erst durch die sogenannten Aufzeigepraktiken, also die beobachtbaren sprachlichen Folgehandlungen, erschließen sich der Analyse Aspekte von Bedeutung und Funktion, aber genauso auch lokal interaktional, denn die Reaktion vermittelt der Person, die die vorige sprachliche Handlung durchgeführt hat, erst die Informationen darüber, wie diese Handlung verstanden wurde. An dieser Stelle, der Fundierung von sprachlichen Analysen über die sich zeitlich erstreckenden und über Aufzeigepraktiken deutlich werdenden Handlungen, öffnet sich das Analysepotential der Interaktionalen Linguistik fraglos auch für historische Interaktionen, wie sie in Dramentexten vorkommen.

In Bezug auf die Methoden der Interaktionalen Linguistik wurde bereits erwähnt, dass die umfassende Rekonstruktion sprachlichen Handelns im Mittelpunkt steht, was dazu führt, dass in der Regel wenige Belege, diese aber sehr detailliert, in Bezug auf ihre sequenziellen Einbettungen, Diskursfunktionen, Prosodie (oder graphische Gestaltung) etc., analysiert werden. Der Konversationsanalytiker ten Have (2007) verteidigt solche qualitativen Studien gegen die Kritik, dass sie nicht repräsentativ seien: Trotz ihrer Beschränkung auf wenige Fälle seien sie deshalb aussagekräftig, weil sie die Struktur hinter den Belegen entdecken und so die Ordnung des Gebrauchs zu beschreiben. Ten Have (2007, 51) führt sehr anschaulich aus: Will man wissen, wie Begrüßungen ablaufen, ist es nicht nötig, 100.000 Grußsequenzen aufzunehmen und zu analysieren, denn schon eine einzige detaillreich rekonstruierte kann dazu dienen, die Systematik hinter Grußsequenzen ge-

nerell aufzudecken, da es sich um ein „orderly product“, also eine geordnete, Interaktionsregeln gehorchende Struktur handelt.

Tatsächliche Einzelfallstudien (single case studies) sind allerdings in der Interaktionalen Linguistik seltener als in der Konversationsanalyse, vielmehr arbeitet man dort eher mit „Kollektionen“: Wenn man ein Phänomen analysieren will, stellt man eine „Kollektion“ (Deppermann 2001, 35–38 und Imo/Lanwer 2019, 132) von Daten zusammen. Die Auswertung großer Korpora ist für die meisten Fragestellungen zu umfangreich für eine qualitative Analyse, daher werden entsprechend diese kleineren Kollektionen erstellt, die entweder z. B. auf bestimmte Situationen oder Gesprächstypen fokussieren oder eine Querschnittsauswahl aus den Korpusdaten bilden. Wie bereits erwähnt, besteht in neueren Ansätzen die Tendenz, auch mit größeren Datenmengen zu arbeiten, die annotiert und mit Hilfe von entsprechenden Analysetools ausgewertet werden. Dies bietet sich vor allem dann an, wenn man es mit formal gut greifbaren Phänomenen zu tun hat und vorige qualitative Analysen ein Set von Merkmalen ergeben hat, die sich für die Annotation eignen (vgl. dabei beispielsweise die Arbeiten von Lanwer 2018 zu Annotationen gesprochener Sprache).

Methodisches Neuland ist die Ausweitung der Interaktionalen Linguistik auf historische Daten, im Rahmen dieser Arbeit speziell Dramentexte. Hier fällt naturgemäß der Aspekt der Prosodie (wenn nicht durch Regieanweisungen oder z. T. auch orthographische Zeichen indiziert) weg. Die sequentielle und zeitlich progrediente Entfaltung von Sprache ist dagegen dort gut sichtbar.

Anhand von vergleichenden Analysen der Verwendungsweisen sprachlicher Strukturen im heutigen gesprochenen Deutsch mit parallelen Strukturen in früheren Sprachstadien lassen sich Einblicke in die sprachliche Interaktion in den entsprechenden Epochen aufzeigen. Für die Linguistik interessant ist dabei zudem die Erkenntnis darüber, ab welchem Zeitraum welche Strukturen zu finden sind, was zuweilen zur Revision Annahmen über die Neuheit von Strukturen führt (vgl. Imo 2017; 2002 zur historischen Persistenz von Diskursmarkern). Zu bedenken ist bei Analysen literarischer Texte allerdings, dass deren besondere Eigenschaften (Epochenstile, Genrestile, Autorenstile) erfasst werden müssen und stets die Tatsache reflektiert werden muss, dass literarische Interaktionen keine Transkripte authenter gesprochener Sprache, sondern bewusst geformte und inszenierte Interaktionen sind. Dies eingedenk, liefern historische Texte durchaus Einblicke in historisches Interagieren, wie bereits frühere Studien aus der Gesprächsanalyse und verwandten Ansätzen (exemplarisch Betten 1986; Schwitalla 2004) gezeigt haben. Dezidiert aus der Perspektive der Interaktionalen Linguistik ist ein von der DFG gefördertes Projekt zur Interaktionalen Sprache im Dramenwerk von Andreas Gryphius (Wolfgang Imo/Jörg Wesche; IM 122 7–1; <http://gryphius.sprache-interaktion.de>) zu nennen, in dessen Rahmen eine Reihe von Un-

tersuchungen zu Ellipsen und Aposiopesen bei Gryphius (Imo 2024), zu Diskursmarkern (Imo 2022), zum Duzen (Gillmann/Imo 2021), zur Partikel *ei* (Imo/Müller 2023) oder zu Explikativsätze (Imo 2023) entstanden ist. Die sich hier anschließende exemplarische Untersuchung des Gebrauchs von *man* bei Lessing setzt an diese Vorarbeiten insofern an, als sie im Rahmen eines Ende 2022 gestarteten Forschungsprojekts „Personenreferierende Pronomen in Dramen: interktionale und dramaturgische Funktionen sowie historischer Wandel von Barock über Aufklärung zu Sturm & Drang und Klassik“ im Rahmen der Forschungsgruppe Praktiken der Personenreferenz: Personal-, Indefinit- und Demonstrativpronomen im Gebrauch (Projektnummer 457855466) verortet sind, das an die Vorarbeiten zu dem Gryphiusprojekt andockt: Es geht darum, zu zeigen, mit welchen interaktionalen Funktionen Pronomen in den Dramen von Gryphius, Lessing, Goethe und Schiller verwendet werden und welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum heutigen Sprachgebrauch vorliegt. Zu diesem Zweck werden die Dramen digitalisiert, mit Hilfe des Annotationstools INCePTION annotiert und über Annis ausgewertet. Zum jetzigen frühen Zeitpunkt wird sich allerdings auf eine qualitative Vorstudie auf der Basis der Analyse des Gebrauchs des Pronomens *man* in zwei Komödien Lessings beschränkt (vgl. Abschnitt 4).

3 Das Indefinitpronomen *man*

Das Indefinitpronomen *man* eignet sich für diese Untersuchung deshalb sehr gut, weil aus interaktionslinguistischer Perspektive bereits eine Reihe von Arbeiten zu dessen Gebrauch im heutigen Deutsch vorliegen, so dass es eine Vergleichsbasis für die historische Analyse gibt. Die folgende Darstellung orientiert sich an der Untersuchung von *man* von Imo/Ziegler (2019). Das Indefinitpronomen *man* „bezieht sich auf nicht näher bestimmte Personen“, entweder als Einzelpersonen oder als Personengruppen, und reicht „von der Vertretung des eigenen Ich bis zu der gesamten Menschheit“ (Duden 2005, 327). Es wird dabei ausschließlich zur Bezeichnung von Personen verwendet und die damit ausgedrückten Gesprächsrollen (d. h. die grammatischen Personen) werden neutralisiert, sodass der Verweisraum undefiniert bleibt (Weinrich 2005, 98). In überwiegender Zahl wird das Indefinitpronomen im Nominativ realisiert, der Akkusativ („Das nimmt einen ganz schön mit.“) oder Dativ („Das macht einem schon Sorgen.“) sind nur selten belegt (Weinrich 2005, 99). Die von Weinrich beschriebene Neutralisierung der Gesprächsrollen sorgt für die die Funktionen, zu denen man typischerweise verwendet wird: (1) Es wird in Sprichwörtern und Redensarten, „die allgemeine und nach einzelnen Personen nicht weiter spezifizierte Lebenserfahrungen aus-

drücken“ (Weinrich 2005, 99) verwendet, es drückt „gesellschaftliche Konventionen und Normen“ aus (Weinrich 2005, 100) und es wird „besonders für verhüllende, verschleiernde oder sonstwie konturenverwischende Rede“, einschließlich der Markierung von Höflichkeit, eingesetzt (Weinrich 2005, 101). Diese von Weinrich beschriebenen Funktionen finden sich auch in entsprechenden Detailstudien aus dem Bereich der Gesprächsforschung, Konversationsanalyse und interaktionalen Linguistik wieder: So zeigt Bredel (1999) in ihrer Analyse von Erzählungen zur Wendezeit, dass durch *man* die in den Erzählungen präsentierten Ereignisse vom partikulären Erlebniswissen zu verallgemeinertem und allgemein gültigem Wissen transformiert wurden, wodurch Individualität reduziert und ein Rückzug in die Anonymität und das in der Gesellschaft als Gegeben präsentierte markiert wird. Auch in medizinischen Gesprächen, wie Bührig/Meier (2003) zeigen, hat *man* die Funktion, auf Routinen und ‚Gegebenes‘ hinzuweisen – es kommt entsprechend vor allem dann vor, wenn Ärztinnen und Ärzte die geplante Behandlung beschreiben, und durch *man* damit anzeigen, dass es sich um allgemeine Routinen handelt. König (2014) wiederum untersucht narrative Interviews mit vietnamesisch-stämmigen MigrantInnen. Auch hier wird *man* dann eingesetzt, wenn suggeriert werden soll „dass das Gesagte allgemeine Gültigkeit besitzt. Die mit ‚man‘ allgemein gehaltenen Aussagen bekommen so einen ‚regelhaften‘ Status“ (König 2014, 252). Gerade auch in ‚kritischen‘ Gesprächssituationen kommt das Pronomen zum Einsatz, wenn „die Interviewten durch einen Verweis auf eine allgemein gehaltene Norm die eigene Verantwortung zurücknehmen und ihr potenziell negatives Verhalten somit rechtfertigen“ wollen (König 2014, 253). Zu Grunde liegt allen diesen Verwendungsweisen ein „Verfahren generischen Sprechens“, das die Erklärung dafür liefert, weshalb *man* fast immer mit Aspekten der interaktionalen Positionierung verbunden ist, wie Imo/Ziegler (2019) in ihrer Untersuchung zum Gebrauch von *man* in narrativen Interviews mit SprecherInnen aus dem Ruhrgebiet zeigen: *Man* dient dazu,

sich von eigener Verantwortlichkeit zu befreien und auf allgemein gültige Normen und Verhaltensweisen oder auf feste Ablaufroutinen zu verweisen, und es hat hörerinkludierende, de-individualisierende und anonymisierende Funktionen. Entsprechend ist man typisch für bestimmte Gesprächssituationen oder gar kommunikative Gattungen, in denen ein hohes Maß an Positionierungsaktivitäten vorkommt oder in denen ‚heikle‘ Themen (persönliche Verantwortlichkeit; moralische Bewertung von Handlungen, etc.) verhandelt werden. (Imo/Ziegler 2019, 13–14)

Es wird zu zeigen sein, inwieweit sich die diese bislang beschriebenen interaktionalen Verwendungsweisen von *man* im heutigen Deutsch auch in den Dramen von Lessing wiederfinden lassen und welche anderen Funktionen aus welchen Gründen hinzukommen.

4 *Man* bei Lessing – ein interaktionslinguistischer Zugriff

Die folgende exemplarische Analyse des Gebrauchs des Indefinitpronomens *man* in den beiden Komödien (bzw., Lessings Terminologie, „Lustspiele“) „Die alte Jungfer“ (1784) und „Der junge Gelehrte“ (1747)² knüpft (indirekt) an beide in Abschnitt 2 geschilderten Tendenzen der Interaktionalen Linguistik an: Eine zunehmende Verbindung von qualitativen mit annotationsbasierten und quantifizierenden Verfahren und eine Ausweitung auf geschriebene Sprache und dabei auch historische Daten als Untersuchungsgegenstand. Der erste Aspekt kann hier allerdings noch nicht direkt bedient werden, da erst im Verlauf des am Ende von Abschnitt 3 dargestellten Forschungsprojekts die Dramenwerke von Gryphius, Lessing, Schiller und Goethe annotiert und so für eine quantifizierende Auswertung bereitgestellt werden. Aus diesem Grund kann hier nur eine exemplarische qualitative Analyse durchgeführt werden. Der Fokus auf Komödien ist darin begründet, dass diese am ehesten die Merkmale „oral“, „spoken“, and „colloquial“ aufweisen (Culeper/Kytö 2010, 16), denn sie erfüllen folgende Kriterien: (1) „They are a (re)presentation of spoken on-line language“, (2) „They are a (re)presentation of face-to-face and relatively interactive language“, (3) „There is some coverage of a wide spectrum of social groups“ und „They are available in reasonably large quantities, depending on genre and period“ (Culeper/Kytö 2010, 16). Das dritte Kriterium bevorzugt Komödien vor Tragödien, da v. a. in früheren Sprachstufen des Deutschen, als das literarische Kriterium der Ständeklausel (Tragödien = hochstehendes Personal, wie z. B. Fürsten; Komödien = niedrigstehendes Personal, wie z. B. Bauern) mehr oder weniger stark eingehalten wurde, in den Tragödien kein so breites Spektrum an informellen Sprechweisen zu finden ist. In den Komödien dagegen findet sich ein deutlich heterogeneres Personal: In den hier analysierten beiden Komödien tauchen als Personal Kaufleute, Gelehrte, Bedienstete, Adlige (ein Hauptmann von Schlag), Juristen, Schneider und Backwarenhändler auf, die untereinander, aber auch miteinander sprechen, und damit eine recht breite Varianz des Sprechens darstellen.

Im Folgenden soll nun die Auswertung des Gebrauchs von *man* in den beiden Komödien Lessings zunächst quantifizierend und im Anschluss in einer qualitativen Analyse erfolgen.

² Beide Komödien sind in digitalisierter Form erhältlich auf der Plattform „DraCor“ (Fischer et al. 2019). Diese Version wird hier verwendet.

4.1 Quantifizierende Darstellung

Das Indefinitpronomen *man* findet sich in der Komödie „Die alte Jungfer“ in insgesamt 26 Äußerungen (9.140 Token insgesamt im reinen Sprechtext; zum Vergleich: das Personalpronomen *ich* wird 300 Mal verwendet, *du* 75 Mal, *er* 74, *sie/Sie* (3. Person Singular, 3. Person Plural, Anredeform) 246 Mal und *ihr* (2. Person Plural aber auch noch Anredeform) 30 Mal). Darüber hinaus findet sich zweimal die Dativform *einem*.

Der Gebrauch ist dabei sehr gleichmäßig über die Figuren verteilt (wenn man deren Sprechtextumfang berücksichtigt): Herr und Frau Oronte (wohlsituerte Bürger) verwenden beide vier respektive drei Mal *man*, Jungfer Ohldin, ebenfalls sehr gut situierte Bürgerin, vier Mal, Peter, ein vorlauter Backwarenverkäufer, der eine längere Sprechrolle hat, sechs Mal, die Bedienstete Lisette vier Mal, Clitander (ein junger Bürgerlicher) vier Mal und der Poet Herr Kräusel einmal. Die Form *einem* wird von Hr. Ohldin verwendet, die Form *einen* von Lisette.

Während die Verteilung über Person und Stand keine Auffälligkeiten zeigt, ist dagegen eine Tendenz zur sequentiellen Clusterbildung sehr auffällig: In manchen Auftritten häuft sich der Gebrauch, in anderen fehlt er völlig (I.I 8 Belege + *einen*; I.II 2 Belege, I.III 0 Belege, I.IV 4 Belege + *einem*, II.I 0 Belege, II.II 2 Belege, II.III 2 Belege, II.IV 3 Belege, III.I-III.IV 0 Belege, III.V 1 Beleg, III.VI 4 Belege, III.VII-IX 0 Belege), zudem lässt sich auch innerhalb der Auftritte, in denen *man* verwendet wird, zeigen, dass es fast immer ‚in Gruppen‘ auftritt – was nicht zuletzt mit seiner interaktionalen Funktion, besonders häufig im Kontext von Vorwurfssequenzen verwendet zu werden, zusammenhängt.

Versucht man eine grobe Klassifizierung der Funktionen, mit denen *man* in der Komödie verwendet wird, so lassen sich folgende Bereiche feststellen (wie immer bei funktionalen Kategorien sind die Grenzen fließend und Überlappungen eher die Regel als die Ausnahme – in der folgenden Darstellung wurde daher die prominenteste Funktion ausgewählt).

1. Verwendung im Kontext von Vorwurfsinteraktionen: 18 Fälle (inklusive einer der beiden Verwendungen von *einem*). Beispiel: Die Antwort „Behüts Gott! Muß **man** sich denn gleich ärgern? Reden Sie ihm doch zu, Frau Oronte“ (I.I; Jungfer Ohldin, nachdem Hr. Oronte sie als eigensinnig schalt und auf eine schnelle Entscheidung für einen Heiratsantrag drängte). Oder ein in eine Sentenz gepackter Vorwurf des Backwarenverkäufers Peter auf die Bitte von Lelio, ihm auf Kredit die Waren zu verkaufen (I.IV): „Aber, ihr Herren, so was frißt sich wohl gut, doch läßt sichs schwer bezahlen, wenn **man** es nicht mehr schmeckt.“

2. Sentenzenhafte Verallgemeinerungen: 3 Fälle. Häufig werden solche Sentenzen für Vorwürfe genutzt (s. o.), diese wurden hier nicht erneut berücksichtigt, sondern nur

,neutrale‘ Verwendungen, wie von Jungfer Ohldin, die sich mit der Äußerung „**Man** kann das Geld doch nicht mit ins Grab nehmen“ (II.III) damit abfindet, dass sie nach der Heirat die Schulden ihres zukünftigen Mannes übernehmen werden muss.

3. „Neutraler“ Verweis auf nicht näher bestimmte Gruppen von Personen, auf die Gesellschaft bzw. die Allgemeinheit und auf Konventionen: 5 Fälle. So antwortet Clitander, der auf einen Einwand von Jungfer Ohldin gegen die Bezeichnung „Kind“ einwendet: „Denn Ihr Geschlecht hat das Vorrecht, daß **man** ihm diese Benennung sehr lange lässt. Zum Henker, wenn ich in Sie verliebt wäre, würde ich Sie doch wohl itzo mein Kind heißen“ (II.III).

4. Markierung von Ironie: Hier liegt nur ein Fall vor, und der mit der Form *einem*. Dass ich diese Kategorie als eine eigene aufgenommen habe, liegt daran, dass (auch wenn dazu noch Studien zum heutigen Deutsch fehlen) mir dieses Muster als verbreitet und typisch vorkommt. Ein Beleg ist der ironische Kommentar von Jungfer Ohldin auf das Loblied auf das eigene Eheglück, das Herr und Frau Oronte gerade sangen („Wahrlich, so ein Paar macht **einem** den Mund ganz wäßrig.“ (I.I).³

5. Formulierungssuche: 1 Fall. Clitander ist verwirrt über den Status von Jungfer Ohldin, die gerade das Heiratsangebot von Hr. von Schlag angenommen hat: „Mademoiselle, Jungfer Braut, Madam - - wie Teufel soll **man** Sie nennen? Ist es wahr, oder ist es nicht wahr, daß Sie heiraten wollen“ (II.III)

In der Komödie „Der junge Gelehrte“ finden sich 63 Äußerungen mit *man* (24.657 Token im reinen Sprechtext; in beiden Komödien findet sich somit mit 1 Beleg von *man* auf 351 Wörter in „Die alte Jungfer“ und 1 Beleg auf 391 Wörter in „Der junge Gelehrte“ eine ähnliche relationale Verteilung; das das Personalpronomen *ich* wird 779 Mal verwendet, *du* 251 Mal, *er* 245 Mal (die Häufigkeit kommt dadurch zustande, dass der „junge Gelehrte“ Damis seinen Diener Anton mit „*er*“ anredet und ein großer Teil der Sprechzonen zwischen Damis und Anton stattfinden), *sie/Sie* (3. Person Singular, 3. Person Plural, Anredeform) 622 Mal und *ihr* (2. Person Plural aber auch noch Anredeform) 78 Mal). Darüber hinaus findet sich dreimal die Dativform *einem*.

³ Die Verwendung von *man/einem* im Kontext von Ironie wäre eine lohnende Untersuchung für das heutige gesprochene Deutsch. Eine kurSORISCHE Sichtung von Transkriptstellen aus Hartungs (2002) Analyse von Ironie in gesprochener Sprache zeigt zahlreiche Vorkommen, auch wenn *man* selbst in dieser Untersuchung nicht thematisiert wurde. Hier zeigt sich ein weiterer Vorteil der Ausweitung interaktionslinguistischer Arbeiten auf historische Daten: sie können als strukturerdeckende Methode wirken, die Vorschläge für die Analyse/Überprüfung des Vorkommens von Phänomenen im heutigen Deutsch machen kann.

Anders als in „Die alte Jungfer“ lässt sich in „Der junge Gelehrte“ eine klare Präferenz des Gebrauchs bei zwei Personen zeigen: Anton, der Diener von Damis, verwendet *man* 23 Mal, Damis, der „junge Gelehrte“ verwendet es 21 Mal, Chrysander, ein Kaufmann und der Vater von Damis, 9 Mal, Valer, ein Freund von Damis, 6 Mal und Lisette, die Bedienstete von Chrysander, 1 5 Mal. Die Form *einem* wird zweimal von Anton verwendet.

Die hohe Verwendungszahl von *man* durch Anton und Damis kann, wie gezeigt werden wird, dadurch begründet werden, dass beide sich häufig in einem (pseudo)wissenschaftlichen Stil unterhalten, in dem auf allgemeine Wahrheiten und Annahmen Bezug genommen wird, was (vor allem durch Anton, der die Rolle des gerissenen, cleveren und ironischen Narren einnimmt) insgesamt persifliert und somit zur Personencharakterisierung (und zum Hauptthema des Stücks des jungen – und dummen – Gelehrten) literarisch eingesetzt wird.

Auch in „Der junge Gelehrte“ ist die Tendenz zur Clusterbildung auffällig, sowohl in Bezug auf die Verteilung über Auftritte als auch in der lokal gehäuften Verwendung, was, anders als bei „Die alte Jungfer“, hier allerdings nicht dem Austausch von Vorwürfen geschuldet ist, sondern, wie eben erwähnt, (pseudo)gelehrtem Sprechen (I.I 1 Beleg, I.II 3 Belege, I.III 1 Beleg, I.IV 1 Beleg, I.V 3 Belege, I.VI 10 Belege (+ einmal *einem*), I.VII 0 Belege, II.I 1 Beleg, II.II 1 Beleg, II.III 3 Belege, II.IV 12 Belege, II.V. 0 Belege, II.VI 3 Belege, II.VII 0 Belege, II.VIII 2 Belege, I.IX-XI 0 Belege, I.XII 7 Belege, I.XII 1 Beleg, III.I-II 0 Belege, III.III 1 Beleg, III.IV 3 Belege, III.V ein Beleg von *einem*, III.VI-VII 0 Belege, III.VIII 3 Belege, III.IX-XI 0 Belege, III.XII 2 Belege, III.XIII 1 Beleg, III.XIV 0 Belege, III.XV 2 Belege, III.VI-VII 0 Belege, III.XVIII 1 Beleg, III.XIV-XV 0 Belege).

Die grobe funktionale Ordnung der Verwendungsweisen von *man* unterscheidet sich teilweise von denen in „Die alte Jungfer“:

1. Verwendung im Kontext von Vorwurfsinteraktionen: 10 Fälle. Nachdem Damis nacheinander von verschiedenen Leuten bei seiner Arbeit gestört wurde, beklagt er sich gegenüber Lisette, die er damit ebenfalls aus seinem Studierzimmer hinauskomplementieren will: „Ich habe so viele und wichtige Verrichtungen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll; und gleichwohl stört **man** mich.“ (III.III).
2. Sentenzenhafte Verallgemeinerungen: 14 Fälle. Häufig werden Sentenzen von dem Diener Anton zur Erzeugung der Wirkung von ‚treuherziger Dummheit‘ eingestreut, wie im folgenden Auszug, als Anton versucht zu raten, was für ein Gedicht Damis schreiben will und die verschiedenen Gedichtarten durchgeht: „Ein Sterbelied werden Sie doch nicht machen? So wahr ich ehrlich bin, wenn ich auch noch so ein großer Poet wäre, das bliebe von mir ungemacht. Sterben ist

der abgeschmackteste Streich, den **man** sich selbst spielt. Er verdient nicht einen Vers, geschweige ein Lied.“ (III.XV).

3. „Neutraler“ Verweis auf nicht näher bestimmte Gruppen von Personen / auf „die Allgemeinheit“ und auf Konventionen: 24 Fälle (+ zweimal *einem*). Die im Vergleich zu „Die alte Jungfer“ deutlich höhere Zahl dieser Verwendungsweise liegt daran, dass sie in „Der junge Gelehrte“ Verallgemeinerungen oft im Kontext (pseudo)wissenschaftlicher Debatten und Aussagen verwendet werden, wie in der Abschweifung von Damis („O es ist mit den Beschreibungen eine kützliche Sache! Es gehört nicht wenig dazu, sie so einzurichten, daß **man**, gleich bei dem ersten Anblicke, das Beschriebene erkennen kann. Über nichts aber muß ich mehr lachen, als wenn ich bei diesem und jenem großen Philosophen, wahrhaftig bei Männern, die schon einer ganzen Sekte ihren Namen gegeben haben, öfters Beschreibungen anstatt Erklärungen antreffe. Das macht, die guten Herren haben mehr Einbildungskraft, als Beurteilung. Bei der Erklärung muß der Verstand in das Innere der Dinge eindringen; bei der Beschreibung aber darf **man** bloß auf die äußerlichen Merkmale, auf das – –“; II.VI); an dieser Stelle wird er von Lisette mit „Wir kommen von unsrer Sache, Herr Damis“ unterbrochen und auf das eigentliche Thema des Gesprächs zurückgeholt. Die Auslassungen über Allgemeines werden dabei als personencharakterisierend für Damis eingesetzt – hier kommen die speziell literarischen bzw. dramatischen Funktionen ins Spiel.

4. Szenarien: Wie auch für das heutige Deutsch beschrieben, findet *man* auch im Kontext von hypothetische Szenarien (oft in der Struktur *wenn man X, dann Y*; vgl. Imo/Ziegler 2019 zu dieser Struktur im heutigen Deutsch) Einsatz (11 Fälle), wie in folgendem Ausschnitt, in dem Lisette Anton gegenüber vorsichtig einen Betrugsvorschlag macht: „Wie wenn **man** von diesem Advokaten einen Brief unterschieben könnte, in welchem --- in welchem ---“ (I.II).

5. Mögliche Routineformeln: 4 Fälle. Hier muss man insofern vorsichtig sein, als *man* auf der geringen Datenbasis bestenfalls von potentiellen „Kandidaten“ für Routineformeln sprechen kann, gestützt auf die Tatsache, dass diese so oder in ähnlicher Form auch heute noch vorkommen, wie (i) *man weiß (es) nicht* (nachdem Chrysander einen Verdacht äußert, dass seine Briefe manipuliert worden seien und Anton einwendet, dass die Briefe nicht einfach durch die Hände, durch die sie gegangen sind, verändert worden seien, antwortet Chrysander „**Man** weiß nicht –“ (III.IV)), (ii) *wissen, woran man ist / was man hat* (Anton äußert mehr oder weniger versöhnlich, nachdem sie ihn zurechtgewiesen hat „Nu wahrhaftig, mit dir weiß **man** doch noch, woran man ist.“ (III.XIII)), (iii) *darf man wissen/fragen* (vgl. hierzu die Untersuchung von Eggs (2017) zum heutigen Deutsch mit dem Titel „*darf man wissen, wie alt Sie sind*“) (Anton wendet gegenüber Damis, der in

verärgertem Zustand ein Gedicht schreiben will, ein: „Tun Sie das lieber nicht; die Verse können unmöglich geraten, wobei man so finster aussieht – Darf **man** aber nicht wissen, was es werden wird? Ein Abendlied, oder ein Morgenlied?“ (III.XV)) und schließlich (iv) eine Routineformel, die mit der gesellschaftlichen Struktur von Haushalten mit Bediensteten zusammenhängt, nämlich die Meldung von Besuchern, hier durch Lisette „Hurtig herunter in die Wohnstube, Herr Chrysander! **Man** will Sie sprechen.“

4.2 Qualitative Analyse

Im Folgenden wird nun zunächst ein Auszug aus „Die alte Jungfer“ mit den typischen **man**-Clusterbildungen analysiert, gefolgt von einem Auszug aus „Der junge Gelehrte“.

Eine erste „**man**-Häufung“ findet sich direkt im ersten Akt, der damit einsetzt, dass Herr Oronte, ein alter Bekannter von Jungfer Ohldin, und dessen Frau ihr zusetzen, das Heiratsangebot von Herrn von Schlag anzunehmen:

Lessing „Die alte Jungfer“ (I.I)

JUNGFER OHLDIN.

Ach, das erstemal – – das erstemal – – Wenn ich hätte heiraten wollen – –

HERR ORONTE.

Sie wollen also nicht?

JUNGFER OHLDIN.

Daß Gott! Sie sind auch gar zu stürmisch – – Kann **man** sich denn in solchen wichtigen Sachen gleich auf der Stelle entschließen?

HERR ORONTE.

Ja, ja. **Man** kann und muß. Gleich in der ersten Hitze. Wenn die verdammte Überlegung darzu kömmt, so ist es auf einmal aus. Gott sei Dank! die Überlegung ist mein Fehler nicht. Soll denn Ihr schönes Vermögen an lachende Erben kommen? In den Händen Ihres verschwendrischen Vetters wirds lange währen. Selbst Kinder gemacht, so weiß **man** doch, wem **mans** hinterläßt. Sie kommen durch die Heirat in ein altes adliches Geschlecht, Sie wissen nicht wie. Und wollen Sie denn in die Grube fahren, ohne das überirdische Vergnügen des Ehestands geschmeckt zu haben?

JUNGFER OHLDIN.

Je nu, so wäre mein Trost, daß ich auch seine Beschwerlichkeiten nicht hätte ertragen dürfen.

FRAU ORONTE.

O! die sind bei der Lust, die er uns schafft, zu dulden. Und kömmt ein Paar zusammen, wie ich und mein lieber Mann, so wird **man** wenig davon zu sagen haben. Nicht wahr, mein allerliebstes Kind? Wie – –

HERR ORONTE.

Ja. Das ist wahr, mein Schätzchen, wir haben einander das Leben so süße gemacht, so anmutig – – Wir sind auch in unserer Nachbarschaft ein Muster einer glücklichen Ehe.

FRAU ORONTE.

Wir sind ein Leib und eine Seele beständig gewesen – –

HERR ORONTE.

Wir wissen von keinem Zank noch Streit. Des einen Verlangen ist stets auch des andern Wille gewesen. Ja, mein englisches Weibchen – –

FRAU ORONTE.

Das ist wahr, mein goldnes Männchen.

JUNGFER OHLDIN.

Wahrlich, so ein Paar macht **einem** den Mund ganz wäßrig.

Der erste Beleg von *man* taucht im Rahmen eines Vorwurfs durch Jungfer Ohldin auf. Herr Oronte drängt sie, das Heiratsangebot anzunehmen. Sie zögert, und daraufhin schließt Herr Oronte direkt, dass sie ablehnen will. Wie die Reaktion von Jungfer Ohldin zeigt, wird dies von ihr als Vorwurf aufgefasst (ausführlich zur sprachlichen Struktur von Vorwürfen Günthner 2000): Sie äußert zunächst eine Interjektion („Daß Gott!“) – Günthner (2000, 102) beschreibt genau diese wichtige Rolle lexiko-semantischer und rhetorisch-stilistischer Mittel zur Affektmarkierung bei der Herstellung von Vorwürfen in der heutigen gesprochenen Alltagsinteraktion –, gefolgt von einer metasprachlichen Bewertung des Verhaltens („Sie sind auch gar zu stürmisch“), und schließlich äußert sie in geradezu idealtypischer Weise einen Vorwurf, der praktisch alle die von Günthner beschriebenen Merkmale erfüllt, wie das Frageformat (Günthner 2000, 85), der Einsatz des Modalverbs *können* (Günthner 2000, 104) und die Verwendung der Modalpartikel *denn* (Günthner 2000, 106). Auch das Indefinitpronomen *man* gehört zu diesen Merkmalen: „Statt einer direkten Adressierung verwenden Vorwurfsproduzenten gelegentlich auch das Indefinitpronomen ‚man‘“ (Günthner 2000, 111). Diese konversationelle Indirektheit dient dazu, den Gegenstand des Vorwurfs vom individuellen Fall weg zu generalisieren: Im vorliegenden Fall suggeriert Jungfer Ohldin damit entsprechend, dass eine schnelle Entscheidung nicht nur für sie selbst ein Problem wäre, sondern für ‚alle in ähnlicher Lage‘. Wie typisch bei Vorwurfssequenzen, entstehen der Vorwurfscharakter erst durch die Reaktion der Person, an die der Vorwurf gerichtet ist. In diesem Fall wählt Herr Ohldin die interaktio-

nale Strategie des Gegenvorwurfs (Günthner 2000, 120). Resonanzhaft greift er dabei das Indefinitpronomen auf. Nach Du Bois' Modell der zeitlich progredienten Dialogic Syntax dient Resonanz, definiert als Wiederaufgriffsmuster bzw. parallele Äußerungsstrukturen, als Hervorhebungsmittel für interaktional besonders Relevante: „The resonance that arises between parallel utterances defines a matrix of relational affinities, triggering analogies which generate an increment of inferred significance in the moment“ (Du Bois 2014, 360). Diese bedeutungserzeugende Analogiebildung wird ausgenutzt, indem nicht nur das Können bejaht wird, sondern in ein Müssen verwandelt wird („Man kann und muß.“). Die Gegenvorwürfe selbst finden sich in dem wertenden Ausdruck „verdammte Überlegung“ sowie der Reihe von positiven und negativen Folgen, die ihre Nicht-Heirat (ihr Geld würde ihr verschenderischer Neffe erben; sie würde nicht „das überirdische Vergnügen des Ehestands geschmeckt“ haben) bzw. Heirat (sie kommt „in ein altes adliches Geschlecht“) haben würden.

Im Rahmen dieses Gegenvorwurfs taucht nun die Äußerung „Selbst Kinder gemacht, so weiß man doch, wem mans hinterläßt“ auf. Hier kommt die Handlungsfunktion zum Tragen, die bei Zifonun et al. (2000, 939) als „Verallgemeinerung von Meinungen, Intentionen oder Urteilen“ bezeichnet wird, womit „ein Zustimmungsheischen“ erfolgt. Ein solche sentenzenhafte Verallgemeinerung liegt hier vor, mit dem Ziel, der negativen Aussicht, das Geld dem verschwenderischen Neffen zu geben, die positive Aussicht, Geld eigenen Kindern zu vererben, entgegenzustellen.

Frau Oronte greift nun unterstützend ein, indem sie das Thema des „überirdischen Vergnügen(s) des Ehestands“ aufgreift und ihre eigene Ehe als ideal darstellt. Mit der Äußerung „Und kommt ein Paar zusammen, wie ich und mein lieber Mann, so wird man wenig davon zu sagen haben.“ findet sich eine dritte Funktion von *man*, nämlich der Verweis auf die nicht näher bezeichnete, neutral gehaltene (vgl. Imo/Ziegler 2019, 16) Gesellschaft, das Heidegger so treffend mit dem Begriff der „Seinsart der Alltäglichkeit“ erfasst hat.⁴ Interaktional wird mit diesem Verweis auf Unbescholtenseit in den Augen der Gesellschaft der Rahmen gesetzt für die folgende Lobeshymne, die Herr und Frau Oronte auf ihr Eheleben

⁴ „Das Man, mit dem sich die Frage nach dem Wer des alltäglichen Daseins beantwortet, ist das Niemand, dem alles Dasein im Untereinandersein sich je schon ausgeliefert hat.“ (Heidegger 1949, 128) „In dieser Unauffälligkeit und Nichtfeststellbarkeit entfaltet das Man seine eigentliche Diktatur. Wir genießen und vergnügen uns, wie m a n genießt; wir lesen, sehen und urteilen über Literatur und Kunst, wie m a n sieht und urteilt; wir ziehen uns aber auch vom ‚großen Haufen‘ zurück, wie m a n sich zurückzieht; wir finden ‚empörend‘, was m a n empörend findet. Das Man, das kein bestimmtes ist und das Alle, obzwar nicht als Summe, sind, schreibt die Seinsart der Alltäglichkeit vor. (Heidegger 1949, 127–128)

anstimmen. Diese wird von Jungfer Ohldin ironisch mit „Wahrlich, so ein Paar macht einem den Mund ganz wässrig.“ kommentiert. Wie lässt sich der ironische Charakter dieser Äußerung belegen? In der Face-to-face-Interaktion helfen dabei natürlich besonders stark verkörperte „Ironiesignale“ (Hartung 2002, 172) wie die „Artikulation“ (Hartung 2002, 174–177) aber auch multimodale Indikatoren wie ein skeptischer Blick. Hier lässt der Dramentext eine Leerstelle, die natürlich in der Aufführungspraxis entsprechend gefüllt werden kann. Aber auch ohne diese para- und nonverbalen Mittel liegt der ironische Charakter zum einen nahe durch den „Ko-Text“ (Hartung 2002, 178–180), d. h. die situationale Einbettung in die Sequenz aus hyperbolisch-unrealistischen Aussagen, immer einer Meinung gewesen zu sein, nie gestritten zu haben und das „Muster einer glücklichen Ehe“ geführt zu haben, gipfeln in den Kosenamen „englisches Weibchen“ und „goldenes Männchen“, die, gerade von einer lebenserfahrenen Frau wie Jungfer Ohldin, die Herrn und Frau Oronte seit ihrer Kindheit kennt, nicht ernst genommen werden können⁵. Auch der saloppe Ausdruck *den Mund wässrig machen* verträgt sich wenig mit einer ernsten Lesart. Ein weiterer Indikator ist die „ironische Formel“ (Hartung 2000, 177 führt u. a. „hört hört“ als eine solche Formel an) „wahrlich“, mit der Jungfer Ohldin ihre Bemerkung einleitet, sowie das einem selbst, das durch seine Funktion der Verallgemeinerung und Ent-Individualisierung eine Positionierung der Distanzierung von der eigenen Äußerung durchführt (affektive Distanzierung nach Imo/Ziegler 2019, 20).

Es zeigt sich, dass dem Gebrauch von *man* in dem Drama nicht nur lokal und sequentiell klare interaktionale Funktionen zugeschrieben werden können, der Vergleich mit dem Gebrauch im heutigen Deutsch legt offen, dass die Verwendungsweisen zu Lessings Zeit funktional ganz ähnlich waren.

Der zweite Ausschnitt, der im Rahmen dieser Untersuchung analysiert werden kann, stammt aus „Der junge Gelehrte“ und zeigt, wie sich in den Dramen alltäglicher Sprachgebrauch mit jeweils literarischen Aufgaben überlagern. Der Auszug schließt direkt an eine lange Szene an, in der die Bedienstete Lisette es Damis ausreden will, zu heiraten. Alle Gegenargumente ignoriert dieser, woraufhin Lisette das Gespräch abbricht und geht:

⁵ Der Fortgang der Interaktion legt im Übrigen eindeutig offen, dass es sich um Übertreibungen handelt, denn nur nach wenigen weiteren Äußerungen beginnen Herr und Frau Oronte zu streiten und letztere legt Jungfer Ohldin nahe, bloß nie zu heiraten ...

Lessing „Der junge Gelehrte“

Zwölfter Auftritt

Anton. Damis.

ANTON.

Da sehen Sie! nun läuft sie fort, da Sie nach ihrer Pfeife nicht tanzen wollen. –

DAMIS.

Mulier non Homo! bald werde ich auch dieses Paradoxon für wahr halten. Wodurch zeigt **man**, daß **man** ein Mensch ist? Durch den Verstand. Wodurch zeigt **man**, daß **man** Verstand hat? Wann **man** die Gelehrten und die Gelehrsamkeit gehörig zu schätzen weiß. Dieses kann kein Weibsbild, und also hat es keinen Verstand, und also ist es kein Mensch. Ja, wahrhaftig ja; in diesem Paradoxo liegt mehr Wahrheit, als in zwanzig Lehrbüchern.

ANTON.

Wie ist mir denn? ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie Herr Valer gesucht hat? Wollen Sie nicht gehen und ihn sprechen?

Anton kommentiert ihren Abgang salopp („nun läuft sie fort, da Sie nach ihrer Pfeife nicht tanzen wollen“), wohingegen Damis den Vorfall nutzt, um seine (Pseudo)Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen, zunächst mit Verweis auf die Valens Acidalius zugeschriebene, 1592 erschienene Schrift „Disputatio nova contra mulieres“, auch unter „Mulier non Homo“ (eine Frau ist kein Mensch) erschienen. Er breitet dieses „Paradoxon“ im klassischen Stil eines Lehrdialogs mit Fragen und Antworten aus. Das Indefinitpronomen *man* erfüllt dabei die Rolle des Verweises auf die „gesamte[] Menschheit“ (Duden 2005, 327)⁶ und ist insofern eigentlich neutral bzw. ganz im Gegenteil im Rahmen der Formulierung allgemeiner wissenschaftlicher Aussagen klar angemessen. Im Kontext der Komödie „Der junge Gelehrte“ erhält das Pronomen – bzw., die Tatsache, dass das Pronomen in Sätzen mit wissenschaftlichen Herleitungen verwendet wird – zugleich eine spezielle, dramentechnische und literarische Funktion, nämlich die der Charakterisierung von Damis als eher eingebildet-weltfremden Gelehrten, mit dem keine normalen Unterhaltungen zu führen sind (man beachte die Reaktion durch Anton, der die Ausführungen ignoriert und Damis erinnert, dass er eigentlich mit Valer sprechen sollte).⁷

⁶ Vgl. Zifonun (2000, 238): „Nur implizit ist mit *man* die Einschränkung auf den Denotatbereich *Mensch* verbunden. Standardannahmen müssten sich also – bei maximaler Generalität – auf das beziehen, was wir so über uns Menschen im Allgemeinen zu wissen glauben.“

⁷ Vgl. Imo (2023), der zeigt, dass Gryphius ganz gezielt die mit (gelehrten) Explikationen verbundene Floskel *das ist* (heute: *das heißt*) verwendet, um den eingebildeten Dorfschullehrer Peter Squenzt ironisch zu charakterisieren.

5 Fazit

Die aus Platzgründen leider nur kurze Diskussion der zwei Dramenausschnitte zeigt, dass man mit dem analytischen Inventar der Interaktionalen Linguistik auch historische Texte sehr gut untersuchen kann und dass es auch möglich ist, die im engeren Sinne interaktionsgrammatischen Funktionen von *man* von denen, die durch literarische und dramenbezogene Anforderungen gestellt werden, unterscheiden kann (wie im Falle des jungen Gelehrten, wo die auch alltags-sprachlich weit verbreitete Funktion des Verweises auf eine unspezifische Allgemeinheit der ironischen Figurencharakterisierung dient). Es zeigt sich, dass die interaktionalen Anforderungen von Sprache, wie sie in Abschnitt 2 dargestellt wurden – Prozess-, Situations-, Kooperations- und Handlungsorientierung – auch dem Gebrauch von *man* in Dramen zu Grunde liegen: So zeigte die Diskussion des Auszugs aus *Der Misogyn*, wie *man* im Rahmen einer interaktional kollaborativ erzeugten Vorwurfssequenz an der Situationsherstellung des Vorwurfs beteiligt war, wie es über die prozessuale Entfaltung des Vorwurfs zu erklären ist, dass sich auch der Gebrauch von *man* in Clustern häuft, wie durch *man* vorwurfsrelevante Handlungen wie Handlungsverpflichtungen („Man kann und muß“) ausgedrückt werden und wie in der ersten Phase Kooperation an der gemeinsam hergestellten Handlungssequenz des Vorwurfs stattfindet, dann aber in der letzten Phase durch „Wahrlich, so ein Paar macht einem den Mund ganz wäßrig.“ metakommunikativ in Frage gestellt wird. Aber nicht nur die Persistenz interaktionsgrammatischer Funktionen oder von Routineformeln (*man weiß es nicht*) bis heute kann durch interaktionslinguistische Analysen aufgedeckt werden, auch Einblicke in Muster, bei denen besondere Situationsbindungen und gesellschaftliche Strukturen vorliegen, und die heute entsprechend nicht mehr oder nicht mehr in dem Umfang zu erwarten sind, können so gegeben werden, wie bei der Ankündigungsfloskel von Bediensteten („Man will Sie sprechen.“).

Literatur

- Auer, Peter (1999): Sprachliche Interaktion. Tübingen: Niemeyer.
- Betten, Ane (1986): Einige grundsätzliche Überlegungen zur Beschreibung alltagssprachlicher und literarischer Dialoge. In: Hundsnurscher, Fram/Edda Weigand (Hgg.): Dialoganalyse. Tübingen: Niemeyer, S. 3–12.
- Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Tübingen: Stauffenburg.
- Brown, Roger/Gilman, Albert (1989): Politeness theory and Shakespeare's four major tragedies. In: Language and Society 18, S. 159–212.
- Bührig, Kristin/Meier, Bernd (2003): Die dritte Person: Der Gebrauch von Pronomina in gedolmetschten Aufklärungsgesprächen. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 38, S. 5–35.

- Couper-Kuhlen, Elizabeth/Selting, Margret (2000): Argumente für die Entwicklung einer ‚interaktionalen Linguistik‘. In: *Gesprächsforschung* 1, S. 76–95.
- Couper-Kuhlen, Elizabeth/Selting, Margret (2001): Forschungsprogramm ‚Interktionale Linguistik‘. In: *Linguistische Berichte* 187, S. 257–287.
- Couper-Kuhlen, Elizabeth/Selting, Margret (2018): *Interactional Linguistics*. Cambridge.
- Culeper, Jonathan und Merja Kytö (2010): *Early Modern English Dialogues: Spoken Interaction as Writing*. Cambridge: CUP.
- Deppermann, Arnulf (2001): *Gespräche analysieren*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Du Bois, J. W. (2014). Towards a dialogic syntax. In: *Cognitive Linguistics* 25, S. 359–410.
- Duden (2005): *Die Grammatik*. Mannheim: Dudenverlag.
- Eggs, Frederike (2017): ‚Darf man fragen, wie alt Sie eigentlich sind?‘. In: Ekinci, Yüksel/Montanari, Elke/Selmani, Lirim (Hgg.): *Grammatik und Variation*. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, S. 67–82.
- Fischer, Frank, et al. (2019): *Programmable Corpora: Introducing DraCor, an Infrastructure for the Research on European Drama*. In: *Proceedings of DH2019: „Complexities“*, Utrecht University, doi:10.5281/zenodo.4284002.
- Gillmann, Melitta/Imo, Wolfgang (2021): „Du rotziger Blasebalckemacherischer Dieb! Solst du mich dutzen?“ – Funktionen des Personalpronomens du in Gryphius’ „Peter Squentz“. In: *ZGL* 49, S. 121–145.
- Günthner, Susanne (2000): *Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion*. Tübingen: Niemeyer.
- Hartung, Martin (2002): *Ironie in der Alltagssprache: Eine gesprächsanalytische Untersuchung*. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung.
- Hausendorf, Heiko (2015): *Interaktionslinguistik*. In: Ludwig M. Eichinger (Hgg.): *Sprachwissenschaft im Fokus*. Berlin: de Gruyter, S. 43–70.
- Heidegger, Martin (1949): *Sein und Zeit*. Tübingen: Neomarius Verlag.
- Hopper, Paul J. (1998): *Emergent Grammar*. In: Tomasello, Michael (Hgg.): *The New Psychology of Language*. Mahwah (N.J.): Erlbaum, S. 155–175.
- Imo, Wolfgang/Ziegler, Evelyn (2019): Situierte Konstruktionen: das Indefinitpronomen man im Kontext der Aushandlung von Einstellungen zu migrationsbedingter Mehrsprachigkeit. In: OBST 94, S. 75–104.
- Imo, Wolfgang (2022): *Diskursmarker: Eine Fallstudie für Theorie und Methode der Interaktionalen Linguistik*. In: Beißwenger, Michael/Lemnitzer, Lothar/Müller-Spitzer, Carolin (Hgg.): *Forschen in der Linguistik*. Wiesbaden: UTB, S. 103–121.
- Imo, Wolfgang (2024): *Interktionale Ellipsen: Nicht-finite Prädikationskonstruktionen (NFPK) und Aposiopesen im Dramenwerk von Andreas Gryphius*. In: Imo, Wolfgang/Wesche, Jörg (Hgg.): *Sprechen und Gespräch in historischer Perspektive - Sprach- und literaturwissenschaftliche Zugänge*. Stuttgart: Metzler, S. 59–86.
- Imo, Wolfgang (2023): „*Nihil ad Rhombum. Das ist: nichts zur Sache*“ *Das-ist-Explikativkonstruktionen als Ressource für komödienhaftes Sprechen bei Gryphius*. In: Imo, Wolfgang/Wesche, Jörg (Hgg.): *Interktionale Sprache im Dramenwerk von Andreas Gryphius. Literatur- und sprachwissenschaftliche Studien*. Tübingen: Winter, S. 233–264.
- Imo, Wolfgang/Lanwer, Jens P. (2019): *Interktionale Linguistik*. Stuttgart: Metzler.
- Imo, Wolfgang/Müller, Melissa (2023): Von „*Ey Pickelhäring / das ist wider Ehr und Redlichkeit*“ zu „*ey Timo; lass_ma RISCHtisch laut(.) öh schrElen*“ - *ey und ei* gestern und heute. In: Imo, Wolfgang/Wesche, Jörg (Hgg.): *Interktionale Sprache im Dramenwerk von Andreas Gryphius. Literat und sprachwissenschaftliche Studien*. Tübingen: Winter, S. 99–186.

- Kieserling, André (1999): Kommunikation unter Anwesenden: Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kleist, Heinrich von (1805): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. www.projeckt-gutenberg.org/kleist/gedanken/gedanken.html (Stand: 06.01.2023).
- König, Katharina (2014): Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Berlin: de Gruyter.
- Lanwer, Jens P. (2018): Grammatikalität und Rekurrenz. Zur Rolle statistischer Verfahren im Rahmen einer ‚rekonstruktiven‘ Linguistik. In: Albert, Georg/Diao-Klaeger, Sabine (Hgg.): Mündlicher Sprachgebrauch. Tübingen: Niemeyer, S. 232–253.
- Luginbühl, Martin et al. (2021): Quantitative and qualitative approaches in Conversation Analysis. In: Gesprächsforschung 22, S. 179–236.
- Mostovaia, Irina (2021): Selbstreparaturen in der schriftlichen Interaktion Eine kontrastive Analyse deutscher und russischer Kurznachrichtenkommunikation. Berlin: de Gruyter.
- Schegloff, Emanuel A. (1993): Reflections on quantification in the study of conversation. In: Research on Language and Social Interaction 26, S. 99–128.
- Schegloff, Emanuel A./Ochs, Elinor/Thompson, Sandra A. (1993): Introduction. In: Ochs, Elinor/Schegloff, Emanuel A./Thompson, Sandra A. (Hgg.): Interaction and Grammar. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1–51.
- Schwitala, Johannes (2004): Unterschiede zwischen authentischer und simulierter gesprochener Sprache in fiktionalen Texten. In: Bok, Václav/Williams, Ulla/Williams-Krapp, Werner (Hgg.): Studien zur deutschen Sprache und Literatur. Hamburg: Kovac, S. 371–388.
- Steensig, Jakob/Heinemann Trine (2015): Opening up codings? In: Research on Language and Social Interaction 48, S. 20–25.
- Stivers, Tanya (2015): Coding social interaction. A heretical approach in conversation analysis? In: Research on Language and Social Interaction 28, S. 1–19.
- ten Have, Paul (2007): Doing Conversation Analysis. London: Sage.
- Weinrich, Harald (2005): Textgrammatik der deutschen Sprache. Hildesheim: Olms.
- Zifonun, Gisela (2000): „Man lebt nur einmal.“ Morphosyntax und Semantik des Pronomens man. In: Deutsche Sprache 28, S. 232–253.

Michael Bender

Diskursgrammatik des Whataboutism

Kommentieren mit Interrogativsyntax am Beispiel der „Was ist mit X?“-Konstruktion in Bundestags-Zwischenrufen und Wissenschaftsblog-Kommentaren

1 Einleitung

„Was ist mit X?“ gilt als typische sprachliche Form des so genannten ‚Whataboutism‘. In journalistischen Publikationen wird dieses Phänomen als destruktives rhetorisches Verfahren beschrieben, als „Perfider Trick aus der Mottenkiste der Rhetorik“ (Park 2017) und typisch populistische Propaganda-Strategie. Auch in der germanistischen Politolinguistik ist eine solche Darstellung zu finden. Niehr (2022, 166) zufolge besteht diese Strategie darin, „auf eine Kritik nicht einzugehen, sondern mit Gegenkritik – häufig aus einem anderen Themengebiet – zu antworten. Dies begegnet insbesondere bei Analysen zum Rechtspopulismus, indem darauf beharrt wird, dass es ja auch Linkspopulismus gebe.“ Viele Beispiele finden sich daher auch in den Plenardebatten des Deutschen Bundestages, insbesondere in den Zwischenrufen, die im Folgenden einen zentralen Untersuchungsgegenstand in Form eines linguistisch erschlossenen Korpus darstellen. Im folgenden Beispiel wird die Whataboutism-Frage in einem Zwischenruf eines AfD-Abgeordneten als Reaktion auf Vorwürfe einer Rednerin der Fraktion DIE LINKE gestellt:

Gökay Akbulut (DIE LINKE): Sehr geehrter Herr Präsident! Liebe Kolleginnen und Kollegen! Die AfD bringt hier einen Gesetzentwurf ein, mit dem sie ihre rechte Hetze weiterhin legitimieren möchte. [...] Sie verbreiten auch in dieser Debatte hier wieder Fake News und stellen es so dar, als ob der Raum im Internet komplett überreguliert wäre. Ich als Frau mache eher eine gegenteilige Erfahrung. Frauen, vor allem diejenigen mit Migrationsgeschichte, bekommen immer mehr rassistische und sexistische Kommentare und Drohungen ab. Diese Art der Kommentare und Beiträge sind jedoch keine Meinungen, sondern stellen Straftatbestände dar. Ich habe hier auch einige Anzeigen gemacht und Verfahren gewonnen. (Beifall bei Abgeordneten der LINKEN) Beleidigungen und rechte Hetze sind keine Meinungsvielfalt.

(Dr. Bernd Baumann [AfD]: Was ist mit linker Hetze?) (25.3.2021)

(Müller/Stegmeier (Hrsg.) (2023): Text-ID: 19_218_00309. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Darmstadt: Discourse Lab. Online unter: <https://discourselab.de/cqpweb/>; Zugriff: 31.03.2025.)

In Zwischenrufen in den Plenardebatten kommt die ‚Was ist mit X?‘-Konstruktion auffallend häufig vor. Dieser Befund, der im Zuge der Exploration eines Korpus

aus allen Zwischenrufen im Deutschen Bundestag mittels Berechnung von N-Grammen zum Vorschein kam (genauere Angaben in Kapitel 4), stellt einen Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrags dar. Neben der Verwendung der Konstruktion in Bundestags-Zwischenrufen wird im Folgenden kontrastiv ihr Gebrauch in Forenbeiträgen bzw. Kommentaren zu Wissenschaftsblogs untersucht, wo sie ebenfalls eine hohe Frequenz im N-Gramm-Ranking aufweist. Beide Äußerungsformen – Zwischenruf und Blog-Kommentar – werden hier als Kommentierungsform angesehen. Unter Kommentierungen werden – kurz gefasst – retrospektive Äußerungen mit einem eigenen propositionalen Gehalt verstanden (der über eine reine Kurzbewertung hinausgeht), die sich rekontextualisierend auf eine Voräußerung beziehen, von dieser aber nicht als Anschlussakt relevant gesetzt worden sind (vgl. Bender 2020; 2022). Die auffällig häufige Verwendung der Whataboutism-Konstruktion (im Folgenden WK abgekürzt) im Rahmen dieser Kommentierungsformate legt nahe, die WK auf eine kommentierende Funktion oder Teil-Funktion hin zu analysieren. Diese ginge über die typische, rein rhetorische Gegenkritik-Funktion hinaus, auf die sich die bisherige Forschung zum Whataboutism konzentriert hat. Insofern stellt die vorliegende Analyse und theoretische Modellierung eine neue Perspektive dar. Die kommentierungstheoretische Einordnung der WK ist einerseits relevant für die Analyse des Funktionsumfangs der Konstruktion, andererseits für das Erkenntnisinteresse im Zuge der korpusgestützten Entwicklung einer Theorie des Kommentierens (detaillierte Ausführungen in Abschnitt 2.4). Vor diesem Hintergrund wird in der folgenden Studie untersucht, inwiefern es sich bei der WK um eine – syntaktisch interrogative – Form des propositional-kontextualisierenden Kommentierens handeln kann, die nicht auf die rein rhetorische Rückzuschreibung von Kritik in Form einer Gegenfrage beschränkt ist.

Das allgemeine und in der Medienöffentlichkeit dargestellte Verständnis von ‚Whataboutism‘ erscheint als gut abgrenzbares Konzept, das eine bestimmte sprachliche Praktik in kontroversen politischen Kontexten abbildet, auch wenn mittlerweile öffentlich reflektiert wird, dass diese Praktik nicht nur von Politiker/innen, sondern auch von anderen Akteuren etwa in sozialen Medien ebenfalls häufig angewendet wird (vgl. Park 2017). Der Ursprung der ‚Whataboutism‘-Praktik wird historisch im kalten Krieg verortet. Beispiele für das rhetorische Verfahren sind jedoch auch schon aus der nationalsozialistischen Propaganda bekannt. Der Begriff wurde vor allem auf Seiten der USA im Rahmen der Kritik an sowjetischer Propaganda eingeführt und im Zuge der kritischen Beschreibung der Rhetorik der Putin-Regierung Mitte der 2000er Jahre (Golunov 2013) sowie der Argumentationspraktiken von Donald Trump weiter geprägt (vgl. Dykstra 2020).

Whataboutism wird – zugespitzt – bestimmt als Variante eines tu-quoque- bzw. ad hominem-Arguments (vgl. Bowell 2023, 1), das statt auf den diskutierten

Sachverhalt persönlich auf den/die, Gegner/in zielt, wenn auch oft indirekt durch eine thematische Verschiebung oder Ablenkung. „Was ist mit X?“ scheint auf den ersten Blick also ein prototypisches diskursgrammatisches Phänomen mit einer klar eingegrenzten Form und Funktion in spezifischen Diskurskonstellationen zu sein. Im Folgenden wird jedoch gezeigt, dass diese spezifische Bestimmung bei genauerem Hinsehen nicht aufrechterhalten werden kann und eine unangemessene Reduktion beziehungsweise Verengung der möglichen Funktionalität darstellt.

Aus linguistischer Perspektive zunächst syntaktisch betrachtet zielt die Frage „Was ist mit X?“ lediglich auf ein ‚aboutness topic‘, könnte also auch als eher generische Thematisierungspraktik angesehen werden. In diesem Zusammenhang taucht sie auch in der sprachwissenschaftlichen Forschungsliteratur auf – im Themengebiet Informationsstruktur, Kohärenzbildung bzw. thematische Progression in Texten bzw. Interaktionen (vgl. Gundel 1985; Hinterwimmer 2011, 1877–1884; Hoffmann 2003, 100). Vor diesem Hintergrund stellt sich – das allgemeine Whataboutism-Verständnis kritisch reflektierend – die auch diskursgrammatisch relevante Frage: Was ist mit konstruktiven Gebrauchsvarianten von WK? Was ist mit der Verwendung der Konstruktion zur kooperativen Kontextualisierung in Diskussionsverläufen – im Sinne von gewinnbringenden Ergänzungen, thematischen Erweiterungen, guten Ideen?

Um diesen Forschungsfragen nachzugehen, wird im folgenden Beitrag zunächst eine linguistische Beschreibung der Konstruktion aus syntaktischer und semantischer (Kapitel 2.1) sowie pragmatischer Perspektive (Kapitel 2.2) gegeben. Dabei wird syntaktisch auf die (Frage-)Form der WK eingegangen sowie ihre Ableitung aus einer Kopula-Prädikativ-Konstruktion. Semantisch ist dabei vor allem die Analyse der Präposition ‚mit‘ relevant. Eine Einordnung im Rahmen der Informationsstruktur – insbesondere mit Blick auf die Topikmarkierung – wird ebenfalls vorgenommen. Pragmalinguistisch wird reflektiert, inwiefern es sich bei der Konstruktion um eine rhetorische Frage handelt, welche anderen (propositionalen) Fragetypen für eine adäquate Beschreibung relevant sind und welche funktionalen Aspekte und Varianten in die Analyse einbezogen werden müssen. Dies erfolgt auch vor dem theoretischen Hintergrund der gebrauchsisierten Konstruktionsgrammatik sowie im Rahmen der Einordnung in das Paradigma der Diskursgrammatik (Kapitel 2.3). Als weiterer Analyse-Hintergrund wird wie eingangs begründet der Entwurf einer Theorie des Kommentierens dargelegt, die korpusgestützt weiterentwickelt und als Beschreibungsinstrument auf die Konstruktion im Fokus angewendet wird (Kapitel 2.4).

Im Anschluss werden die Korpora und Analysemethoden der Studie in Kapitel 3 kurz vorgestellt. Kontrastiv zu dem Zwischenrufe-Korpus wird die WK wie erwähnt auch in einem Korpus aus Kommentaren zu Wissenschaftsblogs unter-

sucht, um die Wechselwirkung mit unterschiedlichen sozialen und medial-kommunikativen Kontexten einzubeziehen – ganz im Sinne der Diskursgrammatik. Methodisch werden vergleichende N-Gramm-Analysen durchgeführt, um die relative Sequenz und Distribution von WK zu messen sowie Varianten der Konstruktion zu finden. Diese korpuslinguistische Untersuchung sowie Beispielanalysen werden in Abschnitt 4 beschrieben, deren Ergebnisse im Schlussteil (5) vor dem Hintergrund der Forschungsfrage diskutiert.

2 Theoretischer Hintergrund

2.1 Syntax und Semantik der Whataboutism-Frage

Bei der hier untersuchten Konstruktion handelt es sich – zumindest auf der Form-Ebene – um einen Fragesatz mit Verbzweitstellung (vgl. Dürscheid 2010, 62–63), der auf den ersten Blick als Ergänzungsfragesatz mit ‚Was‘ als Fragepronomen zu bestimmen ist (eine Differenzierung dazu in 2.2). Die drei konstanten Komponenten – das Interrogativpronomen ‚was‘, das Kopulaverb ‚ist‘ und die Präposition ‚mit‘ – zeichnen sich alle dadurch aus, dass sie das Ziel der Frage kaum weiter spezifizieren. Dies lässt sich genauer ausführen, indem man die Konstruktion als interrogative Entsprechung einer Kopula-Prädikativ-Konstruktion (KPK) beschreibt. Wenn man die Whataboutism-Frage als rhetorische Frage ansieht (was im Folgenden noch diskutiert wird), würde die Umformung in eine KPK die assertive Aussageform ergeben bzw. die suggerierte Antwort. Die Entsprechung zum Beispiel oben ‚Was ist mit linker Hetze?‘ wäre in dieser Modellierung: ‚Mit linker Hetze ist es genauso.‘ Wenn man die rhetorisch suggerierte Prädikation konkret ausformuliert, würde der Satz lauten: ‚Linke Hetze ist auch keine Meinungsvielfalt, sondern ein Straftatbestand‘. Bei dieser Spezifizierung würde die Präpositional-Konstruktion also wegfallen, eine Kopula-Prädikativ-Konstruktion mit dem Muster ‚X ist Y‘ wäre gegeben. Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden zunächst die einzelnen Wörter in ihrer Bedeutung und Funktion als Bestandteile der WK analysiert:

a) Was

Das Interrogativpronomen ‚Was‘ ist in der Frage-Form der WK im beschriebenen Umformungsmodell die Entsprechung des Prädikatsnomens einer Kopula-Prädikativ-Konstruktion (KPK). Es hält diesen Prädikations-Slot maximal offen. Der propositionale Gehalt der WK als Ergänzungsfrage wird neben diesem offenen Slot also alleine durch die Referenz auf X getragen, nicht näher bestimmt

durch das Interrogativpronomen, wie es bei Ergänzungsfragen sonst der Fall ist, bei denen das Fragepronomen Kategoriebedingungen für Antwortpropositionen enthält (vgl. z. B. Wunderlich 1976, 246). So wird in der spezifischeren Fragekonstruktion ‚Was ist X?‘ durch das Fragepronomen als Antwort relevant gesetzt, um was es sich bei X handelt, nicht etwa, was mit X passiert/los oder zu X zu sagen ist. Die Offenheit in der WK wird erst durch die Kombination mit der Präposition ‚mit‘ – als Kopf einer Präpositionalphrase, die das Topik einführt – erzeugt. Auch bei Verwendung des Fragepronomens ‚Wie‘ würde erst eine Konstruktion mit der Präposition ‚mit‘ nach einem expletiven ‚es‘ eine unspezifischere Frage konstituieren („Wie ist es mit X?“ statt „Wie ist X?“, also der spezifischeren Frage nach Eigenschaften von X). Die Verwendung eines Fragepronomens ohne Präpositionalkonstruktion führt im Vergleich immer zu einer Einengung bzw. Spezifizierung. „Was ist X?“ und „Wie ist X?“ haben verschiedene Selektionsbeschränkungen hinsichtlich der Antwortmöglichkeiten, bei „Was ist mit X?“ ist das nicht der Fall. Gerade dem in der WK unspezifiziert mit „Was“ erfragten Prädikatsnomen wird in Grammatiken eine sehr starke Stellung in KPK zugeschrieben. Es kann in der KPK unterschiedlich realisiert werden, etwa durch eine Adjektiv- oder Nominalphrase. In der KPK „X ist Y“ kann Y also mit verschiedenen Konstituenten besetzt werden. Die hohe Gewichtung der Bedeutung des Prädikatsnomens für die Satzaussage in KPK wird vor allem in Verbindung mit der lexikalisch-semantischen Leere des Kopulaverbs ‚sein‘ erklärt.

b) ist

In der Duden-Grammatik (Dudenredaktion 2016, 866) werden Kopulaverben generell als weitgehend inhaltsleer angesehen, die Bedeutung der Kopulaverb-Prädikativ-Konstruktionen als „hauptsächlich von den Prädikativen bestimmt“ beschrieben und diese deshalb als „komplexe Prädikate“ bezeichnet. Zifonun et al. (1997, 1106) zufolge tragen Kopulae selbst wenig „zum Aufbau der Satzbedeutung“ bei, denotieren neben der bloßen Existenz des Subjekts „nur Komponenten wie Veränderung, (gruppenbezogene) Gültigkeit oder Modus der Existenz“ und erst mit der Prädikativbedeutung ein vollständiges Prädikat. Eisenberg sieht dies genauso, bezeichnet Kopulae als semantisches „Leichtgewicht“ und beschreibt – neben ihrer Verbindungsfunction zwischen Subjekt und Prädikatsnomen – die Bedeutungskomponenten der Kopulaverben ‚sein‘, ‚werden‘ und ‚bleiben‘ wie folgt: „Schreibt man **sein** als Kopula eine Funktion ganz allgemeiner Art zu wie ‚Prädikation besteht‘, dann hat **werden** die Bedeutung ‚Prädikation tritt ein‘ und **bleiben** die Bedeutung ‚Prädikation besteht weiter‘“ (Eisenberg 2013, 79, Hervorh.i.Orig.).

c) mit

Oben erwähnt wurde bereits, dass die Präposition „mit“ in Kombination mit dem Interrogativpronomen den Möglichkeitsspielraum für die Prädikation offenhält und eine nicht weiter spezifizierte Relevanzsetzung von X bewirkt. Semantisch deckt die Präposition „mit“ generell ein recht großes Spektrum ab. Der Grammatik von Helbig/Buscha (2001, 378–379) zufolge kann sie begleitende Umstände ausdrücken (z. B. „mit großem Aufwand“), instrumentale (z. B. „mit der Hand“), temporale (z. B. „mit dem Startschuss“), konditionale (z. B. „mit etwas Glück“) oder partitive (Zugehörigkeit, Teil-von-Verhältnis, z. B. „Eis mit Schlagsahne“) Bedeutung haben. Ergänzend aufgeführt wird in Helbig/Buscha (2000, 185) auch die komitative Bedeutung, die ein Verhältnis des Begleitens bzw. des Zusammenseins ausdrückt (z. B. „Ich habe den Brief zusammen mit dem Paket abgeschickt“; Helbig/Buscha 200, 185). In Bußmann (1990, 392) wird der Komitativ auch als Aktionsart des Verbs beschrieben, im Sinne der Bezeichnung einer begleitenden Handlung. Die letztgenannte Bedeutungsdimension, jedoch reduziert auf das reine Ausdrücken eines Zusammenhangs oder Verhältnisses bzw. eines Gleichzeitig-relevant-Seins, kommt der Semantik der Präposition „mit“ in der WK am nächsten. Eine Paraphrasierung von „Was ist mit X?“, die das zeigt, wäre z. B.: Inwiefern ist X im Zusammenhang mit der Voräußerung relevant? Oder: Wie verhält es sich mit X in Relation zur Voräußerung? In der IDS-Grammatik, die das Bedeutungsspektrum von „mit“ noch differenzierter beschreibt, wird dies als Grundbedeutung von „mit“ im Supplementgebrauch angesehen:

Anders als bei den lokalen Präpositionen bietet sich keine der Verwendungsvarianten als „Grundbedeutung“ unmittelbar an. Am ehesten eignet sich dafür eine ganz abstrakte Fassung der Konkomitanz im Sinne der Interpretation von mit als „unter gleichzeitigem Vorhandensein bzw. unter gleichzeitiger Gültigkeit von“. So gehen sowohl Coseriu 1979 mit der Bestimmung „und x ist dabei“ als auch Seiler 1973 mit seinem Konkomitanzprinzip von einer komitativen Grundbedeutung aus. Man beachte darüber hinaus, daß viele der – verbgruppenadverbialen – Verwendungen eine koordinative Paraphrase zulassen. Ein Aussagesatz der Form „A x-t mit B“ kann paraphrasiert werden in „A x-t und B x-t“. (Zifonun et al. 1997, 2137)

d) X

Konkret benannt wird in der Whataboutism-Frage also nur das Subjekt einer Prädikation, die durch die Frage initiiert werden soll. Der propositionale Gehalt besteht nur aus der Referenz auf X. Der implizite Bezug auf eine Prädikation in der Voräußerung liegt nahe, ist zumindest im prototypischen Beispiel gegeben. „Linke Hetze“ soll mit der in der Voräußerung ausgedrückten Prädikation verbunden werden, die auf „rechte Hetze“ bezogen wurde, nämlich „ist keine Meinungsvielfalt, sondern ein Straftatbestand“. Dabei wird ein neues Topik gesetzt – und zwar kontrastiv zu

einem bereits eingeführten, wobei in solchen kontrastiven Konstellationen von partiellen Topiks ausgegangen wird, die Teile eines komplexen ‚aboutness topic‘ bilden (vgl. Hinterwimmer 2011, 1885). „Eine Konstellation **kontrastiver** [Herv.i.Orig.] Topiks [...] verknüpft unterschiedliche Spezialisierungen eines gemeinsamen Oberbegriffs“, führt Stede (2018, 102) dazu aus und schreibt (zus. mit Mamprin) kontrastiven Topiks ergänzend „diskurssteuernde Funktion“ zu, die „nicht allein für den aktuellen Satz wirkt, sondern in Relation zu zwei oder mehr anderen Elementen in anderen Sätzen steht. Gemeinsam markieren diese einen Textbereich mit gemeinsamem Thema“ (Mamprin/Stede 2016, 90). So wird im Beispiel das Topik „Hetz“ beibehalten, dem eingeführten spezifizierten Topik „rechte Hetze“ aber kontrastiv das partielle Topik „linke Hetze“ diskurssteuernd entgegengesetzt. Im Zusammenhang mit „Was ist mit X“ (bzw. „What about X?“) als Topik-Test wird außerdem konstatiert, dass diese Frageform grundsätzlich einen Kontrast zwischen X und einer anderen Diskursentität impliziert („implies a contrast between the mentioned entity X and the other members of some implicit set of relevant entities“; Roberts 2011, 1912).

Diese basale syntaktisch-semantische Beschreibung dient im Analyseteil (Abschnitt 4) als Hintergrund für die Untersuchung von Beispielen und ggf. zur Differenzierung von funktionalen Varianten der WK. Dazu werden im folgenden Abschnitt die theoretischen Grundlagen herausgearbeitet.

2.2 Semantisch-pragmatische Funktionalität der Whataboutism-Frage: Propositionalität, Rhetorizität, Illokutionstypizität

Vor dem Hintergrund der Fragestellung, ob die WK neben der als destruktiv angesehenen rhetorischen Verwendung auch in anderen, konstruktiven Funktionsvarianten gebraucht wird, sind mehrere Punkte zu klären: Zum einen ist zu untersuchen, inwiefern mit X neue Kontexte eingebracht werden, die auch einen konstruktiven Beitrag zur laufenden Debatte darstellen können. Dieser Aspekt der Propositionalität wird im empirischen Teil dieses Beitrags anhand von Beispielen – jeweils im Ko(n)text – analysiert. Propositionale Gehalte von Interrogativsätzen sind im Gegensatz zu denen von Aussagesätzen „in charakteristischer Weise ‚offen‘“ – etwa für eine Entscheidung oder Ergänzung – und können daher nicht „einer Wahrheitswertung unterzogen werden“ (Meibauer 1986, 86). Stattdessen wird als Sinn des Interrogativsatzes aus semantischer Sicht angesehen, dass er die Bedingungen für die korrekte Beantwortung der Frage festlegt. In der Semantik gelten nur solche responsiven Äußerungen als Antworten, „die die offene propositionale Struktur des Interrogativsatzes schließen“ (Meibauer 1986, 86).

Aus pragmatischer Sicht lassen sich von diesen Antworten im engeren Sinne verschiedene zusätzliche Erwiderungsmöglichkeiten abgrenzen, wie z. B. Gegenfragen, Unsicherheits- oder Nichtwissensbekundungen usw., die mit unterschiedlichem Präferenzgrad mehr oder weniger durch die Frage als initiiender Äußerung relevant setzt werden. Auf diese semantischen und pragmatischen Antwortbedingungen hin sind verschiedene Varianten der WK im Folgenden zu untersuchen. Die im Prinzip bis auf die Topikmarkierung sehr offene propositionale Struktur der Whataboutism-Frage wurde oben bereits erwähnt. Dies legt nahe, dass potenziell viele verschiedene Antwortmöglichkeiten durch sie eröffnet werden können.

Dem steht jedoch die allgemein angenommene Rhetorizität der WK entgegen, die zumindest die Anerkennung der Relevanz des markierten Topiks suggeriert oder sogar die Zuschreibung der Prädikation der Voräußerung zu diesem Topik – wie im Beispiel oben die Zuschreibung von „ist keine Meinungsvielfalt, sondern ein Straftatbestand“ zu „linke Hetze“. Es ist zu diskutieren, inwiefern die WK-Frage grundsätzlich als rhetorisch angesehen werden kann. Das steht auch im Zusammenhang mit der ersten Frage nach der Einführung neuer Kontexte, aber nicht nur. Für die Frage nach der Rhetorizität der WK sind folgende Aspekte relevant, die zur Definition des Begriffs ‚rhetorische Frage‘ herangezogen werden:

In der engeren Definition spielt Propositionalität eine entscheidende Rolle, indem Adressaten „das Dual ihres propositionalen Gehalts zu verstehen“ (Bußmann 1990, 650–651) gegeben wird. D. h., dass z. B. bei nicht-negierten Ergänzungsfragen wie „Wo hat man schon seine Ruhe?“ (Bußmann 1990, 650–651) die negative Existenzaussage (Nirgends!) im propositionalen Gehalt der rhetorischen Frage mehr oder weniger explizit enthalten ist bzw. suggeriert wird (im Bsp. durch die Partikel ‚schon‘). Rhetorische Fragen im engeren Sinne sind insofern geschlossen, als sie eine spezifische Antwort als präferiert relevant setzen (vgl. Meibauer 1986, 90). Solche „antwortpräferenten“ Fragen, grenzt Meibauer also nicht als Suggestivfragen in einer separaten Kategorie ab¹, sondern ordnet sie als „schwache rhetorische Fragen“ (Meibauer 1986, 177–178) graduell in einem Spektrum zwischen indirekter Feststellung und Behauptung sowie unterschiedlich stark ausgeprägter Antwortherwartung ein. Im weiteren Sinne werden Fragesätze als rhetorisch angesehen, „die nicht darauf abzielen, dass der Adressat die Frage beantwortet. Dazu gehören also z. B. auch Fragen in Überschriften, die dem Thematisieren einer Frage/Proposition (oder einer Menge von Propositionen) dienen, aber auch Alternativfragen in einem Kontext, in dem eine Alternative allgemein

¹ wie z. B. der Form nach kaum unterscheidbare, aber offenere Stimulusfragen mit erotetischem Anspruch (siehe Kapitel 4.3)

akzeptiert ist und dies nur noch einmal in Erinnerung gerufen werden soll“ (Bußmann 1990, 650). Antwortpräferenz und -erwartung werden jenseits der semantisch-propositionalen Perspektive (aber in Verbindung mit dieser) als zentrale Defintionskriterien angesehen. So ist etwa nach Wunderlich (1976, 167 ff.) entscheidend, ob ein dem „Ursprung der Frage“ entsprechendes „kognitives Defizit“ ausgedrückt wird. Letzteres wird in der linguistischen Literatur zu Frageausdrücken mit dem Begriff der Eerotetizität bezeichnet. So beschreibt Zaehlerer (1984, 15–20) einen erotetischen Illokutionstyp als eine pragmatische Gebrauchsweise der Satzart / des Satzmodus der Interrogativa neben nicht-erotetischen, also bspw. rhetorischen Gebrauchsweisen. Burkhardt nutzt Eerotetizität ebenfalls als Differenzierungskriterium (1986, 45), auch in seiner einschlägigen Forschung zu Zwischenrufen im Deutschen Bundestag (Burkhardt 2004). Letztere sind im Folgenden ein zentraler Untersuchungsgegenstand. Der erotetische Fragetypr wird abgegrenzt von „assertiven Scheinfragen“ (Burkhardt 2004, 580 ff.) bzw. rhetorischen Fragen (Meibauer 1986, 2008, 107–111). Meibauer baut seine Definition stärker pragmatisch vor dem Hintergrund der Sprechakttheorie – also auch im Hinblick auf die Illokutionstypizität – aus, indem er die Indirektheit als entscheidendes Kriterium hervorhebt und rhetorische Fragen als indirekte assertive Sprechakte beschreibt (Meibauer 1986, 109). Er erweitert diese Perspektive anhand von Beispielen für rhetorische Aufforderungen und Behauptungen zu einem allgemeineren Begriff der Rhetorizität: „Ein rhetorischer Sprechakt liegt genau dann vor, wenn in einem nicht-neutralen Kontext aus dem Satztyp/Satzmodus, eventuellen indirekten illokutionären Indikatoren und Informationen über den Kontext auf das Vorliegen einer (indirekten) Behauptung geschlossen wird“ (Meibauer 1986, 110).

Vor diesem Hintergrund stellt das durch die propositionale Offenheit große Spektrum an möglichen Illokutionstypen der WK im Folgenden eine weitere, zentrale Untersuchungsperspektive dar. Denn im Prinzip gibt es weit mehr Möglichkeiten als die medial sehr präsente rhetorische Variante. Die Formseite ist klar als interrogativ zu bestimmen, aber schon die oben vorerst angenommene Einordnung als Ergänzungsfragesatz muss hinterfragt werden, wenn man die sequenzielle Einbindung und interaktive Bezüge berücksichtigt. Wenn bspw. in der Voräußerung, auf die die WK-Konstruktion bezogen wird, eine Entscheidungsfrage gestellt wurde, nach dem Muster: Entscheiden wir uns für oder gegen Y?, dann setzt die anschließende Whataboutism-Frage unter Umständen ebenfalls diese Entscheidung relevant – nur mit Bezug auf X – und eben keine Ergänzung. Das wäre zugleich ein Beispiel für die WK als Gegenfrage. Die WK kann auch als Nach- oder Rückfrage und Verständnissicherungsfrage genutzt werden, wenn X gar nicht in der WK neu, sondern schon in der Voräußerung eingeführt wird (z. B.: A: X ist eine der größten Herausforderungen der Zukunft. Nachfrage von

B: Was ist mit X?). In diesem Zusammenhang müssen bei der korpuslinguistischen Abfrage auch erweiterte Konstellationen wie WK plus Partizip berücksichtigt bzw. abgegrenzt werden, z. B. Was ist mit X gemeint? Oder Was ist mit X passt?

Ilokutionstypologien zu interrogrativen Formen gibt es viele verschiedene (Überblick z. B. in Burkhardt 1986; Rost-Roth 2003; 2011), im vorliegenden Zusammenhang besonders naheliegend ist die von Burkhardt (2004, 571 ff.) in Bezug auf Zwischenrufe bzw. Zwischenfragen in den Bundestags-Plenardebatten. Er differenziert (bei vorliegender Frageform) erotetische Ilokutionstypen weiter in echte Informationsfragen sowie Bitte um Stellungnahme, Klarstellung oder Zustimmung, was je nach Kontext auch bei der WK zutreffen kann. Bei den nicht-erotetischen Typen unterscheidet er zwischen direktiven Frageauflorderungen, assertiven Statement-Zwischenfragen, durch Vorwurf geprägte Anprangerungs-Zwischenfragen und durch Ridikulisierung ohne ernsthaften Kohärenzbezug geprägte Pseudo-Zwischenfragen, wobei diese Kategorien sehr spezifisch im Kontext von Zwischenfragen im Bundestag entwickelt wurden. Dennoch oder gerade deswegen stellt diese Typologie eine Hintergrundfolie dar, vor der im Analyseteil dieses Beitrags in einer eigenen, zusätzlich induktiv entwickelten Typologie verschiedene WK-Typen kategorisiert und beschrieben werden können, wobei wie gezeigt die jeweilige ko- und kontextuelle Einbindung berücksichtigt werden muss.

2.3 Diskursgrammatischer Konstruktionscharakter der Whataboutism-Frage

Angesichts der beschriebenen propositionalen Offenheit und der möglichen Ilokutionstypen der Whataboutism-Frage ist zu klären, inwiefern sie als Konstruktion im Sinne der Construction Grammar, also als gebrauchsbares Form-Funktionspaar, als verfestigtes, syntaktisches Schema mit Kontextualisierungspotenzial angesehen werden kann, das im Rahmen von routinisierten Text- oder Gesprächspraktiken ausgeprägt wurde (vgl. Müller 2015, 212). Insbesondere der Grad der Schematisierung und der Wahrnehmung bzw. des Erlernens des Musters als Ganzes, abstrahiert aus dem konkreten Sprachgebrauch (im Gegensatz zum regelgeleiteten Aufbau eines Syntagmas), ist hier relevant – und zwar in Verbindung mit der Routinisierung in spezifischen diskursiven Kontexten, durch die eine Kontextualisierungsfunktion konstituiert wird.

Im Rahmen der Definition des Konstruktionsbegriffs ist eine viel diskutierte Frage, inwiefern die inhaltsseitige Idiomatizität entscheidend ist (Goldberg 1995, 4; Kay/Fillmore 1999, 4; Überblick in Zeschel 2009, 185–186). Ich schließe mich wie auch Müller (2023, 126) in der Tradition der gebrauchsorientierten Ansätze

(Bybee 2006; Langacker 2007) der Argumentation von Zeschel (2009, 187) an. Dieser lehnt die Forderung nach semantischer Nicht-Vorhersagbarkeit mit der Begründung ab, dass semantische Aspekte von Konstruktionen – relativ zu kontextbezogenen Interpretamenten variierend – unterschiedliche graduelle Salienz aufweisen und auch hinsichtlich des sprecherbezogenen Gebrauchs in einem Korpus variieren können, also – nach Müller (2023, 126) „nur als statistische Tendenzen, nicht aber als obligatorische Merkmale beschrieben werden können“.

Diese mögliche Variabilität ist auch mit Blick auf die WK einzubeziehen, insbesondere wenn auch Aspekte an der Schnittstelle von Semantik und Pragmatik berücksichtigt werden wie die Ausprägung von Rhetorizität und Eerotetizität der Whataboutism-Frage je nach Kontext – vom rein rhetorischen tu-quoque-Gebrauch über eventuell konstruktives Thematisieren bis hin zur zumindest teilweise erotetischen Verwendung mit Informationsinteresse, wenn auch mit möglicherweise gleichzeitig rhetorisch-strategischem Hintergrund.

Der WK wird wie oben dargestellt zugeschrieben, im Kontext des öffentlichen, politischen Diskurses bzw. Streitens entstanden oder zumindest etabliert worden zu sein und sich verfestigt zu haben – im Rahmen der politischen und vor allem populistischen Rhetorik. Zumaldest ist sie in diesem Kontext prominent und sichtbar, in möglichen anderen nicht. Forschung zu anderen Entstehungskontexten wurde im Rahmen der Recherche zu diesem Beitrag nicht gefunden. Insofern liegt es nahe, die Konstruktion aus der Perspektive der Diskursgrammatik zu betrachten, der die Erkenntnis zugrunde liegt, dass Grammatik nur in Abhängigkeit von den sozialen Kontexten des Sprachgebrauchs erklärt werden kann, und deren Programm darin besteht, die Involvierung grammatischer Muster in konkrete Sprachgebrauchskontexte zu untersuchen – und zwar einerseits forensisch und andererseits explorativ (vgl. Müller 2018, 79). Die forensische Perspektive befasst sich mit der Frage „Was macht Grammatik mit Diskursen?“, analysiert grammatische Phänomene im Hinblick auf ihre epistemischen, sozialen und interaktional-kommunikativen Funktionen in bestimmten Diskursen. Dem entspricht die hier formulierte Forschungsfrage nach der rhetorischen, thematisierenden (Topik-einführenden) und / oder erotetischen Funktion der WK in Relation zum Verwendungskontext – hier kontrastiv untersucht anhand der Bundestags-Zwischenrufe und Wissenschaftsblog-Kommentare. Dieser Frage wird aus diskursgrammatisch-forensischer Sicht im Analyseteil (Abschnitt 4) nachgegangen, wobei die Funktion des grammatischen Phänomens nicht nur in seiner Ausrichtung auf die direkten Adressaten der WK, sondern auch mit Blick auf die Drittadressierung der Öffentlichkeit im „Schaufensterparlament“ bzw. der SciLogs-Blogosphäre untersucht wird.

Die explorative Perspektive der Diskursgrammatik stellt hingegen die Frage „Was machen Diskurse mit Grammatik?“ und untersucht, inwiefern grammatische

Strukturen als emergente Diskursphänomene zu verstehen sind, die durch situative, rollenspezifische oder thematische Kontextparameter konstituiert werden. Als emergentes Diskursphänomen wäre die Whataboutism-Frage allgemein im politischen Streit erklärbar durch die Konstellation der öffentlichen Aushandlung von mehr oder weniger gegensätzlichen Parteipositionen, entsprechenden Sprecher/innen-Rollen und der situativ-kommunikativen Aufgabe der Persuasion einerseits und der Infragestellung/Kritik der Gegenposition andererseits. Im Rahmen dieses öffentlichen Diskursraums ist rhetorisches Fragen ein etabliertes Mittel. Noch besser erklären lässt sich die WK jedoch als emergentes Diskursphänomen im Rahmen des spezifischeren Untersuchungsgegenstandes dieses Beitrags, der Praktik des Zwischenrufens in Plenardebatten. Zwischenrufer/innen stehen in der Regel in Opposition zum/zur Redner/in, sind vor allem selbst in dem Moment keine lizenzierten Redner/innen und haben deshalb nur ein sehr kleines Zeitfenster, in dem sie die Äußerung so anbringen können, dass sie in allen Adressierungsrichtungen wahrgenommen werden und wirken kann. Diese Kontext-Konstellation kann durchaus den hochfrequenten Gebrauch der Whataboutism-Frage in Zwischenrufen erklären, die sehr kurz, schnell abrufbar und formelhaft zur Themen(gegen)setzung und zum Hinterfragen und/oder Diskreditieren der Gegenposition genutzt werden kann. In offiziell beantragten und zugelassenen Zwischenfragen im Bundestag, die 1953 mit dem Ziel der stärker dialogischen Debatte eingeführt wurden (vgl. Burkhardt 2004, 560), hat sich hingegen – zumindest der qualitativen Untersuchung Burkhardts folge – ein diversifiziertes Spektrum auch komplexerer und syntaktisch aufwendigerer Muster des mehr oder weniger rhetorischen Fragens entwickelt, oft verbunden mit längeren Beiträgen ohne erotetischen Fokus, z. B. ausgehend von der formal-interrogativen Einleitung „Ist Ihnen bekannt, dass ...“. Dies wurde zusätzlich dadurch angeregt, dass zeitweise sogar ermahnt wurde, wer Zwischenfragen nicht in Frageform formuliert hat (vgl. Burkhardt 2004, 568). Solche Kontext-Faktoren werden im Analyseteil in der kontrastiven Untersuchung Zwischenrufe vs. Wissenschaftsblog-Kommentare ebenfalls einbezogen.

2.4 Zur Theorie des Kommentierens bezogen auf die Whataboutism-Frage

Das Einbeziehen theoretischer Überlegungen zum Kommentieren (vgl. Bender 2020; 2022) wurde bereits in der Einleitung zu diesem Beitrag damit begründet, dass dadurch eine potenziell aufschlussreiche Analyseperspektive auf die WK eröffnet wird, weil die WK gerade im funktionalen Ko(n)text des Kommentierens auffallend häufig gebraucht wird. Die bisher herausgearbeiteten syntaktischen, semantischen und pragmatischen Merkmale der WK im Allgemeinen, wie z. B. das Setzen

thematisch-progressiver oder kontrastiver Topiks, bestärken diese Annahme. Um diese Aspekte angemessen präzise beschreiben und als funktionale Praktik im Rahmen der hier vorliegenden Korpus-Kontexte einordnen zu können, wird im Folgenden ein theoretischer Ansatz zum Kommentieren eingeführt. Dabei wird diskutiert, inwiefern eine Übertragung auf die syntaktische Frageform im Allgemeinen und die WK im Besonderen möglich ist. Kommentieren wird in diesem Ansatz als retrospektive (Re-) Kontextualisierungspraktik (vgl. Bender 2020; Müller 2020, 52–53) aufgefasst, durch die eine Voräußerung in einen neuen Zusammenhang gebracht wird. Diese Praktik wird eingegrenzt auf Äußerungen, die nicht durch die Voräußerung selbst konditionell relevant gesetzt worden sind (wie z. B. Antworten durch vorherige Fragen) und die einen eigenen propositionalen Gehalt aufweisen, der über eine reine Bewertung hinausgeht („Unsinn!“ als Zwischenruf wäre demnach z. B. keine Kommentierung, sondern ‚nur‘ eine Kurzbewertung). Dieses Begriffsverständnis ist aus der Wortbedeutung und Etymologie von ‚Kommentieren‘ bzw. ‚Kommentar‘ abgeleitet. Beide sind der Wortfamilie des lateinischen *mens* (*mentis*) zuzuordnen, mit den Bedeutungen „Denktätigkeit, Verstand; Gedanke, Vorstellung usw.“² und zurückzuführen auf lat. *commentari* „etwas überdenken, Betrachtungen anstellen; erläutern, auslegen“ (ebd.). Im Digitalen Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS) ist auch die Rückführung auf lat. *communisci* zu finden, was „sich etw. ins Gedächtnis zurückrufen, sich auf etw. besinnen, aus-, ersinnen“³ bedeutet. In der ursprünglichen Bedeutung von ‚Kommentieren‘ ist also die Aktivierung des eigenen Wissens, der eigenen Gedanken enthalten sowie dessen / deren Äußerung in Form einer Ergänzung, Erläuterung oder Auslegung des Gegenstandes der Betrachtung.

Der Äußerungsteil, der diesen propositionalen Gehalt enthält, also einen eigenen Gedanken des Sprechers oder der Sprecherin, der eine zusätzliche Kontextualisierung bewirkt/einbringt/anschließt, wird in der „Theorie des Kommentierens“ nach Posner (1972, 25) als „Kommentor“ bezeichnet. Darüber hinaus veranschlagt Posner unter der Bezeichnung „Kommentat“ (Posner 1972, 25) eine Kommentierungskomponente, in der die Voräußerung oder ein Teil davon mehr oder weniger verändert reformuliert wird oder deiktisch bzw. pronominalisierend-anaphorisch darauf Bezug genommen wird, sowie den Begriff „Kommentandum“ (Posener 1972, 25) für die Benennung der Voräußerung, auf die Bezug genommen wird. Mit der Whataboutism-Frage selbst wird nur situationsdeiktisch auf die Voräußerung ver-

² „Kommentieren“, in: Dudenredaktion (2014) (Hgg.): Duden – Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Berlin, 467.

³ „Kommentieren“, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (2023, letzte Sichtung 7.9.) (Hgg.): Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache: Kommentieren. URL: <https://www.dwds.de/wb/kommentieren>.

wiesen und ansonsten X – also das markierte Topik – als Kommentor-Element angegeschlossen. Andere Kommentierungs-Komponenten können im Kotext vorkommen, die WK an sich enthält sie aber nicht. Von dieser Definition des Kommentierens ausgehend ist zunächst zu klären, inwiefern die beiden zentralen Merkmale der Retrospektivität und der (Re)Kontextualisierung im Fall der WK gegeben sind.

Die Retrospektivität der Whataboutism-Frage wurde – wenn auch nicht unter dieser Bezeichnung – im Grunde bereits in den vorigen Abschnitten des Kapitels 2 herausgearbeitet. Die WK ist – wie gezeigt wurde – erstens nicht durch die Voräußerung selbst konditionell relevant gesetzt und zweitens auch keine rein initierende Sprechhandlung, sondern wie eine Rückfrage immer auf eine Voräußerung bezogen. Sie ist nach Schegloff eine „retro-sequence“ und macht die Voräußerung erst im Nachhinein aus der responsiven „second position“ heraus zum Teil eines sequentiellen Adjazenzpaars (vgl. Schegloff 2007, 217). Die Ausprägung des initierenden Moments hängt vom Illokutionstyp und von der Art der Rhetorizität ab, also davon, ob durch die WK überhaupt eine Antwort relevant gesetzt wird und – wenn ja – wie restriktiv der suggerierte Antwortspielraum ist. Eine restriktivere Form der rhetorischen Suggestion ist z. B. die Übertragung der Prädikation in der Voräußerung (als implizierte Auswahl aus dem Kommentandum) auf das neu eingeführte Topik („ist keine Meinungsvielfalt, sondern ein Straftatbestand“ auf „linke Hetze“). Selbst wenn im erweiterten Kotext kein Bezugspunkt zu Voräußerungen explizit oder implizit angesprochen wird, signalisiert die Whataboutism-Frage immer, dass es im bisherigen Diskursverlauf eine relevante Lücke gibt, dass das thematisierte Topik bisher nicht oder zu wenig berücksichtigt wurde, und schafft somit einen Bezug zum Vordiskurs.

Der Kontextualisierungsaspekt kommt im Zuge der Topik-Einführung zum Tragen. In typischen tu-quoque-Beispielen („Du auch!“) wie dem eingangs erwähnten (rechte Hetze vs. linke Hetze), in denen lediglich unsachlich auf die Gegenseite zurückverwiesen wird, ist das der Fall, denn die Thematisierung des Verhaltens des/der Sprechenden der Voräußerung kann im Prinzip schon als Neukontextualisierung angesehen werden – wenn auch als recht eindimensionale und routinemäßige. In diesem Beitrag ist jedoch von besonderem Interesse, inwiefern durch das Anschließen neuer Topiks (re)kontextualisierend thematische Progression bewirkt wird – auch im Sinne konstruktiver Gesprächsbeiträge, wenn auch oft mit einem rhetorisch-strategischen Ziel. Der Unterschied zwischen Kontextualisierung und Rekontextualisierung kann in diesem Anwendungsfall darin gesehen werden, dass bei letzterer (also mit Re-) die Voräußerung mit Kontexten konfrontiert wird, die den Erwartungen oder Präferenzen des Gegenübers besonders wenig entsprechen. Diese relative Markiertheit bewirkt einen Bruch oder Sprung in der diskursiven Sinnkonstitution und dementsprechende kommunikative Effekte (vgl. Müller 2020, 52 f.). Dies ist auch

angelegt in der oben dargestellten Tendenz zur Einführung eines kontrastiven (partiellen) Topiks in der WK. Dies wiederum steht im Zusammenhang mit einer weiteren konstituierenden Komponente des Kommentierens – der epistemischen Haltung (vgl. Heritage/Raymond 2012, 179–192) bzw. des (vor allem selbstzugeschriebenen) epistemischen Status (Morek/Heller/Quasthoff 2017, 19) der Kommentierenden. Damit verbunden ist ein entsprechendes Rollenverhalten, abgeleitet aus der Annahme, etwas Relevantes und im bisherigen Diskurs zu wenig oder gar nicht berücksichtigtes beitragen zu können bzw. zu müssen (auch orientiert an Konversationsmaximen, insb. der Relevanz und Quantität, vgl. Grice 1975), also auch über entsprechende/s Expertise bzw. Wissen zu verfügen. Kommentieren wird im hier beschriebenen Ansatz also nicht auf evaluative Äußerungen und meinungsbetonte Positionierung reduziert, wie im Alltagsgebrauch und auch in vielen linguistischen Gebrauchsweisen und Analyseperspektiven, weil dies meines Erachtens zu undifferenziert und verkürzend ist und dem sprachlichen Phänomen nicht gerecht wird. Vielmehr wird die Funktion der ergänzenden und/oder neu-perspektivierenden Auslegung und Erläuterung im Sinne der diskursiven Sinnkonstitution und intersubjektiven Explizierung von Interpretationen fokussiert, wenn auch zu berücksichtigen ist, dass diese durchaus oft eingebettet ist in einen meinungsbetonen argumentativen Wettstreit. Dieser kann aber z. B. in den SciLogs-Diskussionen auch eher den Charakter des konstruktiven Fachsimpelns über wissenschaftliche Themen haben als den des parteipolitischen Schlagabtauschs, wie im Analyseteil gezeigt werden wird.

3 Auswahl und Erstellung der Korpora

Zur Beantwortung der in der Einleitung formulierten Fragestellung nach dem Spektrum an – möglicherweise auch konstruktiven – Gebrauchsweisen der WK wurden zwei Korpora erstellt, die im Folgenden – zuerst jeweils gesondert, dann auch vergleichend – analysiert werden. Beide bestehen aus retrospektiven Äußerungen in syntaktischer Frageform, die Bezug auf eine Voräußerung nehmen, allerdings unter unterschiedlichen kommunikativen Bedingungen im Hinblick auf Medialität sowie auf soziale und situative Kontexte, wie oben beschrieben. Dies stellt ein bewusst gewähltes Kriterium für den Vergleich der hier untersuchten Praktiken in unterschiedlichen diskursiven Rahmen dar.

Dafür wurden aus zwei bestehenden Korpora, die im Rahmen der Online-Forschungsplattform DiscourseLab (vgl. Müller 2022a) an der TU Darmstadt entwickelt wurden, Subkorpora gebildet – und zwar aus einem Korpus der Plenarprotokolle des Deutschen Bundestages (Müller/Stegmeier 2023) einerseits und einem Korpus, das die Blogs und Kommentare der Plattform ,SciLogs – Tagebü-

cher der Wissenschaft⁴ umfasst, andererseits. Beide Korpora wurden für den Import in die korpuslinguistische Datenbank- und Analyse-Software CQPweb (Hartie 2012) aufbereitet, also bereinigt, mit linguistischen Basisannotationen wie Wortgrenzenerfassung (Tokenisierung), Satzgrenzenerfassung, Lemmatisierung und Wortklassen (Part-of-Speech) sowie umfassenden Metadaten angereichert. Die Plenarprotokolle wurden z. B. mit Parteizugehörigkeiten, Sitzungsnummer, Legislaturperiode und Datum ausgezeichnet, außerdem mit textstrukturellem Markup versehen, sodass die Zwischenrufe getaggt werden konnten. Die SciLogs-Daten wurden mit Metadaten wie der Blog-Channel-Zugehörigkeit, Autor, Datum, Sprache etc. versehen. Zusätzlich wurden im SciLogs-Korpus alle Text-Level vom Blogpost über Kommentare bis hin zu allen Reply-Ebenen erfasst, die über Suchanfragen gezielt angesteuert werden können, aber auch in ihrer ursprünglichen Struktur in der Datenbank repräsentiert und als Hypertext lesbar bzw. navigierbar sind. Implementiert ist in der Verlinkung auch die intertextuelle Einbindung jedes Blog/Kommentar/Reply-Posts („hat Kommentar“, „hat Reply“, „enthält Link“, „adressiert direkt einen anderen Kommentator/in“, „zitiert anderen Post“ etc.). Ebenfalls als Metadatum erschlossen ist beispielsweise, ob ein Kommentar vom/von der Autor:in des initialen Blogposts verfasst wurde, was mit Blick auf die Subkorporusbildung im Folgenden relevant ist. Eine hypertextuelle Navigationsmöglichkeit wurde auch in den Plenarprotokoll-Daten implementiert. So lassen sich korpuslinguistische Suchen auf unterschiedlichen (Abstraktions-)Ebenen (nach Wörtern/Wortformen/Wortarten, Mehrworteinheiten etc.) und statistische Analysen (N-Gramme, Kollokationen, Keywords etc.) mit dem lesenden Zugriff für interpretativ-hermeneutische Analysen optimal kombinieren.

Aus den Plenarprotokollen wurden alle Zwischenrufe aller Legislaturperioden von 1949 bis 2021 extrahiert, die mit einem Fragezeichen enden. Nicht einbezogen wurden Zwischenfragen, die eine eigene Praktik in Plenardebatten darstellen, zu der gehört, dass die/der aktuelle Redner/in um Erlaubnis gebeten wird, die Zwischenfrage also explizit angemeldet und zugelassen werden muss. Zwischenrufe in Frageform werden hingegen nur geduldet, sie sind nicht institutionell vorgesehen und nicht lizenziert. Anzumerken ist außerdem, dass durch die Auswahl des Fragezeichens als Indikator weder indirekte Fragen (z. B. in der Form: Ich würde gerne wissen, ob...) noch Fragesätze, die in der Transkription fälschlicherweise nicht mit einem Fragezeichen markiert wurden, erfasst worden sind. Diese

⁴ Entwickelt bzw. erstellt wurde das Korpus (aus Urheberrechtsgründen nicht frei zugänglich) im und mit Mitteln des DiscourseLab der Technischen Universität Darmstadt (Prof. Dr. Marcus Müller), neben dem Autor dieses Beitrags, Michael Bender, vor allem von dem (ehemaligen) Administrator des DisLab, Daniel Wachter, der die technische Umsetzung möglich gemacht hat. Für die diesbezügliche Unterstützung danken wir herzlich.

Einschränkung wurde in Kauf genommen und die Untersuchung auf direkt markierte und somit an der sprachlichen Oberfläche gut erfassbare Fragen eingeschränkt. Ein Argument für das Auslassen unmarkierter, z. B. indirekter Fragen ist die Tatsache, dass typische indikatorische Muster für diese Form in den Berechnungen von N-Grammen von allen Zwischenrufen nicht auftauchen. Extrahiert wurden auf diese Weise 133.876 Fragesätze mit 862.906 Token (durchschnittlich 6,45 Token pro Zwischenruf). Alle redebegleitenden, non-verbalen Elemente wie Sprecher-Nennungen oder Anläufe nach dem Muster ‚Zuruf von der SPD‘ vor Doppelpunkten wurden entfernt, weil diese hochfrequenten und gleichförmigen Ausdrücke, die kein Bestandteil der Fragen selbst sind, sonst zu Verzerrungen in der N-Gramm-Berechnung geführt hätten (mit Anläufen vor Doppelpunkten würde das Subkorpus 1.867.872 Token umfassen).

Aus den SciLogs, die seit dem Gründungsjahr 2000 und bis Ende 2021 im Korpus enthalten sind, wurden aus denselben Gründen wie bei den Plenarprotokollen ebenfalls alle Sätze, die mit einem Fragezeichen enden, in ein Subkorpus aufgenommen, hier begrenzt auf Kommentare, die nicht von Autor/inn/en des jeweiligen Blogs selbst verfasst wurden (als Reaktion/Reply/Ergänzung). Extrahiert wurden 127.335 Fragesätze, nahe an der Anzahl der Zwischenruf-Fragen (133.876), allerdings im Umfang von 2.006.048 Token (Mittelwert Token pro Satz: 15,75), ein Indikator für deutlich längere Sätze in den Blog-Kommentaren.

4 Methodisches Vorgehen, Beispielanalysen, Ergebnisse

Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrags war ein Befund, der im Zuge der Forschung zu sprachlichen Praktiken des Kommentierens bei der korpuslinguistischen Untersuchung der Zwischenrufe in den Plenarprotokollen des Deutschen Bundestages festgestellt wurde: die auffällige Häufigkeit der Mehrworteinheit ‚Was ist mit‘ in N-Gramm-Berechnungen (1498 Vorkommen, Trigramm-Rang 35) zu verbalen Zwischenrufen im deutschen Bundestag insgesamt⁵ sowie im oben beschriebenen Subkorpus derer, die als Frage markiert sind (mit einem Fragezeichen, nicht immer in syntaktisch-interrogativer Form). Berechnet wurden nicht nur Trigramme (Drei-Wort-Einheiten), sondern auch Tetra- und Pentagramme (Vier- und Fünf-Wort-Einheiten). Dies ist einerseits darin begründet, dass eine Ab-

⁵ 1.243.795 Sätze, 5.539.938 Token ohne Satzzeichen, ohne Beschreibungen von non-verbalem Verhalten wie „Beifall“ oder nicht-wörtliche Transkriptionen wie „Rufe von rechts“)

deckung unterschiedlich spezifischer Muster erreicht werden soll. Müller (2023, 131) zufolge wird die Kontextsensitivität syntagmatischer Routinen umso größer, je mehr Segmente diese umfassen.

Beispielweise sind die meisten Bi-Gramme (*das Fahrrad, nach Berlin, du kannst ...*) kontextun-spezifische Indikatoren für syntaktische Phrasen, Tri-Gramme werden oft in ihrer Kombinato-rik für text-stilistische Analysen und zur Autorschaftserkennung verwendet. Fünf-Gramme sind so spezifisch, dass ihr überzufälliges Vorkommen, kombiniert mit der Messung absoluter Häufigkeit, recht zuverlässig auf die Spezifik sprachlicher Bewältigungsformen auf der Ebene einzelner Äußerungseinheiten schließen lässt (Müller 2023, 131).

Andererseits hat die Berechnung der Drei- bis Fünf-Gramme auch das Erkennen der relevanten Varianten der Whataboutism-Konstruktion ermöglicht. Deren Vor-kommen in den hochfrequenten Rängen aller Berechnungsebenen zeigt die Ver-breitung und Relevanz dieser Praktik.

Die Untersuchung hat jedoch nicht zum Ziel, alle möglichen mehr oder weni-ger funktionsgleichen Varianten zu erfassen (z. B. wäre ja auch ‚Und der/die/das X?‘ eine Realisierungsmöglichkeit). In der weiteren Analyse wird vielmehr die prototypische und häufigste Form ‚Was ist mit‘ genauer in den Blick genommen, wobei in der Korpusanfrage natürlich auch vorangestellte Erweiterungen wie ‚Und/Aber...‘ und nachgestellte Varianten von X erfasst werden. Ausgeschlossen wurden hingegen ‚Was ist mit‘-Konstruktionen in Kombination mit einem Parti-zip (z. B. ‚Was ist mit X gemeint?‘) oder mit ‚los‘ (‚Was ist mit X los?‘) und einige andere Varianten, weil diese sich funktional von der WK unterscheiden. In den Zwischenrufen gab es 38 solcher Fälle, in den SciLogs 43.

Ausgehend von dem beschriebenen Befund in den Zwischenrufen wurde die N-Gramm-Berechnung kontrastierend in dem zweiten, oben beschriebenen Kor-pus mit anderen Kontextbedingungen durchgeführt – den Kommentaren zu Wis-senschaftsblogs, die sich durch mediale und konzeptionelle Schriftlichkeit, Akteurskonstellation und institutionelles bzw. sozial-situatives Setting sowie The-matik und ihre Rahmung (Diskussionen im Expert/innen-Lai/innen-Spektrum über wissenschaftliche Themen vs. politische Debatten zwischen Parteien) von den Zwischenrufen unterscheiden.

Vor dem Hintergrund der Forschungsfrage nach auch kooperativ-kontextua-lisierenden Gebrauchsformen wird im Anschluss untersucht, inwiefern Katego-rien hinsichtlich der Propositionalität, Rhetorizität und Eerotetizität sowie der Illo-kutionstypizität von WK-Konstruktionen unterschieden werden können. Mit dieser Kategorienbildung und anschließenden Analyse und Zuordnung der Fund-stellen folgt also eine methodisch qualitative Analysephase. Zuvor werden im Fol-genden die Ergebnisse der N-Gramm-Berechnungen dargestellt.

Im Korpus der interrogativen Zwischenrufe belegt das Trigramm ‚Was ist mit‘ mit 1496 Vorkommen Platz 4 des Frequenz-Rankings. Auf Platz 1 befindet sich ‚Was ist denn‘, teilweise ebenfalls eine Variante der Whataboutism-Konstruktion (neben ‚Was ist denn das für...‘ etc.), was ein Blick in das Ranking der Tetragramme zeigt, wo ‚Was ist denn mit‘ Platz 5 (481 Vorkommen) belegt. Verschiedene Varianten wie z. B. mit vorangestelltem ‚und‘ oder ‚aber‘ sowie Mehrworteinheiten mit gleicher Funktion wie z. B. ‚Wie ist es mit‘ sind auf den hochfrequenten Rängen der Tri-, Tetra- und Pentagramm-Berechnungen ebenfalls zu finden. Die Relevanz dieser Praktik ist in den N-Grammen also deutlich sichtbar.

Im Korpus der SciLogs-Kommentarsätze mit Fragezeichen belegt ‚Was ist mit‘ Platz 2, allerdings mit nur 370 Vorkommen. Nach Aussortieren der Dopplungen in Zitaten sind es noch 362. Diese generell geringeren Frequenzen in den N-Gramm-Rankings sind darauf zurückzuführen, dass in den wie bereits erwähnt tendenziell längeren, konzeptionell schriftlichen Fragesätzen der Wissenschaftsblogs in Relation zur jeweiligen Wortanzahl weniger formelhafte Ausdrücke verwendet werden, die sich in hochfrequenten N-Grammen niederschlagen würden. Die Whataboutism-Praktik ist aber auch da deutlich sichtbar, auch in den spezifischeren Tetragrammen („was ist mit den“ auf Platz 11 (Frequenz 77), „und was ist mit“ auf Platz 12 (75), „was ist mit der“ auf Platz 22 (57)).

In der folgenden Phase der Kategorienbildung werden wie erwähnt nur die Funde des Trigramms ‚Was ist mit‘ weiter untersucht – und zwar alle im Korpus enthaltenen, also 1496 Zwischenruf-Fragen und 362 Wissenschaftsblog-Fragen. Kriterien für die Kategorienbildung sind die bereits erläuterten Aspekte Propositionalität, Rhetorizität und Eerotizität sowie Illokutionstypizität. Zugleich dienen diese auch als Leitlinien der Kategorienzuweisung zu Fundstellen und für das Finden von Indikatoren. Durchgeführt wurde die Kategorienbildung kollaborativ⁶ in Form des lesenden Analysierens aller Fundstellen im Zwischenrufe- und im Wissenschaftsblog-Kommentar-Korpus im erweiterten Kotext und der Diskussion von Typisierungen und Zweifelsfällen vor dem Hintergrund der theoretischen Analysekriterien und ihrer Operationalisierbarkeit anhand von sprachlichen Indikatoren, die im Zuge der Exploration der Fundstellen erkannt werden konnten – z. B. auch Reaktionen auf WK-Zwischenrufe.

Dieses – durch im Team explorativ erschlossene und intersubjektiv explizierte Indikatoren geleitete – Vorgehen erbrachte drei Kategorien, die im Folgenden beschrieben werden. Nach diesen Kategorien wurden die Fragen beider Corpora annotiert, alle 362 Wissenschaftsblog-Fragen und aus den Zwischenruf-

⁶ Für die Unterstützung danke ich Leon Schnaut, der als wissenschaftliche Hilfskraft bei der Kategorienbildung und Annotation mitgewirkt hat.

Fragen eine über die Jahrgänge verteilte Stichprobe von 500, doppelt von jeweils zwei Annotatoren. Die doppelten und voneinander unabhängig vorgenommenen Annotationen ermöglichen es, Zweifelsfälle zu erkennen und eine einheitliche Umgehensweise damit zu entwickeln. Die restlichen Zwischenruf-Fragen aus den Plenarprotokollen wurden anschließend nur einmal annotiert. Abweichungen zwischen den Annotatoren gab es in den Wissenschaftsblog-Annotationen in nur 16 Fällen, in den oft weniger explizit kontextualisierten Zwischenrufen in 56 Fällen – vor allem aufgrund unterschiedlicher Gewichtung der stark kontextdeutungsabhängigen Aspekte der rhetorischen tu-quoque-Funktion einerseits und der erotetischen oder thematisierenden Funktion andererseits. Letztlich wurde eine Vereinheitlichung der Annotation durchgeführt, bei Zweifelsfällen also eine Schiedsrichterentscheidung getroffen. Auf die Differenzierungsschwierigkeiten, aus denen sich Annotations-Abweichungen bzw. Zweifelsfälle ergeben haben, wird in den folgenden Kategorienbeschreibungen genauer eingegangen.

4.1 Die Whataboutism-Konstruktion mit primärer tu-quoque-Funktion

Die typische Whataboutism-Konstruktion mit mehr oder weniger direktem tu-quoque-Bezug ist nicht auf den diskutierten Sachverhalt, sondern primär gegen die Person, Partei oder anderweitige Gruppierung gerichtet, aus deren Kreis die Voräußerung stammt, auf die reagiert wird, und an die die Äußerung adressiert ist – nach dem Muster: Auf Sie/Dich/Euch/euer Umfeld trifft der thematisierte negative Aspekt doch selbst zu! Ein typisches Beispiel wurde eingangs gegeben und an mehreren Stellen im Text aufgegriffen (rechte Hetze vs. linke Hetze). Es handelt sich – illokutionstypisierend betrachtet – um die für die politische Debatte typische Reaktion auf z. B. Vorwürfe der gegnerischen Partei bzw. politischen Richtung durch die Zuschreibung der negativen Voräußerungsinhalte zur Gegenseite. Diese erwidernde Zurückzuschreibung kann sich auch direkt auf bestimmte Personen richten, die nicht unbedingt die Vorredner/innen selbst sein müssen, oder auf Äußerungen, Handlungen oder Sachverhalte, die indirekt die Zuschreibung nach dem tu-quoque-Muster indizieren. Indikatoren sind Nennungen von Partei- oder Personennamen als X ohne explizite Bezugnahme auf die Voräußerung, sodass diese auf der Grundlage von Kontextwissen erschlossen werden muss, wie in folgendem Beispiel, in dem zusätzlich X als Person gar nicht anwesend ist, sondern aufgrund seiner Zugehörigkeit zur selben Partei wie die Rednerin und seines häufigen Auftretens in Fernsehsendungen als tu-quoque-Argument aufgeführt wird:

Elisabet Motschmann (CDU/CSU): Aber es gibt doch inzwischen genügend weibliche Expertinnen und erst recht weibliche Mediziner – übrigens auch in diesem Parlament. Ich verstehe nicht, warum die nicht auch einmal eingeladen werden, sondern immer nur der Gleiche. (Beifall bei Abgeordneten der CDU/CSU und der LINKEN) Frauen moderieren – immerhin –, und die Zahl der Kommentatorinnen, zum Beispiel in den Tagesthemen, ist zuletzt gestiegen. (Margit Stumpf [BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN]: **Was ist mit Philipp Amthor?**) 25.2.2021

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 20_139_00003. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

Auch weniger konkrete Verweisungen auf Verantwortliche sind möglich. So muss im folgenden Beispiel aus dem Kontext erschlossen werden, wer genau mit dem metonymisch gebrauchten „Hessen“ adressiert wird.

Dr. Danyal Bayaz (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN): [...] Was in der Debatte heute ein bisschen auffällig war: Die SPD-Abgeordneten sprechen über die Wirtschaftsprüfung, die Union redet über die Finanzaufsicht. Ich meine, es ist doch klar: Jeder will seine Leute schützen. Aber wenn wir genau und wenn wir ehrlich sind: Wir haben in den letzten Wochen sehr viele Erkenntnisse über die Materie gewonnen. Mit Ruhm hat sich hier keiner bekleckert – im Gegenteil –: nicht das Wirtschaftsministerium, nicht das Finanzministerium, nicht das Kanzleramt und nicht der Freistaat Bayern. (Matthias Hauer [CDU/CSU]: **Was ist mit Hessen?**) (11.9.2020)

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 19_174_00197. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

Solche Beispiele können auch Zweifelsfälle darstellen, weil geklärt werden muss, ob die Bezugnahme auf Verantwortliche oder auf zu thematisierende Sachverhaltsaspekte als dominanter Aspekt anzusehen ist. Letzteres würde eine Zuweisung zur nachfolgenden Kategorie in 4.2 begründen. Wir haben dieses Beispiel in dieser Kategorie belassen, weil hier das Aufrufen eines erweiterten Verantwortlichenkreises im Vordergrund steht, keine damit verbundenen neuen thematischen Aspekte. Aber auch Verweisungen auf Sachverhalte oder Themen können zur Herstellung des tu-quoque-Bezugs genutzt werden, also nicht nur oder sogar nicht primär auf die Sachverhaltsaushandlung zielen, sondern auf die tu-quoque-typische Rückzuschreibung eines Kritikpunktes. Ein Zweifelsfall-Beispiel ist die Thematisierung von ‚Cannabis‘ als tu-quoque-Verweisung auf die Grünen in der Debatte um Tabak- bzw. generell Rauschmittelwerbung, die wir aber letztlich doch der Thematisierungskategorie zugewiesen haben und deshalb im nächsten Abschnitt erläutern (siehe S. 220). Eine konkretisiertere Form ist die Namennennung in Verbindung mit der Aufführung von Sachverhalten / Handlungen, die in der Voräußerung Thema waren, wie in den beiden folgenden Beispielen zu sehen ist:

Helin Evrim Sommer (DIE LINKE): Frau Präsidentin! Verehrte Kolleginnen und Kollegen! Und wieder einmal die CDU. Die Affäre um die Schmiergeldzahlungen aus Aserbaidschan

hat das Vertrauen in die demokratischen Institutionen tief erschüttert. Die Schaffung eines Lobbyregisters beim Bundestag kann nur ein erster Schritt sein. Wir als Linke fordern volle Transparenz über die Nebeneinkünfte von Abgeordneten vom ersten Cent an. (Beifall bei der LINKEN – Peter Beyer [CDU/CSU]: **Was ist mit dem SED-Parteivermögen?**) (22.4.2021)

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 19_224_00349. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

Patrick Schnieder (CDU/CSU): [...] Ich denke, unsere Vorschläge innerhalb der Koalition sind die richtige Antwort auf die Vorfälle, die in den letzten Wochen bekannt geworden sind . Sie können dazu beitragen, verlorengegangenes Vertrauen zurückzugewinnen und für die Zukunft sicherzustellen, dass so etwas möglichst nicht mehr passiert . Beifall bei der CDU/ CSU sowie bei Abgeordneten der SPD Das Wort hat der Abgeordnete Thomas Seitz für die AfD-Fraktion . Beifall bei der AfD – Renate Künast [BÜNDNIS 90 / DIE GRÜNEN]: **Was ist mit der Spende an Frau Weidel ?** (26.3.2021)

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 19_219_00121. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

Die rhetorische Funktion steht, wie man an diesen Beispielen sieht, im Vordergrund, auch wenn propositional-thematisierende Elemente (z. B. noch ungeklärte Spendenaffären) enthalten sein können. Eerotetizität steht – wenn überhaupt interpretierbar – im Hintergrund, kann aber darin gesehen werden, dass durch diese Art von WK auch Antworten provoziert werden sollen und durchaus auch Interesse daran besteht, ob auf die Provokation reagiert wird (bei Zwischenrufen nicht selbstverständlich) bzw. wie und mit welchen propositionalen Gehalten geantwortet wird (die evtl. relevante Informationen enthalten und insofern eine Antwort auf eine erotetische Frage darstellen).

Häufig ist die WK aber gar nicht auf Handlungen oder Äußerungen mit Sachverhaltsbezug gerichtet, sondern wird im Rahmen der Metakommunikation über angemessenes Verhalten in der Plenardebatte geäußert, wie im folgenden Beispiel:

Vizepräsident Dr. Jaeger: Herr Abgeordneter in der ersten Reihe, Sie haben „Unverschämter Lümmel“, gerufen. Wie ist bitte Ihr Name? (Abg. Corterier: Corterier! Jawohl, habe ich gesagt!) — Herr Abgeordneter Corterier, ich rufe Sie zur Ordnung! (Anhaltende Rufe von der SPD: Raus! — Abg. Dr. Mommer: **Und was ist mit dem Lümmel?**) Meine Damen und Herren, ich bitte um Ruhe. — Der rechte Nebenmann soll auch „Unverschämter Lümmel!“ gerufen haben. Ist das richtig? (Abg. Schütz [Berlin]: Jawohl!) — Herr Abgeordneter Schütz (Berlin), ich rufe auch Sie zur Ordnung! (Zurufe von der SPD: Ich auch! — Ich auch! — Anhaltende Unruhe.) — Meine Damen und Herren, so geht das hier nicht weiter! (21.3.1958)

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 03_019_00009. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

In den SciLogs-Kommentaren kommt der tu-quoque-Typ der WK ausschließlich in diesem metakommunikativen Verwendungszusammenhang vor – und auch nur in zwei Fällen im gesamten Subkorporus. Beide Instanzen weisen dasselbe Muster auf, das folgende Beispiel soll hier ausreichen. Darin wird zuerst eine Voräußerung zitiert, die eine Beschwere über Verleumdungen enthält, woran folgender Kommentar angeschlossen wird:

SciLogs-Kommentar 23.05.2011, 11:05 Uhr: [...] Sie haben andere Menschen auch im Mahag und in ihrem Blog denunziert, warum haben sie ihre Aussagen über Herrn Ziegler einfach so verschwinden lassen? **Was ist mit ihren Lügen über Herrn Dr. Joachim Schulz?** [...]

(<https://scilogs.spektrum.de/relativ-einfach/einstein-verstehen-ein-blogexperiment-teil-i/#comment-2001>. Zugriff: 31.03.2025)

Die WK wird in den SciLogs-Kommentaren, wie im Beispiel gezeigt, in der Regel eingebettet in komplexere Äußerungen und nicht als freistehende, einzelne Äußerung wie in den Zwischenrufen gebraucht. Eine Erklärungsmöglichkeit für die Seltenheit von WK mit tu-quoque-Funktion in den SciLogs wäre die bevorzugte Wahl anderer Realisierungsformen für tu-quoque, weil mehr Zeit (für die Planung und Umsetzung der Produktion der sprachlichen Äußerung mit Distanz zur Voräußerung) und Raum (für den Umfang der Äußerung, in dem Fall medial schriftlich) zur Verfügung steht. Denn die metakommunikative Aushandlung adäquaten Kommunikations- und Argumentationsverhaltens und gegenseitige Zuschreibungen nach dem tu-quoque-Muster finden durchaus oft statt, aber eben kaum mittels einer einzelnen WK in Frageform. Stattdessen werden tu-quoque-Zuschreibungen wie z. B. „Sie machen es doch selbst genauso, absolut unwissenschaftlich und populistisch.“ (SciLogs-Kommentar, 06.04.2020, 13:48 Uhr⁷) eingebunden in umfassende referierende und argumentative Darlegungen, die eben nicht X nur benennen und die tu-quoque-Einordnung suggerieren, sondern explizit ausführen und stützen. In den Zwischenrufen kommt die tu-quoque-Kategorie der WK hingegen häufig vor (406 Vorkommen, 27,8 Prozent), hat sich als rhetorische Praktik in der Konstellation der gegnerischen politischen Richtungen bzw. der Konfrontation zwischen Regierung und Opposition etabliert und bietet sich aufgrund ihrer Kürze als Zwischenruf an.

⁷ <https://scilogs.spektrum.de/natur-des-glaubens/adrenochrom-satanskultue-die-dualistischen-verschwörungsmythen-von-xavier-naidoo/#comment-101979>. Zugriff: 31.03.2025

4.2 Die Whataboutism-Konstruktion mit primär thematisierender Funktion

Die zweite hier gebildete Kategorie erfasst WK, die primär thematisierende Funktion haben, also als Topik ein neues Thema, einen Sachverhaltsaspekt oder eine Problemstellung in die Diskussion einführen – und zwar über die rein rhetorische Absicht der Beschuldigung der Gegenseite hinausgehend, aber auch ohne primären erotetischen Anspruch. In den hier untersuchten Debatten zu politischen und / oder wissenschaftlichen Themen handelt es sich dabei um – aus Kommentierendensicht – im bisherigen Diskussionsverlauf nicht oder nicht ausreichend berücksichtigte Aspekte und oft kontrastive (Teil-) Topiks, die nicht nur Ergänzungen, sondern Einwände oder abweichende Perspektiven mit Geltungsanspruch im laufenden Diskurs darstellen. Der propositionalen Gehalt von X stellt also nicht nur Mittel zum Zweck der tu-quoque-Zuschreibung dar, sondern soll zur inhaltlichen Progression der Debatte beitragen. Im Hinblick auf die Illokutionstypizität ist zu sagen, dass ein assertiver Sprechakt im Vordergrund steht, der die Relevanzsetzung des eingebrachten Topiks beinhaltet, aber auch ein direktiver Aspekt gegeben ist, indem die WK-Frage immer auch zu einer Reaktion auf diese Relevanzsetzung anregen soll. Zugleich ist die Topik-Relevanzmarkierung auch eine Form der Rhetorizität, weil sie vor allem assertiv ein Thema anspricht, obwohl sie in Frageform formuliert ist, und der Möglichkeitsspielraum einer Antwort auf die Frage „Was ist mit X?“ zumindest dahingehend suggestiv eingegrenzt wird, dass die Bestätigung der gesetzten Relevanz von X präferiert wird.

Im folgenden Beispiel, einem Zweifelsfall zwischen tu-quoque- und der hier beschriebenen Kategorie, spricht sich die Abgeordnete von BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN gegen Werbung für Tabakprodukte u.ä. aus, woraufhin der Zwischenrufer von der CDU/CSU mittels WK ‚Cannabis‘ als Thema aufruft, bei dem den Grünen selbst aus verschiedenen Richtungen ein fragwürdiger Umgang mit gesundheitsschädlichen und suchterzeugenden Rau(s)chmitteln zugeschrieben wird. Insofern ist ein tu-quoque-Bezug zu erkennen. Der Einruf stellt aber auch eine mögliche thematisch relevante Erweiterung der Debatte dar, etwa hinsichtlich der in dem Fall diskutierten Werbeproblematik, die durchaus auch mit Bezug auf Cannabis-Legalisierungsvorhaben kontrovers öffentlich diskutiert wird, hier aber vorher noch nicht thematisiert wurde. Auch eine Ausdehnung der Debatte auf Aspekte zum Umgang mit Rauschmitteln jenseits der Werbeproblematik ist denkbar. Dennoch ist auch das Rhetorische der Themensetzung als Widerspruch gegenüber den Grünen aus dem Kontext zu erschließen.

Dr. Kirsten Kappert-Gonther (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN): [...] Die Industrie wirbt überdies zunehmend für Tabakerhitzer und E-Zigaretten. Auch E-Zigaretten sind schädlich. Werbung

für diese Dampfprodukte brauchen wir ebenso wenig wie die für die klassische Zigarette. (Beifall bei Abgeordneten des BÜNDNISSES 90/DIE GRÜNEN und der LINKEN) Auch diese Werbung trifft Kinder und Jugendliche. Schauen Sie sich das einmal bei Instagram an. Die Liquids werden teils mit rechtswidrigen Gesundheitsversprechen beworben. Es ist also grundfalsch, die Werbung hierfür noch bis 2024 zuzulassen. (Beifall beim BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN – Bernhard Loos [CDU/CSU]: **Was ist mit Cannabis?**) (29.5.2020)

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 19_164_00220. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

Ein Kriterium für die Kategorisierung als nicht-erotetische, sondern rhetorische und/oder thematisierende Frage ist das Fehlen jeglicher Anzeichen dafür, dass wirklicher Informationsbedarf besteht bzw. eine Antwort mit nicht vorhersehbarerem Inhalt erwartet wird, die eine Wissenslücke schließen könnte. Dies ist hier der Fall, wenn auch eine Antwort als Reaktion der Rednerin und das Aufgreifen der Themensetzung in der Debatte sicher zu den präferierten Folgeakten aus Sicht des Zwischenrufers gehört.

Oft wird die WK-Frage mit thematisierender Funktion durch Anschlusssätze ergänzt, die die Antwort auf die rhetorische Frage vorgeben, wie in den folgenden beiden Beispielen. Dies stellt einen für die Zuordnung im Annotationsprozess nutzbaren Indikator dar, bspw. hier:

Dr. Anja Weisgerber (CDU/CSU): [...] Als jemand, der den Koalitionsvertrag mitverhandeln durfte, bin ich wirklich froh, dass wir die Liste, die wir dort hineingeschrieben haben, auch abgearbeitet haben. Alle zentralen Beschlüsse aus dem Koalitionsvertrag (Zuruf von der SPD: Noch nicht alle!) wurden in Gesetze übergeführt. (Daniel Föst [FDP]: **Was ist mit der Grunderwerbsteuer?** Steht im Koalitionsvertrag! – Baumodernisierung? Steht im Vertrag! – Weitere Zurufe von der FDP) (24.02.2021)

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 19_211_00241. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

Hier werden als Widerspruch (zuerst auch explizit ausgedrückt von Seiten der SPD) gegen die Aussage der Rednerin mittels der WK Beschlüsse als Topik eingeführt, die (noch) nicht in Gesetze überführt wurden. Der Zusatz „Steht im Koalitionsvertrag!“ stützt den Einwand, der darauf abzielt, dass die Rednerin ihre Äußerung relativiert oder teilweise revidiert. Sie ignoriert die Zwischenrufe jedoch. Ein möglicher erotetischer Aspekt, z. B. die Frage, was denn in Sachen Beschlüsse zu Grunderwerbssteuer und Baumodernisierung unternommen wurde bzw. wird, ist zwar vorhanden, aber zunächst nicht dominant und wird auch nicht weiterverfolgt. Aber auch ohne Reaktion in der Debatte ist mit der WK zumindest erreicht worden, öffentlich Widerspruch und kritisch-relativierende Punkte anzubringen, die die Rednerin nicht thematisiert hat, weil sie ihre Aussage nicht stützen.

Im zweiten Beispiel wird hingegen auf den Zwischenruf „Was ist mit den Arbeitslosen?“ vom Redner eingegangen.

Dr. Nölling (SPD): [...] Das Ergebnis für 1973 war eine 5,5%ige reale Erhöhung des Bruttosozialprodukts, meine Damen und Herren. Da war nichts von Stagnation in der Entwicklung der realen Größen zu spüren.

(Abg. Stücklen: **Und von den Arbeitslosen?**)

Ich könnte dies weiter zurückführen: alle Jahre wieder haben Sie dasselbe Schreckgebilde in die Zukunft projiziert, und immer wieder hat die Entwicklung sie widerlegt. So wird es auch dieses Mal wieder sein, meine Damen und Herren.

(Abg. Stücklen: **Was ist mit den Arbeitslosen?**)

Wie sieht diese Realität aus, in der sich die Arbeitnehmer heute befinden? Lassen Sie mich schwerpunktmaßig sieben Punkte aufzählen.

(Abg. Stücklen: **Was ist mit den Arbeitslosen?**)

— Genau, weil Sie von Arbeitslosigkeit sprechen, Herr Kollege Stücklen! Erstens. Wir haben in diesen letzten viereinhalb Jahren und auch schon vorher, als wir an der Regierung beteiligt waren, ein Ausmaß an Vollbeschäftigung garantiert, das seinesgleichen in der ganzen westlichen Welt sucht. (Beifall bei der SPD.) Sie können sagen, wir gehen durch eine Schlechtwetterperiode; die Turbulenzen sind da. Aber eines kann ich Ihnen an dieser Stelle versichern: Das Vertrauen, das die Bevölkerung in die Wirtschaftspolitik dieser Regierung hat, wird von uns nicht enttäuscht werden, und wir werden die Maßnahmen ergreifen, die notwendig sind, um Vollbeschäftigung zu bewahren. [...]

(— Abg. Stücklen: **480 000 Arbeitslose!**)

(24.1.1974)

(Plenarprotokolle des Deutschen Bundestages, CQPweb-Korpus des DiscourseLab, Text-ID: 07_076_00370)

In der Reaktion auf den Zwischenruf werden „Turbulenzen“ und „Maßnahmen“ zugesichert. Dies zeigt auch, dass der Zwischenruf nicht hauptsächlich als erotetische Frage verstanden wurde, die darauf zielt, zu erfahren, wie der Stand der Dinge hinsichtlich der Arbeitslosen gesehen wird und evtl. was unternommen werden soll. Vielmehr wird er als Verweisung auf eine dem Zwischenrufer schon bekannte „Schlechtwetterperiode“ und somit als Kritik interpretiert. Der erneute Einruf „480 000 Arbeitslose!“ bestätigt diese Interpretation auch. Beides ist als Indikator für die Kategorienzuweisung nützlich.

In den SciLogs-Kommentaren werden auch primär thematisierende WK in der Regel in komplexere, mehrere Sätze umfassende Äußerungen eingebunden. Insofern lassen sich hier meistens im Kontext besser Indikatoren für die Kategorien-Zuordnung finden. So wird die rhetorische Frage, die die WK darstellt, oft explizit im Anschluss beantwortet, sodass der assertive Charakter der Gesamtaußerung klar sichtbar wird. In den beiden folgenden Beispielen ist dies der Fall. In Beispiel 1 wird der „Klimakiller Militär“ thematisiert, wobei hier schon in X zusätzlich zur Referenz (Militär) eine Evaluation (Klimakiller) ausgedrückt wird, also mehr als eine reine Topik-Einführung stattfinden. Gleich im Anschluss wird

zusätzlich die aus Sicht der Kommentierenden abzulehnende Umgangsweise damit in der weltweiten Klimapolitik beschrieben.

SciLogs-Kommentar (28.07.2019, 20:43): [...] Die Einführung einer regionalen CO2-Steuer wird das Klima auch kaum verbessern. [...] Effektiver wäre es, erst einmal klimaschädliche Subventionen abzubauen oder dem weltweiten Schiffsverkehr, der als einer der größten Verschmutzer gilt, eine wirksame Abgastechnik vorzuschreiben. **Und was ist mit dem Klimakiller Militär?** Dieses wurde angeblich auf Druck der USA und der NATO-Staaten aus dem Kyoto-Protokoll und anderen Klimadokumenten ausgeklammert. [...]

(<https://scilogs.spektrum.de/klimalounge/warum-ein-co2-preis-gerecht-und-notwendig-ist/#comment-84045>. Zugriff: 31.03.2025)

In Beispiel 2 wird in X nicht nur mit einem Wort ein Topik gesetzt, sondern eine Reihe von Werten aufgezählt, die im Anschlussatz als gesellschaftliche Errungenschaften dargestellt und der Position des Vorredners entgegengestellt werden.

SciLogs-Kommentar (22.05.2013, 22:47 Uhr): [...] „dass das Wirtschafts- und Gesellschaftssystem wettbewerbs- und gewinnorientiert, nicht auf Gerechtigkeit und Ausgleich ausgerichtet ist.“

Das ist aber sehr undifferenziert. **Was ist mit Meinungsfreiheit, Körperlicher Unversehrtheit, Frauenwahlrecht, Abschaffung Sklaverei, Religionsfreiheit Menschenwürde...**

Ihre Aussage ist ein pessimistischer Rückblick, der Fortschritte ausblendet. Ich kenne zwar auch nicht die Zukunft, aber wenn ich 100 Jahre zurück schaue und dann nochmal 100 Jahre usw. kann ich sehr wohl Verbesserungen erkennen. Ich finde auch nicht alles toll was heute so passiert, aber ich sehe optimistisch in die Zukunft. Gute Themen sind zum Beispiel das Bedingungslose Grundeinkommen, ein stark vereinfachtes Steuersystem und eLearning für die Universität. [...]

(<https://scilogs.spektrum.de/menschen-bilder/sorgt-euch-nicht-wie-zukunftsforcher-die-gegenwart-verkl-ren/#comment-9703>. Zugriff: 31.03.2025)

In den SciLogs-Kommentaren sind neben der textuellen Einbettung und Ergänzung durch weitere Sätze weitere verschiedene, komplexere Formen der Besetzung von X zu finden, etwa Erweiterungen mit Attributen oder Attributsätzen, die auch eine Erweiterung des propositionalen Gehalts bedeuten und nicht nur Diskussionspunkte benennen oder Themengebiete ansprechen, sondern thesenartig spezifizieren, wie z. B. hier:

SciLogs-Kommentar (10.04.2009, 00:32 Uhr): **Was ist mit dem Eiseintrag durch Schneefall im riesigen Binnenland der Antarktis?**

(<https://scilogs.spektrum.de/klimalounge/haltloses-eisschelf/#comment-5682>. Zugriff: 31.03.2025)

Die Thematisierungsfunktion kann natürlich auch hier mehr oder weniger gelingen. In den gerade aufgeführten Beispielen gelingt sie insofern, als die per WK

relevant gesetzten Punkte im weiteren Kommentarverlauf mehrmals aufgegriffen werden. Die WK ist nur eine Thematisierungspraktik unter vielen verschiedenen, wird aber offenbar wegen ihrer provokant herausfordernden Charakteristik der rhetorischen Frage als probates Mittel zum Gewinnen von Aufmerksamkeit eingesetzt, als textrhetorisches Mittel im Gegensatz zur auf synchrone Debatten-Interaktion ausgerichteten, konzeptionell mündlichen Rhetorik des Zwischenrufs. In beiden kommunikativen Settings ist der Anteil dieser Kategorie von WK allerdings relativ hoch. In den Zwischenrufen sind es mit 890 von 1460 Vorkommen (ohne die 36 aussortierten Konstruktionen mit Partizip ect.) 61 Prozent. Von den 320 WK in den SciLogs-Kommentaren (ohne die 42 aussortierten, s. o.) haben 260 primär thematisierende Funktion (81,2 Prozent).

4.3 Die Whataboutism-Konstruktion mit primär erotetischer Funktion

Die dritte WK-Kategorie erfasst Whataboutism-Fragekonstruktionen, die primär erotetische Funktion haben, also vor allem auf Informationen ausgerichtet sind, die Wissenslücken schließen sollen. Das können Nachfragen sein, die keinen neuen propositionalen Gehalt einbringen, im Bundestag z. B. Rückfragen zum inhaltlich-organisatorischen Ablauf wie im folgenden Beispiel.

Präsident Stücklen: Keine weiteren Zusatzfragen. (Kiechle [CDU/CSU]: **Was ist mit Frage 40?**) — Die Fragestunde ist zu Ende. (Kiechle [CDU/CSU]: Wird sie morgen aufgerufen?) — Ja. (20.6.1979)

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 08_160_00235. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

Oder es handelt sich um eingerufene Rückfragen zu Aspekten gerade erfolgter Äußerungen, wie hier:

Dr. Brecht (SPD): Die Mittel waren nicht nur zuwenig, sondern sie kamen auch zu spät. [...] Ich habe Ihnen gesagt, daß die Mittel der Höhe nach nicht reichen können. Darauf werde ich nachher bei der Begründung des Antrages zurückkommen. (Zuruf von der CDU/CSU: **Aber was ist mit dem „zu spät“?**) — Was die Behauptung „zu spät“ angeht, will ich Ihnen jetzt den Beweis erbringen. (26.2.1958)

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 03_013_00018. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

In beiden Fällen wird auch eine Antwort gegeben, die zeigt, dass der Zwischenruf als erotetische Frage verstanden wurde, was als Indikator im Kategorisierungsprozess berücksichtigt wird.

Es gibt allerdings auch Fälle, in denen ein eigener propositionaler Gehalt eingebracht wird und die dennoch als erotetisch verstanden werden können. Im folgenden Beispiel wird die WK mit einer Warum-Frage ergänzt, was man als zusätzlichen Indikator für Eerotetizität ansehen könnte.

Dr. Dietlind Tiemann (CDU/CSU): Sie sprechen die Nachreicherung der Medienkonzepte an, die wir im DigitalPakt beschlossen haben. Auch darüber waren wir uns einig. Leider lagen die Medienkonzepte nicht vor; deshalb haben wir gemeinsam entschieden, wir lassen sie nachreichen. Das ist sicher eine zentrale Beschleunigungsmaßnahme; da werden Sie mir zustimmen. (Christian Dürr [FDP]: **Was ist mit dem IT-Support?** Warum wird der nicht aus dem DigitalPakt finanziert?) (17.12.2020)

(Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Text-ID: 19_202_00402. In: Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1-20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.)

Dennoch stellt dieses Beispiel einen Zweifelsfall dar, in dem diskutiert werden muss, ob Eerotetizität dominant ist. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass das Interesse an dem Punkt IT-Support gegeben ist und wirklich auf eine Antwort hinsichtlich der Finanzierung und des ‚Warum nicht‘ gezielt wird. Beantwortet wird die Frage im weiteren Debattenverlauf nicht, der Zwischenruf wird ignoriert. Nicht von der Hand zu weisen ist hier die rhetorische Absicht des Zwischenrufers, auf einen unberücksichtigten / ungelösten Aspekt hinzuweisen, zu dem noch Fragen offen sind. Es liegt auch die Möglichkeit nahe, dass keine Antwort erwartet wird und der Zwischenrufer schon seine eigene Erklärung dafür im Kopf hat, warum diese Finanzierung nicht gemacht wird. Diese grundlegende Rhetorizität und die damit verbundenen illokutionären Aspekte sind jedoch in nahezu allen Zwischenrufen vorhanden. Burkhardt beschreibt dies – bezogen auf das stärker im Sinne von Eerotetizität konzeptualisierte Format der Zwischenfrage (oben beschrieben) – wie folgt: „Selbst interrogativ ernstgemeinte Zwischenfragen dienen daher zumeist in erster Linie dazu, die Eigenposition hervorzuheben und den gegnerischen Standpunkt abzuwerten und zu simplifizieren“ (Burkhardt 2004, 569). Dies ist übertragbar auf die Zwischenrufe, auch wenn diese unter eingeschränkteren Bedingungen geäußert werden, weil sie im Gegensatz zu institutionalen lizenzierten Zwischenfragen nur geduldet sind und aufgrund der zeitlichen Restriktionen in aller Kürze wirken müssen. Burkhardt hebt in diesem Zusammenhang auch die Bedeutung der Mehrfachadressierung hervor, die auch bei erotetischen Fragen eine Rolle spielt, also Wirkungsabsichten, die auf das Publikum außerhalb des Parlaments ausgerichtet sind, und auch mit teils wirklich erotetisch gemeinten Fragen erzielt werden können, wie z. B. die Behinderung der

Themenabwicklung des politischen Gegners oder die Setzung von Themen, die sich zum Attackieren des Gegners eignen oder zur Selbstprofilierung als versiert und sachkompetent (vgl. Burkhardt 2004, 570). „Echte“ erotetische Fragen spielen in den Zwischenrufen jedoch statistisch eine geringere Rolle (164 Vorkommen, 11,2 Prozent) als in den SciLogs (56 Vorkommen, 17,8 Prozent).

In den Kommentaren zu Wissenschaftsblogs handelt es sich bei den erotetischen WK meistens um ergänzende Problematisierungen als Verständnisfragen zu vorherigen Ausführungen. Oft enthalten sie aber auch einen Aspekt des Anzweifelns explikativer Voräußerungen. In den SciLogs werden diese WK in der Regel von weiteren spezifizierenden Fragen flankiert, was auch als Indikator für die Annotation nutzbar war, wie z. B. hier:

SciLogs-Kommentar (28.08.2018, 08:48 Uhr): @Nicht von Bedeutung;
Was ist mit dem Zwischenraum von Atomkern und Elektronenhülle? Wie bestimmen Sie die Größe von Objekten, insbesonderen [sic] der Quanten wie z. B. Elektronen?
 Wenn schon die Grundannahmen nicht stimmen, dann sind alle Folgerungen daraus falsch.
 (<https://scilogs.spektrum.de/menschen-bilder/zum-verhaeltnis-von-glauben-philosophie-und-naturwissenschaft/#comment-36267>. Zugriff: 31.03.2025)

Selten wird – eher politisierend – etwa nach Verantwortlichkeiten bestimmter Akteure und dem Umgang mit ihnen im Rahmen der wissenschaftsthematischen Diskussion mittels WK gefragt:

SciLogs-Kommentar (18.05.2010, 14:33 Uhr): Bleibt immer noch meine Frage. Die Krankenversicherungsbeiträge steigen weiter bei weniger Gegenleistung. Die Ärzte beklagen ein zu niedriges Gehalt (aber wer hat denn in den letzten Jahren nicht weniger verdient, bei höherer Arbeitszeit?). Wie sieht die Lösung aus? Noch höhere Beiträge? Wie hoch sollen sie denn werden? **Was ist mit der Pharamindustrie [sic]?** Bekommen die endlich mal was auf ihre gierigen Finger?

(<https://scilogs.spektrum.de/medicine-and-more/rzte-im-streik/#comment-717>. Zugriff: 31.03.2025)

Auch die Thematisierung von eigener Betroffenheit oder der anderer stellt eine seltene Nutzungsvariante der WK in SciLogs dar.

SciLogs-Kommentar (20.01.2014, 17:04 Uhr) Das klingt ja vorerst einmal gut. Wir werden weniger, die Erde kann sich ein wenig erholen. **Aber was ist mit uns?** Das Thema beunruhigt mich, da ich aus dem Pflegesektor komme und mir immer wieder die Frage stelle: Wer soll sich um die Pflegebedürftigen kümmern, wenn „keiner“ mehr nachkommt?

(<https://scilogs.spektrum.de/natur-des-glaubens/club-of-rome-die-weltbev-lkerung-schrumpft-ab-2042/#comment-31289>. Zugriff: 31.03.2025)

5 Diskussion und Fazit

In der Studie konnten gezeigt werden, dass die Whataboutism-Konstruktion nicht auf die allgemein als typisch angesehene destruktiv-rhetorische Funktion begrenzt ist. Aufbauend auf der grundlegenden syntaktischen, semantischen und pragmatischen Beschreibung der Konstruktion wurde herausgearbeitet, dass die Offenheit ihrer interrogrativen Syntax und ihre ebenfalls nicht restriktiv-spezifizierte Semantik, die im Grunde nur eine komitative Grundbedeutung und eine Topik-Setzung festlegen, verschiedene Gebrauchsweisen zulassen. Die in diesem Beitrag deduktiv und induktiv entwickelte kollaborative Kategorienbildung hat drei Varianten ergeben, deren jeweilige Häufigkeit vom sozial-situativen Kontext in einer bestimmten Diskursdomäne geprägt ist. Auf pragmatischer Ebene kann die Whataboutism-Konstruktion wie im prototypischen Whataboutism-Verständnis rhetorisch auf das Angreifen der Gegenposition im Diskurs und die Ablenkung von einem in einer Voräußerung angesprochenen Kritikpunkt ausgerichtet sein (Kategorie 1). Dies kann jedoch durchaus indirekt mittels einer Thematisierung bzw. nach Niehr (2022, 166) mittels „Gegenkritik – häufig aus einem anderen Themengebiet“ erfolgen. Oft ist erst auf den zweiten Blick zu erkennen, dass eine solche Äußerung statt auf den diskutierten Sachverhalt ad hominem auf die Gegenseite zielt. Die Abgrenzung von der eher thematisch-sachverhaltsorientierten Gebrauchsweise (Kategorie 2) ist oft auch mit dem meist vorausgesetzten Kontextwissen schwierig, weil sich die beiden kommunikativen Ziele überschneiden können und letztlich entschieden werden muss, ob es Indikatoren für eine dominante Intention gibt. Als Hauptkriterium wurde hier letztlich gesehen, ob – unabhängig von Gegnerschaft und Meinungsverschiedenheit – ein relevanter und potenziell bereichernder Diskussionsbeitrag mit der Thematisierung geleistet wurde. Denn Kontroversen, Konflikte oder gar verfeindete Positionen schließen Konstruktivität oder zumindest Kooperativität (vgl. Grice 1975) in der Diskussion nicht aus. Dieser eigene potenziell diskussionsbereichernde oder zumindest -erweiternde propositionale Gehalt erschwert auch die Abgrenzung hin zur Whataboutism-Konstruktion mit erotetischem Fokus (Kategorie 3). Doch trotz vieler Grenzfälle konnte letztlich klar eine tendenzielle Verteilung der Gebrauchsweisen relativ zur kontextuellen Rahmung in der jeweiligen Diskursdomäne gezeigt werden. In den stark durch die Parteienkonkurrenz und vor allem durch die Konstellation Regierung-Opposition geprägten Zwischenrufen im Bundestag ist der Anteil der typischen tu-quoque-Rhetorik höher als in den stärker ‚fachsimpelnden‘, erkenntnis- bzw. verständigungsorientierten und vor allem ausführlicheren Kommentaren zu Wissenschaftsblogs. Letztere behandeln zwar auch politische Aspekte und weisen in den Kommentaren auch politische Positionierungen auf, sind aber nicht hauptsächlich eine Bühne für strategisch-rhetorische Praktiken zwischen gegnerischen Lagern. Im Experten-Laien-Spektrum der Wissen-

schaftsblog-Foren spielt der erotetische Gebrauch eine größere Rolle. Eine weitere Ursache für den unterschiedlichen Gebrauch in den beiden Korpora ist in den situativen, räumlich-zeitlichen Bedingungen sowie den institutionellen „Spielregeln“ und der daraus resultierenden medialen und konzeptionellen Mündlichkeit und Schriftlichkeit (Koch/Oesterreicher 1985) zu sehen. In den medial und konzeptionell mündlichen, nur geduldeten Zwischenrufen muss die Konstruktion ihre Funktion meist ohne weitere sprachliche Stützung als Einzeläußerung ohne wirkliche Lizenzierung entfalten können. In den Wissenschaftsblog-Kommentierungen ist sie hingegen Teil einer medial und konzeptionell schriftlichen Kohärenzbildung oder gar Textrhetorik, in der die Whataboutism-Frage meistens eingebettet ist und in der zu ihr hingeführt wird und/oder sie als Hinführung zu einem entscheidenden Punkt der Argumentation dient. Gemeinsam haben die beiden Szenarien, dass die Whataboutism-Konstruktion nicht, oder zumindest nicht direkt, – wie in der Beschreibung von Niehr – als Antwort auf Kritik gebraucht wird, die von dieser ablenken und auf die Schwächen der Gegenposition zielen soll. Es sind nicht grundsätzlich Gegenfragen zu unliebsamen Fragen, wenn es auch solche Fälle gibt. In den hier untersuchten Korpora wird in der Regel keine Antwort von einer Voräußerung direkt relevant gesetzt, die dann durch die Whataboutism-Konstruktion als dispräferiertem Folgeakt ausgefüllt wird, wie es nach Schegloff (2007: ebd.) in einem Adjazenzpaar des Musters Frage-Antwort der Fall wäre. Es handelt sich vielmehr um durch Selbstwahl initiierte, retrospektive propositional-kontextualisierende Kommentierungen, wie sie in den hier dargelegten theoretischen Überlegungen zum Kommentieren beschrieben wurden. Diese weisen ein Funktionsspektrum auf, das wie gezeigt über das rein destruktive Rückspielen von Kritik hinausgeht. Die unterschiedliche Distribution der verschiedenen Facetten dieses Funktionsspektrums relativ zu den durch die beiden Korpora verglichenen Diskurs-Umgebungen zeigt, dass es sich bei der Whataboutism-Konstruktion nicht um ein eindimensionales prototypisches Form-Funktionspaar als diskursgrammatisches Phänomen handelt. Vielmehr „gerinnen“ (Haspelmath 2002: 263) in der grammatischen Gestalt der Whataboutism-Frage verschiedene diskursfunktionale Praktiken in unterschiedlicher Gewichtung relativ zum Diskursumfeld.

Literatur

- Bender, Michael (2020): Kommentieren und Annotieren als Rekontextualisieren. In: Meier, Simon/Viehhauser, Gabriel/Sahle, Patrick: Rekontextualisierung als Forschungsparadigma des Digitalen. Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik, Band 14. Norderstedt: BoD: 55–70.
- Bender, Michael (2022): Kommentieren als diskursive Praktik der Wissensvermittlung in Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Hegel, Philipp/Krewet, Michael (Hgg.): Wissen und Buchgestalt. Episteme in Bewegung 26. Wiesbaden: Harrassowitz. S. 13–33.
- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (2023, letzte Sichtung 7.9.) (Hgg.): Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache: Kommentieren. URL: <https://www.dwds.de/web/kommen-tieren>.
- Bowell, Tracy (2023): Whataboutisms: The Good, the Bad, and the Ugly. In: Informal Logic. Vol. 43/1, S. 91–112.
- Burkhardt, Armin (1986): Zur Phänomenologie, Typologie, Semasiologie und Onomasiologie der Frage. In: Deutsche Sprache, 14, S. 23–57.
- Burkhardt, Armin (2004): Zwischen Monolog und Dialog. Zur Theorie, Typologie und Geschichte des Zwischenrufs im deutschen Parlamentarismus. Tübingen: Niemeyer.
- Bußmann, Hadumod (1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. 2., völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart: Kröner.
- Bybee, Joan (2006): From usage to grammar: The mind's response to repetition. In: Language 82/4, S. 711–733.
- Coseriu, Eugenio (1979): Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur. In: Coseriu, Eugenio (1979): Sprache. Strukturen und Funktionen. 3. Aufl. Tübingen: Narr.
- Dudenredaktion (2014) (Hgg.): Duden – Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Berlin-
- Dudenredaktion (Hgg.) (2016): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch (= Der Duden in 12 Bänden, Bd. 4). 9., vollst. überarb. u. aktual. Aufl., Berlin.
- Dürscheid, Christa (2010): Syntax. Grundlagen und Theorien. 5., durchges. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dykstra, Alan (2020): The Rhetoric of ‘Whataboutism’ in American Journalism and Political Identity. In: Res Rhetorica. Vol. 7/ Issue 2.
- Eisenberg, Peter (2013): Grundriss der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz. 4., aktual. u. überarb. Aufl., Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Goldberg, Adele E. (1995): Constructions: a construction grammar approach to argument structure, Chicago: Chicago University Press.
- Golunov, Serghei (2013): The Kremlin’s Compulsion for Whataboutisms: Western Experience in the Putin Regime’s Political Rhetoric. In: PonarsEurasia – Policy Memos. URL: <https://www.ponarseurasia.org/the-kremlin-s-compulsion-for-whataboutisms-western-experience-in-the-putin-regime-s-political-rhetoric/> (letzte Sichtung: 12.05.2023).
- Grice, H. Paul (1975): Logic and Conversation. In: Cole, P./Morgan, J. L. (Hgg.): Syntax and Semantics. Vol. 3: Speech Acts (New York: Academic Press). S. 41–58.
- Gundel, Janet K. (1985): ‘Shared knowledge’ and topicality. In: Journal of Pragmatics 9, S. 83–107.
- Hardie, Andrew (2012): CQPweb – Combining Power, Flexibility and Usability in a Corpus Analysis Tool. In: International Journal of Corpus Linguistics 17, 3, S. 380–381.

- Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hgg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 262–286.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (2001): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin u.a.: Langenscheidt.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (2000): Leitfaden der deutschen Grammatik. Berlin u.a.: Langenscheidt.
- Heritage, John/Raymond, Geoffrey (2012): Navigating Epistemic Landscapes: Acquiescence, Agency and Resistance in Responses to Polar Questions. In: de Ruiter, Jan (Hgg.): Questions: Formal, Functional and Interactional Perspectives. Cambridge, S. 179–192.
- Hinterwimmer, Stefan (2011): Information structure and truth-conditional semantics. In: von Heusinger, Klaus/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Hgg.): Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK 33.2). Semantics. An International Handbook of Natural Language Meaning. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 1875–1908.
- Hoffmann, Ludger (2003): Funktionale Syntax: Prinzipien und Prozeduren. In: Hoffmann, Ludger (Hgg.): Funktionale Syntax. Die pragmatische Perspektive. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 18–121.
- Kay, Paul/Fillmore, Charles J. (1999): Grammatical constructions and linguistic generalizations: the What's X doing Y? construction. In: Language 75 (1), S. 1–33.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. In: Romanistisches Jahrbuch 36, S. 15–43.
- Langacker, Ronald W. (2007): Cognitive grammar. In: Geeraerts, Dirk/Cuyckens, Herbert (Hgg.): The Oxford Handbook of Cognitive Linguistics. Oxford/New Oxford, S. 421–462.
- Mamprin, Sara/Stede, Manfred (2016): Aboutness Topik. In: Stede, Manfred (Hgg.): Handbuch Textannotation. Potsdamer Kommentarkorpus 2.0. Potsdam: Universitätsverlag, S. 89–110.
- Meibauer, Jörg (1986): Rhetorische Fragen. Tübingen: Niemeyer.
- Meibauer, Jörg (2008): Pragmatik. 2., verb. Aufl. Tübingen: Stauffenburg.
- Miriam Morek/Heller, Vivien/Quasthoff, Uta (2017): Erklären und Argumentieren. Modellierungen und empirische Befunde zu Strukturen und Varianzen. In: Meißner, Iris/Wyss, Eva (Hgg.): Begründen – Erklären – Argumentieren. Konzepte und Modellierungen in der Angewandten Linguistik. Tübingen, S. 11–46.
- Müller, Marcus (2015): Geisterkonstruktionen. Zum Beispiel PPER ADV ADV. In: Ziem, Alexander / Lasch, Alexander (Hgg.): Konstruktionsgrammatik IV. Tübingen: Narr, S. 203–221.
- Müller, Marcus (2018): Diskursgrammatik. In: Warnke, Ingo (Hgg.): Handbuch Diskurs [Handbücher Sprachwissen (HSW)]. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 75–103.
- Müller, Marcus (2020): Kontextualisierung in der Re-Kontextualisierung. In: Meier, Simon/Viehhauser, Gabriel/Sahle, Patrick (Hgg.): Rekontextualisierung als Forschungsparadigma des Digitalen. Norderstedt 2020 (Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik 14), S. 45–54.
- Müller, Marcus (2022a): Discourse Lab – Eine Forschungsplattform für die digitale Diskursanalyse. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 69, 2 (Sonderheft: Digitales Forschen. Daten – Werkzeuge – Methoden), S. 152–159.
- Müller, Marcus (2022b): Die Plenarprotokolle des Deutschen Bundestags auf Discourse Lab. In: Korpora Deutsch als Fremdsprache 2(1), S.123–127. doi: <https://doi.org/10.48694/kordaf-3492>
- Müller, Marcus (2023): Geisterkonstruktionen beim Erzählen. In: Alexander Ziem (Hgg.): Konstruktionsgrammatik VIII. Konstruktionen und Narrationen. Tübingen: Stauffenburg, S. 125–152.

- Müller, Marcus; Stegmeier, Jörn (Hrsg.) (2023): Korpus der Plenarprotokolle des deutschen Bundestags. Legislaturperiode 1–20. CQPWeb-Edition. Zugriff: 31.03.2025.
- Niehr, Thomas (2022): Die Arbeitsgemeinschaft Sprache in der Politik – eine wissenschaftliche Instanz für die Öffentlichkeit? In: Roth, Kersten Sven/Wengeler, Martin (Hgg.): Diesseits und jenseits von Framing: Politikspracheforschung im medialen Diskurs. Hamburg: Buske, S. 157–172.
- Park, Enno (2017): „Und was ist mit ...?“ Perfider Trick aus der Mottenkiste der Rhetorik. Deutschlandfunk Kultur. Politisches Feuilleton vom 27.04.2017. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/und-was-ist-mit-perfider-trick-aus-der-mottenkiste-der-100.html>.
- Posner, Roland (1972): Theorie des Kommentierens. Eine Grundlagenstudie zu Semantik und Pragmatik. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Roberts, Cragie (2011): Topics. In: von Heusinger, Klaus/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Hgg.): Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK 33.2). Semantics. An International Handbook of Natural Language Meaning. Berlin/Boston: de Gruyter, 1908–1934.
- Rost-Roth, Martina (2003): Fragen – Nachfragen – Echofragen. Formen und Funktionen von Interrogationen im gesprochenen Deutsch. Linguistik online 13/1. DOI: <https://doi.org/10.13092/lo.13.882>.
- Rost-Roth, Martina (2011): Formen und Funktionen von Interrogationen. Fragen in grammatischen Beschreibungen, empirischen Befunden und Lehrwerken für Deutsch als Fremdsprache. In: Linguistik online 49/5. DOI: <https://doi.org/10.13092/lo.49.329>.
- Schegloff, Emanuel (2007): Sequence Organization in Interaction. A Primer in Conversation Analysis. Cambridge: Cambridge University Press.
- Seiler, Hansjacob (1973): The Principle of Concomitance: Instrumental, Comitative and Collective. Trier: L.A.U.T. (Angabe hier entnommen aus Zifonun 1997, 1974 veröffentlicht in: Foundations of Language Vol. 12, No. 2, S. 215–247).
- Stede, Manfred (2018): Korpusgestützte Textanalyse. Grundzüge der Ebenen-orientierten Textlinguistik. 2., überarb. Aufl. Tübingen: Narr.
- Wunderlich, Dieter (1976): Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zaefferer, Dietmar (1984): Frageausdrücke und Fragen im Deutschen. Zu ihrer Syntax, Pragmatik und Semantik. München: Fink.
- Zeschel, Arne (2009): What's (in) a construction? Complete inheritance vs. full-entry models, In: Evans, Vyvyan/Pourcel, Stephanie (Hgg.): New directions in cognitive linguistics. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, S. 185–200.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Drei Bände. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7.2). Berlin/New York: De Gruyter.

Maria Becker

Die Rolle der Diskursgrammatik bei der Detektion und Analyse sprachlicher Praktiken

1 Einleitung

Dieser Beitrag widmet sich der Grammatik in Diskursen an der Schnittstelle zu Lexik und Pragmatik und nimmt verschiedene Perspektiven auf Sprache gemeinsam ins Visier, die in linguistischen Analysen oft getrennt behandelt werden. Die zugrundeliegende Fragestellung lautet dabei, ob von bestimmten lexikalischen Eigenschaften und/oder grammatischen Mustern auf bestimmte pragmatische Muster geschlossen werden kann, bzw. ob es für bestimmte Sprachhandlungen¹ charakteristische lexikalische Merkmale und/oder Strukturmuster im Sinne von syntaktischen Ausprägungen bzw. Regelmäßigkeiten gibt.

Dieser Frage wird am Beispiel der Sprachhandlung des Moralisierens nachgegangen. Unter moralisierenden Sprachhandlungen werden diskursstrategische Verfahren verstanden, in denen (strittige) Aussagen mit Hilfe von allgemein gültigen und damit unhintergeharen, moralischen Werten untermauert werden, mit dem Ziel, die Gültigkeit der Aussage als ebenso unhintergehbar darzustellen (vgl. Felder/Müller 2022; Becker/Felder 2022; Becker/Felder/Müller 2023 sowie Gross/Konitzer 2009; Möhring-Hesse 2013 und Neuhäuser/Seidel 2019). Auf moralische Werte verweisendes Vokabular wie beispielsweise die Hochwertwörter *Gleichberechtigung*, *Freiheit*, *Sicherheit* oder *Glaubwürdigkeit*, aber umgekehrt auch Delimitationswörter² wie *Gewalt*, *Rassismus*, *Ungerechtigkeit*, oder *Unehrlichkeit* wird dabei verwendet, um eine Forderung durchzusetzen, die auf diese Weise keiner weiteren Begründung oder Rechtfertigung mehr bedarf, wie beispielsweise in folgenden beiden Beispielen:

1 Die Ausdrücke Sprachhandlung bzw. sprachliche Handlung und sprachliche Praktik werden in dieser Arbeit weitgehend synonym verwendet. Zu einer begrifflichen Differenzierung vgl. Depermann et al. 2015.

2 Unter Delimitationswörtern werden nach Müller/Felder (2022, 250) negative Moralvokabeln verstanden, „die die Grenze des moralischen Fundaments der Gemeinschaft von außen markieren. Der moralische Konsens verlangt also eine Ablehnung, Überwindung, Bekämpfung der entsprechenden Konzepte und Sachverhalte wie etwa Aggression, Armut, Antidemokrat, aber auch Fundamentalismus, Klimawandel oder Krieg.“

- (a) *Frauen verdienen immer noch weniger als Männer, obwohl im Artikel 3 des Grundgesetzes verfassungsmäßig die Gleichstellung von Mann und Frau verankert ist.* (Kommentar in der Süddeutschen Zeitung, 13.11.2009)
- (b) *Wir brauchen strengere Gesetze, um rassistisch motivierte Gewalt zu verhindern.* (Plenarprotokolle des Deutschen Bundestags, 11. Juni 2021)

Es geht also um die kommunikative Praktik, eine bestimmte Forderung mit einem moralischen Wert so zu verknüpfen, dass die Forderung auf diese Weise unhintergehbar erscheint: So wird in Beispiel (a) die Forderung nach einem gleichen Einkommen für Männer und Frauen mit dem Hochwertkonzept der Gleichberechtigung untermauert, in Beispiel (b) werden strengere Gesetze aufgrund von moralisch eindeutig abzulehnender rassistischer Gewalt eingefordert. Die diskursive Strategie der Moralisierung basiert darauf, dass moralische Werte in einer Gesellschaft in der Regel als allgemeingültig anerkannt werden – dass also ein hoher Konsens darüber herrscht, dass etwa Gleichberechtigung oder Sicherheit etwas Erstrebenswertes sind, während beispielsweise Gewalt oder Rassismus abzulehnen sind. Daher können Verweise auf moralische Werte in Diskursen ohne weitere Begründungen eingesetzt werden, um bestimmte Ziele zu verfolgen und Forderungen zu untermauern.

In diesem Beitrag soll herausgearbeitet werden, inwiefern die Kombinatorik lexikalische Merkmale und grammatische Strukturen als Indikatoren pragmatischer Phänomene nutzbar gemacht werden können: Wie können lexikalische, grammatische und pragmalinguistische Features kombiniert werden, um Sprachhandlungsmuster umfassend und adäquat zu beschreiben, zu analysieren und in Texten automatisiert aufzudecken? Dieser Frage soll im Folgenden auf der Basis statistischer Auswertungen und qualitativer Analysen von empirischen Belegen aus einem Datenset mit Texten aus verschiedenen Textsorten und Wissensdomänen, in denen moralisierende Sprachhandlungen annotiert wurden, nachgegangen werden.

Der Beitrag ist dabei wie folgt gegliedert: Zunächst wird auf die lexikalischen Merkmale von Moralisierungen eingegangen und in diesem Rahmen die Möglichkeit der Detektion von Moralisierungspraktiken mithilfe eines Moralisierungslexikons vorgestellt (Kapitel 2). Die Lexik stellt dabei, wie gezeigt wird, notwendigerweise den ersten Zugang zu Moralisierungspraktiken und ihrer Identifikation dar, und ist somit auch die Voraussetzung zur grammatischen Analyse von Moralisierungspraktiken. Kapitel 3 widmet sich grammatischen Mustern von Moralisierungen und beleuchtet dabei verschiedene syntaktische Strukturen wie modalisierende Formulierungen und Mehrwortverbindungen. Anschließend werden Annotationen als Zugang zur pragmalinguistischen Analyse von Moralisierungen aufgezeigt und auf diese Weise Moralisierungen als Sprachhandlungsmuster perspektiviert (Kapitel 4). In Kapitel 5 werden schließ-

lich die zentralen Ergebnisse des Beitrags zusammengefasst und die Möglichkeiten der Nutzung der Analyseergebnisse zur automatisierten Detektion und Analyse von Moralisierungen diskutiert.

2 Lexik der Moralisierung: Semi-automatisierte Detektion von Moralisierungspraktiken mithilfe eines Moralisierungslexikons

Um die Schnittstelle von lexikalischen, grammatischen und pragmatischen Mustern bei Moralisierungen zu untersuchen, wird, wie oben bereits erwähnt, ein empirischer Zugang gewählt. Datengrundlage der Auswertungen und Analysen ist das im Rahmen des Projekts „Annotation und automatische Analyse von Moralisierungspraktiken in verschiedenen Wissensdomänen“³ erstellte und annotierte Moralisierungskorpus.

Ausgehend von der Beobachtung, dass das Phänomen der Moralisierung in verschiedenen Bereichen und Textgenres eine zentrale Rolle spielt, werden in diesem Projekt Texte aus verschiedenen Wissensdomänen hinsichtlich ihrer moralisierenden Eigenschaften untersucht. Hierfür wurden zunächst Datensets mit Texten aus verschiedenen Sprachen (Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch) und Textgenres (Zeitungstexte, Online-Diskussionen, juristische Texte, Sachtexte etc.) erstellt und mit (linguistischen) Merkmalen annotiert, die charakteristisch für die Beschreibung von Moralisierungshandlungen sind (vgl. Kapitel 4). Der im Zuge des Projekts entstandene Datensatz wird zum einen zur systematischen linguistischen Analyse des Phänomens der Moralisierung genutzt, zum anderen dient er als Grundlage der Entwicklung automatisierter Analysemodelle wie beispielsweise überwachte und unüberwachte Deep Learning-Verfahren, welche die Annotationskategorien für noch nicht annotierte Datensätze automatisch vorhersagen können und dementsprechend zur automatisierten Detektion und Analyse von Moralisierungspraktiken in verschiedenen Textsorten, Sprachen und Wissensdomänen eingesetzt werden können.

³ <https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/neuphil/gs/sprache02/mitarbeiter/moralisierung.html>

2.1 Erstellung eines Wörterbuchs moralindizierender Wörter

Für die Erstellung des Datensatzes, der moralisierende Sprachhandlungen aus unterschiedlichen Wissensdomänen und Textgenres enthält, wurde ein Workflow entwickelt, der auf der Lexik von Moralisierungen beruht (vgl. Becker/Felder/Müller 2024): Denn Verweise auf moralische Werte mittels Hochwert- bzw. Delimitationswörtern wie beispielsweise *Freiheit*, *gleichberechtigt*, *Ungerechtigkeit* oder *unlauter* sind eine wesentliche Eigenschaft von Moralisierungen und bieten sich daher zur automatisierten Detektion von Moralisierungen an. Daher wurde zunächst ein Wörterbuch mit moralindizierenden Wörtern erstellt. Hierfür wurde ein manuell erstelltes Seed Set⁴ (Felder/Müller 2022), das 130 deutsche Hochwert- und Delimitationswörter beinhaltet, um Wörter mit ähnlichen Kookkurrenzprofilen erweitert. Die dahinterstehende Annahme ist, dass Wörter einander ähnlich sind, wenn sich ihre Kookkurrenzprofile ähneln (vgl. Perkuhn et al. 2012, 128). Die Suche nach Wörtern mit ähnlichen Kookkurrenzprofilen erfolgte mithilfe der Kookkurrenzdatenbank CCDB, eine „korpuslinguistische Denk- und Experimentierplattform für die Erforschung und theoretische Begründung von systemisch-strukturellen Eigenschaften von Kohäsionsrelationen zwischen den Konstituenten des Sprachgebrauchs“ (Belica 2011, 162). Die Datenbank basiert auf einem aus 2,2 Milliarden laufenden Textwörtern bestehendes Teilkorpus des Deutschen Referenzkorpus.

Die so ermittelten Wörter wurden anschließend manuell gesichtet und bereinigt. Das Resultat ist DiMi (Dictionary of Moral-Indicating words), ein Wörterbuch mit rund 1500 positiven moralindizierenden Vokabeln und 1500 negativen moralindizierenden Vokabeln. Durch die skizzierte Vorgehensweise enthält dieses Lexikon, anders als bereits existierende Morallexika (z. B. Hulpus 2020; Hopp 2021) nicht nur moralische Hochwert- und Delimitationswörter, sondern auch Wörter, die Hinweise auf potentiell moralisierende Kontexte geben, ohne einen moralischen Wert zum Ausdruck zu bringen, wie etwa das Wort *Deckmantel* (das auf Vorwürfe der Unlauterkeit oder Unaufrechtheit verweist).

Um das Wörterbuch auch für die Detektion potentieller Moralisierungsinstanzen aus anderen Sprachen verwenden zu können, wurden die Einträge automatisch mithilfe von DeepL ins Englische, Italienische und Französische übersetzt. Die Übersetzungen wurden anschließend manuell gesichtet und bereinigt, wobei unpassende Übersetzungen korrigiert, ersetzt oder entfernt wurden.⁵ DiMi

⁴ In der Korpus- und Computerlinguistik bezieht sich der Ausdruck *Seed Set* auf eine Menge von Wörtern oder Ausdrücken, die als Ausgangspunkt für die Durchführung von Textanalyse oder maschinellem Lernen verwendet werden.

⁵ Polysemie und Vagheit stellen dabei eine besondere Herausforderung für maschinelle Übersetzungen dar, da diese auf maschinellem Lernen und Statistiken basieren und nicht immer in der

gibt es somit in vier Sprachen, alle Versionen sind als frei verfügbare Ressourcen öffentlich zugänglich.⁶ Alle vier Wörterbücher sind sowohl als lemmatisierte Versionen (in denen alle Grundformen der moralindizierenden Wörter enthalten sind) sowie als flektierte Versionen (die verschiedene Wortformen enthalten) verfügbar. Zusätzlich liegt für jedes der Wörterbücher ein Subset besonders typischer moralindizierender Wörter vor („Selection“).

2.2 Extraktion relevanter Textpassagen

Für die Zusammenstellung des deutschen Datensets, das auch die Grundlage der in diesem Beitrag vorgestellten Studien ist, wurden daraufhin die Einträge des Wörterbuchs als Suchwörter im Deutschen Referenzkorpus (DeReKo)⁷ fruchtbar gemacht, das neben einer Vielzahl von Zeitungstexten auch belletristische, wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Texte enthält. Um sprachliche Muster von Moralisierungen wissensdomänen- und genreübergreifend untersuchen zu können, wurden aus insgesamt sieben Textgenres jeweils rund 2000 Textpassagen (in der Regel der Satz, in dem einer der Wörterbucheinträge vorkommt, sowie ein bis zwei Sätze davor und danach) extrahiert. Die Textgenres waren Zeitungskommentare, Leserbriefe und Interviews aus Tageszeitungen, Berichte über Gerichtsurteile aus Tages- und Wochenzeitungen, die Plenarprotokolle des Deutschen Bundestags, Sachbücher sowie Forenbeiträge aus dem Wikipedia-Diskussionsforum, das von AutorInnen und anderen NutzerInnen verwendet wird, um veröffentlichte Wikipedia-Artikel zu diskutieren und zu editieren. Auf diese Weise konnte ein Datensatz von rund 14.000 Textpassagen zusammengestellt werden, der auch die empirische Grundlage der Analysen dieses Beitrags ist.⁸

Lage sind, die Bedeutungen adäquat zu erfassen bzw. aus der Vielzahl an Übersetzungsmöglichkeiten die gemeinte Bedeutung zu detektieren. Erschwert wird dieser Umstand in unserem Setting durch die Anforderung einer kontextlosen Übersetzung (da die einzelnen Lexikoneinträge als Input fungieren).

⁶ Das Wörterbuch findet sich zusammen mit anderen Materialien aus unserem Projekt (z. B. dem Code zur Prozessierung und automatisierten Analyse unserer Daten sowie den Annotationsmanualen) in unserem GitHub-Repository: <https://github.com/maria-becker/Moralization>.

⁷ Das DeReKo ist ein vom Leibniz-Institut für Deutsche Sprache bereitgestelltes Korpus, das mit 55 Milliarden Wörtern (Stand: März 2023) die weltweit größte Sammlung elektronischer Korpora mit geschriebenen deutschsprachigen Texten aus der Gegenwart und der neueren Vergangenheit darstellt.

⁸ Für die Erstellung der Datensätze für die Sprachen Englisch, Italienisch und Französisch (deren Untersuchung nicht Teil dieses Beitrags ist) wurde auf existierende Korpora und Web-

2.3 Manuelle Selektion der Daten

Die folgenden Beispiele (beide aus dem oben beschriebenen Datensatz) verdeutlichen einen wichtigen Aspekt bezüglich des Verhältnisses von Moralvokabeln und Moralisierungen: Dass nämlich Moralvokabeln, also Hochwert- oder Delimitationswörter wie sie in DiMi zu finden sind, nicht zwangsläufig auf Moralisierungen verweisen:

- (a) *Wir sollten eine Flüchtlingsobergrenze einführen, um die Sicherheit der Deutschen zu gewährleisten.* (Plenarprotokolle des Deutschen Bundestags, 11. Juni 2010)
- (b) *In der heutigen Debatte wurde bereits vielfach von Sicherheit geredet.* (Plenarprotokolle des Deutschen Bundestags, 11. Juni 2010)

Das Hochwertwort *Sicherheit* wird in Beispiel (c) eingesetzt, um eine Forderung bezüglich einer Obergrenze für Geflüchtete zu untermauern – hier handelt es sich also eindeutig um eine Moralisierung, während *Sicherheit* im Beispiel d) nicht diskursstrategisch eingesetzt wird und mit keiner Forderung verknüpft ist. Solche Fälle, in denen Moralvokabeln in neutraler Weise und ohne diskursstrategischen Hintergrund verwendet werden, werden im Folgenden als Moralthematisierungen bezeichnet (vgl. Felder/Müller 2022; Becker/Felder/Müller 2023), während wir unter Moralisierungen wie bereits dargelegt ein diskursstrategisches Verfahren verstehen, bei dem moralische Begriffe zur Durchsetzung einer Forderung eingesetzt werden.

Abbildung 1 zeigt für beide Fälle Belege aus den Plenarprotokollen des Deutschen Bundestags, wobei ersichtlich wird, dass Moralthematisierungen und Moralisierungen an der Textoberfläche häufig Schnittstellen aufweisen:

Um Moralisierungen von Moralthematisierungen zu unterscheiden, ist eine manuelle Durchsicht der mittels des oben vorgestellten Moralisierungslexikons detektierten Textpassagen daher unbedingt erforderlich. Diese wurden jeweils unabhängig von zwei Annotator:innen mit linguistischem Hintergrund gesichtet und dahingehend kategorisiert, ob es sich um Moralthematisierungen in unserem Sinn handelt, oder ob Hochwert- oder Delimitationswörter eingesetzt werden, ohne auf diese Weise etwas einzufordern oder die Geltung einer bestimmten Haltung als intersubjektiv akzeptiert zu präsentieren (Moralthematisierungen). Darüber hinaus begegneten uns in den Daten noch zwei weitere Phänomene, die wir beim Annotieren in entsprechenden Kategorien erfassen: Zum einen ambige Fälle, bei

Ressourcen zurückgegriffen. Im Vordergrund bei der Erstellung der multilingualen Korpora war die Vergleichbarkeit der jeweiligen Textsorten sowie der Größe des Datensatzes.

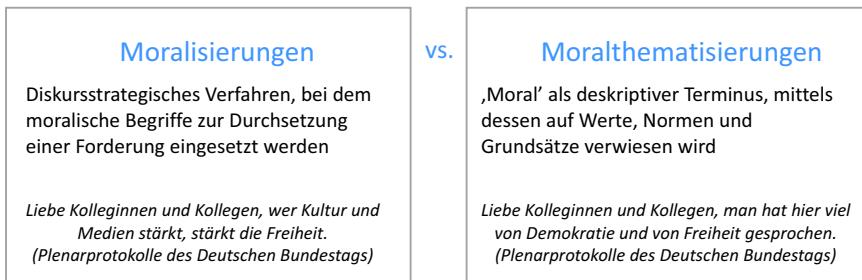


Abb. 1: Moralisierungen vs. Moralthematisierungen.

denen das Wort, das eigentlich moralindizierend ist, in einem anderen Wortsinn verwendet wird, und zum anderen Instanzen, bei denen aufgrund einer nicht ausreichenden Kontextgre die Interpretation der Instanz nicht möglich ist. Beispiele zu den einzelnen Kategorien aus unserem Datensatz finden sich in Tab. 2.

Tab. 1: Annotationskategorien zur Detektion zur Abgrenzung von Moralisierungen.

Moralisierungen	Diskursstrategische Verfahren, in denen die Beschreibung von Streitfragen und erforderlichen Handlungen mit moralischen Begriffen enggefhrt werden.	<i>Liebe Kolleginnen und Kollegen, wer Kultur und Medien stärkt, stärkt die <u>Freiheit</u>.</i>
Moralthematisierungen	Sprechen bzw. Schreiben uber Werte, Normen und Grundsätze, ohne auf diese Weise etwas zu fordern. Die moralindizierenden Wörter werden hier nicht strategisch eingesetzt, um ein Ziel zu verfolgen.	<i>Meine Damen und Herren, ich sagte einleitend, man hat hier viel von <u>Demokratie</u> und von <u>Freiheit</u> gesprochen.</i>
Ambige Falle	Instanzen, bei denen das Wort, das eigentlich moralindizierend ist, in einem anderen Wortsinn verwendet wird	<i>Wir wissen aber nicht mit Sicherheit, daf die betreffenden vier Frauen voneinander wußten.</i>
Fehlender Kontext	Instanzen, die aufgrund von fehlendem Kontext nicht zu interpretieren sind	<i>Empfinden Sie Mitleid mit ihr?</i>

Die Übereinstimmung der beiden Annotator:innen wurde mithilfe des statistischen Maßes Cohens Kappa (Cohen 1960) berechnet. Dabei handelt es sich um ein Maß, das nicht nur die tatsächliche Übereinstimmung der Annotator:innen berücksichtigt, sondern auch zufällig erwartbare Übereinstimmungen. Kappa-Scores werden in der Literatur unterschiedlich bewertet. Greve und Wentura (1997) stufen Kappa-Werte zwischen 0,61 und 0,75 als gut und Werte über 0,75 als

ausgezeichnet ein, während in neueren Arbeiten auch niedrigere Werte als gut bzw. sehr gut eingestuft werden (z. B. Ravenscroft et al. 2016; vgl. auch Becker/Bender/Müller 2020). In unseren Annotationen erzielen wir einen Kappa-Wert von 0,71, was in jedem Fall als akzeptables Ergebnis gewertet werden kann. Über Fälle, in denen die Annotator:innen in ihrer Labelvergabe nicht übereinstimmten, entschied anschließend ein Expert-Annotator.

Abbildung 2 zeigt die Verteilung der Label über die sieben Textgenres. Dabei fällt auf, dass Moralisierungen in keinem der untersuchten Textgenres die Mehrheit der Instanzen abbilden: Im Durchschnitt wurden nur 22,7 % aller Instanzen als Moralisierungen bewertet, während sich in den meisten Genres deutlich mehr Moralthematisierungen finden. Am höchsten ist der Anteil von Moralisierungen in den Leserbriefen (42,9 % aller Instanzen) und Zeitungskommentaren (36,5 %) – zwei meinungsbetonnten Textsorten, während er bei Sachbüchern (5,5 %), Gerichtsurteilen (10,8 %) und Wikipediadiskussionen (14 %) am niedrigsten ausfällt. Die Plenarprotokolle mit 19 % und Interviews mit 31 % moralisierender Instanzen liegen im Mittelfeld.

3 Grammatik der Moralisierung: Syntaktische Muster und Strukturen von Moralisierungspraktiken

Auf dieser Basis können nun die als Moralisierungen annotierten Instanzen, die – wie im vorherigen Kapitel beschrieben – mittels eines lexikalischen Zugangs semi-automatisiert detektiert wurden, hinsichtlich ihrer grammatischen Merkmale untersucht und korpuslinguistisch ausgewertet werden, um auf diese Weise Einsichten über syntaktische Merkmale und Strukturen von Moralisierungen zu erhalten. Die Analysen werden dabei unabhängig vom jeweiligen Textgenre durchgeführt, Datengrundlage ist also die Gesamtheit aller Moralisierungsinstanzen aus allen im Moralisierungskorpus vertretenden Genres und Wissensdomänen (zur unterschiedlichen Ausprägung von Moralisierungen in verschiedenen Wissensdomänen und Textgenres vgl. Becker/Felder/Müller 2023).

Um grammatische Merkmale von Moralisierungen zu erarbeiten, wurde zunächst eine randomisierte Stichprobe der als Moralisierungen annotierten Instanzen manuell gesichtet und basierend auf den so gewonnenen Beobachtungen eine Liste möglicher Moralisierungsindikatoren erstellt, die anschließend in verschiedenen Pilotstudien mithilfe computer- und korpuslinguistischer Methoden auf der Basis des gesamten Datensatzes überprüft wurden. Als Referenzdatensatz

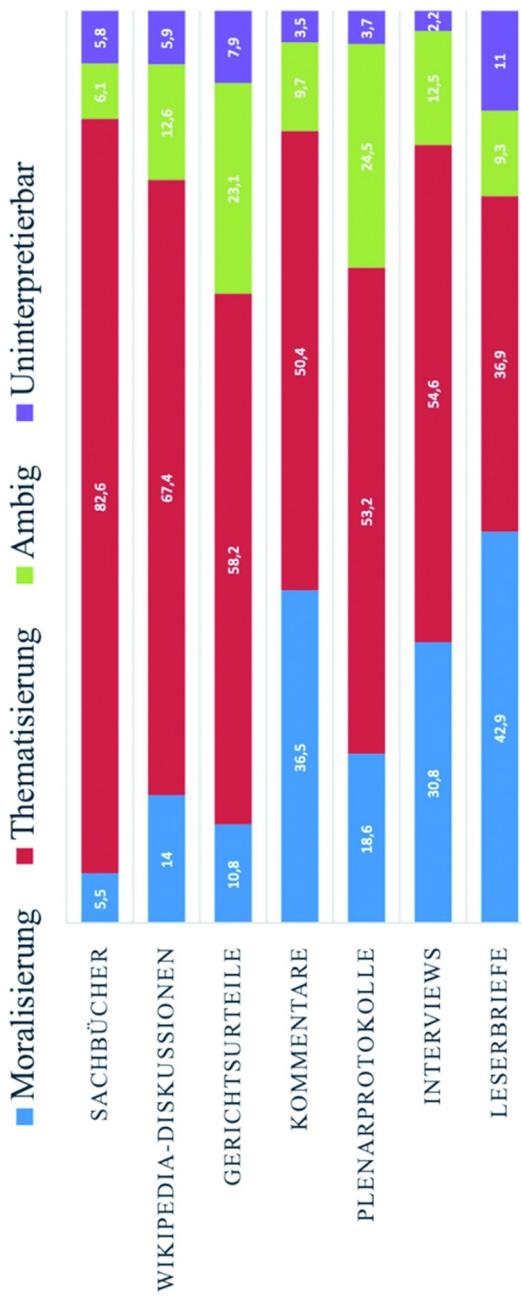


Abb. 2: Moralisierungen vs. Moralthematisierungen: Distribution in verschiedenen Genres (prozentuale Angaben).

fungierten dabei die als Moralthematisierungen annotierten Instanzen (vgl. Kapitel 2.3). Wurde beispielsweise bei der Durchsicht der Moralisierungsinstanzen die Beobachtung gemacht, dass dort bestimmte Konnektoren eine wichtige Rolle zu spielen scheinen, wurde die Frequenz dieser Wörter in den Moralisierungen mit der Frequenz in den Moralthematisierungen verglichen um auf diese Weise zu eruieren, ob es sich dabei tatsächlich um einen Indikator von Moralisierungen handelt. Die erstellte Liste enthält folgende potentielle Moralisierungssindikatoren, die im Folgenden als zu überprüfende Arbeitshypothesen formuliert werden. Die Liste erhebt dabei selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit und ließe sich sicher durch weitere Datenanalysen sukzessive erweitern.

- (I) Der deontische Gehalt von Moralisierungen drückt sich in einer häufigen Frequenz von Modalitätsmarkern aus (Modalpartikel, Modalverben, Modaladverbien).
- (II) Da Moralisierungen eine diskursive Strategie sind, kommen sie typischerweise in argumentativen Textpassagen vor. Dementsprechend zeichnen sie sich durch Wörter und Mehrwortverbindungen aus, die auf argumentative Kontexte verweisen (z. B. Syntagmen wie *auf der einen Seite, dem gegenüber steht, nicht nur... sondern auch*)
- (III) Da es bei Moralisierung immer auch um die Klärung von strittigen Punkten geht, spielen dissensanzeigende Konnektoren eine wichtige Rolle. Moralisierungen zeichnen sich daher durch eine hohe Frequenz von adversativen, konzessiven und/oder substitutiven Konnektoren aus.
- (IV) In Moralisierungen wird oft gleich auf mehrere unterschiedliche Moralwerte zurückgegriffen. Moralvokabeln kommen in moralisierenden Textausschnitten daher häufig mehrfach vor (beispielsweise in Nominalketten wie *Vertrauen und Liebe*)
- (V) Da es bei Moralisierung immer um den Rückgriff auf allgemein anerkannte moralische Werte geht, wird dabei häufig generalisiert. Daher finden sich in Moralisierungen eine gehäufte Frequenz von generischen bzw. generalisierenden Ausdrücken, insbesondere bei der Bezeichnung der in Moralisierungen relevanten Protagonist:innen.
- (VI) Um den moralischen Wert in den Fokus zu rücken, wird dieser häufig mittels Inversionen an den Satzanfang gestellt. Ein Merkmal von Moralisierungen sind daher markierte Wortstellungen.

Die Möglichkeiten der computer- und korpuslinguistischen Überprüfung dieser stichprobengetriebenen Befunde reichen dabei von einfachen Frequenzanalysen (beispielsweise These IV) über die Anwendung von Named-Entity-Recognition-Modellen (These V) oder automatischem Part-Of-Speech Tagging (These I und III) bis hin zu automatisierten Dependenzanalysen (These VI).

Da die Darstellung der Ergebnisse der computer- und korpuslinguistischer Verifizierung bzw. Falsifizierung aller oben aufgelisteten Hypothesen den Rahmen dieses Beitrags sprengen würden, fokussieren sich die nachfolgenden Ausführungen exemplarisch auf die korpusstatistischen Überprüfungen der Frequenz von Modalitätsindikatoren (Hypothese I) und der Argumentationslexik (Hypothese II) in Moralisierungen.

3.1 Die Rolle von Modalverben bei Moralisierungen

Da das automatisierte Erfassen der Frequenzen von Modalpartikeln und -adverbien aufgrund der hohen Ambiguität dieser Wortgruppen ein schwieriges Unterfangen ist, konzentrieren sich die nachfolgenden Darstellungen auf die Häufigkeiten von Modalverben bei Moralisierungen. Um hier ambige Wortverwendungen auszuschließen, wurde zunächst der im Python-Package *spacy* implementierte Part-of-Speech Tagger angewendet, der Wörter automatisch mit Wortarten annotiert, darunter auch die Wortart der Modalverben. Anschließend wurden die Treffer lemmatisiert und in die sechs Formen *wollen*, *sollen*, *müssen*, *mögen*, *dürfen* und *können* unterteilt.

Abbildung 3 zeigt, wie häufig die verschiedenen Modalverben pro 10.000 Wörtern in den Moralisierungen (gelbe Balken) und Moralthematisierungen (blaue Balken) vorkommen. Dabei zeigt sich, dass bis auf *mögen* alle Modalverben in den Moralisierungen häufiger vorkommen als in den Moralthematisierungen. Modalverben scheinen also ein Merkmal vieler Moralisierungen zu sein, was der Funktion von Modalverben, Redehintergründe wie z. B. „situative Umstände, Normen oder Wissensvoraussetzungen“⁹ einzuordnen, entspricht. Dies sei anhand eines folgenden Auszugs aus einem Leserbrief verdeutlicht, in dem gleich sechs Modalverben verwendet werden:

- (c) *Er und seine Partei sollten wirklich einmal versuchen, diese rechten Schläger in unsere Gesellschaft zu integrieren. Sollte ihnen zeigen, dass Gewalt nicht von Einzelnen ausgeübt werden darf. Ihnen notfalls mit „legitimer“ Gewalt klar machen, dass sie Gewalt nicht selbst ausüben dürfen. Die „braunen“ Gedanken in den Köpfen können wir leider nicht verbieten. Muss ich mit leben. Aber gegen die „braune“ Gewalt können wir massiv etwas tun.* (Leserbrief aus taz, 27.04.2006)

⁹ <https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/380>.

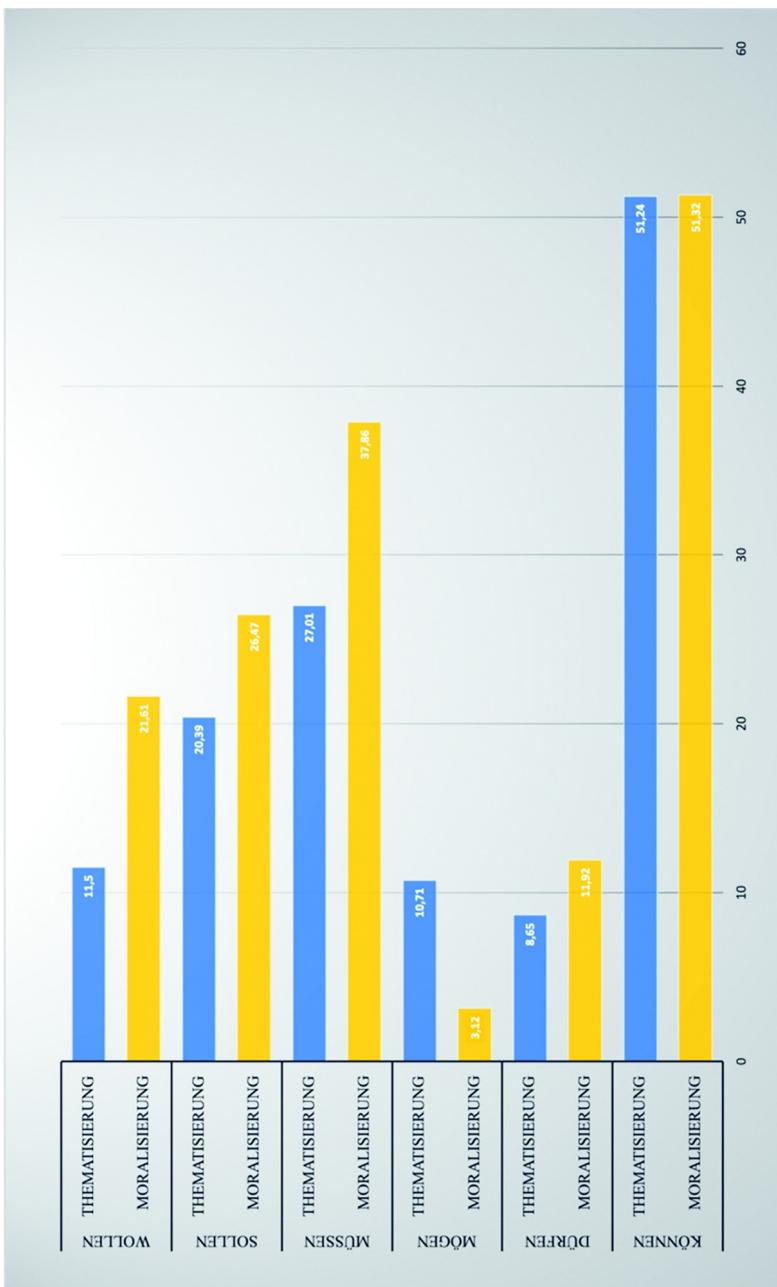


Abb. 3: Frequenzen von Modalverben bei Thematisierungen vs. Moralthematisierungen, counts per 10,000 words.

Ein genauerer Blick auf die Statistik zeigt, dass insbesondere die Modalverben *wollen*, *sollen*, und *müssen* frequenter in Moralisierungen als in Moralthematisierungen zu finden sind. Diese drei Modalverben bezeichnen Notwendigkeiten verschiedener Art, während mit *mögen*, *dürfen* und *können* Möglichkeiten zum Ausdruck gebracht werden. Dass auf Notwendigkeiten verweisende Modalverben ein besonderes Merkmal von Moralisierungen sind, erscheint vor dem Hintergrund der Tatsache, dass ein Kernmerkmal von Moralisierungen der Verweis auf allgemeingültige Normen und Werte ist, die mit bestimmten Forderungen verknüpft werden, plausibel. Denn konstitutiv für Moralisierungen ist, dass mit dem Verweisen auf moralische Werte „Handlungsgebote oder vice versa die Ablehnung der dazugehörigen Handlung“ einhergehen, die sich aus sich selbst heraus ergeben (Becker/Felder/Müller 2023, 27). Hinsichtlich der Wortart der Modalverben und insbesondere der Gruppe von Modalverben, die Notwendigkeiten ausdrückt, kann die oben aufgestellte Hypothese, dass sich der deontische Gehalt von Moralisierungen in einer häufigen Frequenz von Modalitätsmarkern ausdrückt, im Hinblick auf unsere Daten also bestätigt werden.¹⁰

3.2 Die Rolle von argumentativen Strukturen bei Moralisierungen

Als Methode zur Detektion von Strukturen, die auf argumentative Kontexte verweisen und als potentielle Merkmale moralisierender Sprachhandlungen fungieren, wurde auf die N-Gramm-Analyse zurückgegriffen, also die Analyse von Wörtern, die in einem Text frequent aufeinanderfolgen. Diese Methode wurde zum einen gewählt, weil argumentative Muster ein komplexes grammatisches Phänomen sind, das sich oftmals nicht anhand einzelner Wörter, sondern vielmehr an Mehrwortverbindungen festmachen lässt. Ein weiterer Grund für die Wahl dieser Methode ist die vermutete sprachliche Varianz argumentativer Strukturen: Denn

¹⁰ An dieser Stelle gilt es jedoch, auf die Ambiguität von Modalverben hinzuweisen, die in unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Bedeutungen oder Funktionen innehaben können (bspw. kann das Modalverb „können“ verwendet werden, um sowohl Fähigkeiten auch Möglichkeiten auszudrücken; das Modalverb „müssen“ kann Pflichten oder Notwendigkeiten zum Ausdruck bringen. Die Ambiguität von Modalverben kann dazu führen, dass ein Satz mehrere mögliche Interpretationen zulässt, und die tatsächliche Bedeutung hängt oft von Kontext und grammatischen Hinweisen ab. Die Disambiguierung von Modalverben bedarf daher einer sorgfältigen Analyse des Kontexts, der semantischen Rollen und anderer sprachlicher Hinweise, die im Rahmen dieser Untersuchung nicht geleistet werden können. Diese Faktoren stellen auch eine große Herausforderung für die automatisierte Disambiguierung von Modalverben des Deutschen dar, vgl. hierzu Marasovic et al. 2016.

anders als bei Modalverben wäre hier die Suche nach zuvor festgelegten Wörtern oder Mehrwortverbindungen allenfalls eine Annäherung an das komplexe grammatische Phänomen argumentativer Muster, während die N-Gramm-Analyse als corpus-driven Methode (vgl. Tognini-Bonelli 2001) einen offeneren Zugang ermöglicht. An dieser Stelle sei noch angemerkt, dass durch N-Gramm-Analysen freilich nicht nur argumentative Muster, sondern auch andere usuelle Wortverbindungen aufgedeckt werden. Der Fokus der nachfolgenden Analysen beschränkt sich daher auf Mehrwortverbindungen, die sich auch kontextunabhängig als Teile argumentativer Strukturen identifizieren lassen.

Becker/Felder/Müller (2024) untersuchten in ihrer Arbeit die frequent in Moralisierungen vorkommenden Bi-Gramme (also die direkte Aufeinanderfolge zweier Wörter) und konnten herausstellen, dass Konstruktionen, die auf argumentative Kontexte (*nicht nur, um die, auch die*) oder auf Dissens bzw. Streitpunkte schließen lassen (*die Gefahr*), häufiger bei Moralisierungen auftreten als bei Moralthematisierungen. Aufgrund der hohen Anzahl von Funktionswörtern (Präpositionen, Artikel, Konjunktionen etc.) waren viele Bi-Gramme jedoch kontextfrei schwer bzw. gar nicht zu interpretieren (z. B. *und die, von der, ist ein...*).

Anders sieht es jedoch bei den Tri-Grammen aus, also der direkten Aufeinanderfolge dreier Wörter, wie Tab. 2 zeigt:

Tab. 2: Die 20 häufigsten Tri-Gramme in Moralthematisierungen vs. Moralisierungen.
Relative Frequenzen beziehen sich auf den prozentualen Anteil des jeweiligen Tri-Gramms am Gesamtanteil aller in den Moralthematisierungen bzw. Moralisierungen vorkommenden Tri-Gramme.

MORALTHEMATISIERUNG			MORALISIERUNG		
Trigramm	Absolute Frequenz	Relative Frequenz	Trigramm	Absolute Frequenz	Relative Frequenz
1 <i>nach dem Krieg</i>	35	0,03	<i>nicht nur die</i>	14	0,03
2 <i>in den USA</i>	19	0,02	<i>sich mit der</i>	11	0,02
3 <i>in Bezug auf</i>	18	0,02	<i>auch wenn es</i>	10	0,02
4 <i>Diktatur des Proletariats</i>	17	0,02	<i>Erziehung und Bildung</i>	10	0,02
5 <i>und vor allem</i>	16	0,02	<i>Kampf gegen die</i>	10	0,02
6 <i>in den vergangenen</i>	16	0,02	<i>es ist ein</i>	9	0,02
7 <i>das ist nicht</i>	14	0,01	<i>es in der</i>	9	0,02

Tab. 2 (fortgesetzt)

MORALTHEMATISIERUNG			MORALISIERUNG		
Trigramm	Absolute Frequenz	Relative Frequenz	Trigramm	Absolute Frequenz	Relative Frequenz
8 <i>in diesem Fall</i>	13	0,01	<i>im Kampf gegen</i>	9	0,02
9 <i>Naturschutz u. Reaktorsicherheit</i>	13	0,01	<i>nichts zu tun</i>	8	0,02
10 <i>an dieser Stelle</i>	13	0,01	<i>unter dem Deckmantel</i>	8	0,02
11 <i>das Recht auf</i>	13	0,01	<i>in den letzten</i>	8	0,02
12 <i>auch in der</i>	12	0,01	<i>vor allem die</i>	8	0,02
13 <i>vor allem die</i>	12	0,01	<i>Eingriff in die</i>	8	0,02
14 <i>Eingriff in die</i>	12	0,01	<i>Freiheit in der</i>	8	0,02
15 <i>die von den</i>	12	0,01	<i>in der Liebe</i>	8	0,02
16 <i>das ist ein</i>	12	0,01	<i>auch bei der</i>	7	0,02
17 <i>Forschung und Technik</i>	12	0,01	<i>sondern auch die</i>	7	0,02
18 <i>handelt es sich</i>	11	0,01	<i>im Interesse der</i>	7	0,02
19 <i>in den letzten</i>	11	0,01	<i>in unserer Gesellschaft</i>	7	0,02
20 <i>das Vertrauen in</i>	11	0,01	<i>ist die Gefahr</i>	7	0,02

Hier zeigt sich sehr deutlich, dass Tri-Gramme, die auf argumentative Kontexte verweisen (*nicht nur die, auch wenn es, vor allem die, und damit auch, sondern auch die...*) wesentlich häufiger bei Moralisierungen vorkommen als in Kontexten, in denen Moralvokabeln in einem deskriptiven Sinne vorkommen (Moralthematisierungen). Ein genauerer Blick auf die Treffer (vgl. hierzu ausführlicher Becker/Felder/Müller 2024) zeigt zudem, dass bestimmte Konstruktionen in besonderer Weise indizierend für Moralisierungen zu sein scheinen: So ist beispielsweise die konzessive Konstruktion *auch wenn es* mit zehn Treffern das dritthäufigste Tri-Gramm bei den Moralisierungen, während diese Konstruktion nicht unter den Top 100 Tri-Grammen bei den Moralthematisierungen auftaucht. Mit *auch wenn es* wird typi-

scherweise eine Gegenposition für ein zuvor aufgeführtes Argument eingebracht, um auf diese Art und Weise mögliche Einwände vorwegzunehmen (Beispiel f), wobei die Vorwegnahme häufig auch mit der Entkräftung des Gegenarguments einhergeht (Beispiel g), wie ein Blick in die Treffer im Moralisierungskorpus zeigt:

- (d) *Meines Erachtens ist es nicht nur in christlichen oder atheistischen Elternhäusern möglich, das Kindeswohl zu berücksichtigen. Deshalb müssen wir das respektieren, auch wenn es uns als Nichtmitglieder dieser Religionsgemeinschaften möglicherweise ein bisschen fremd vorkommt.* (Protokoll der Sitzung des Parlaments Deutscher Bundestag, 19.07.2012)
- (e) *Das Vorgehen der Bundesregierung gegen die Weltanschauungsfirma Scientology ist bedenklich, weil unzulänglich. Auch wenn es zweifelsohne richtig ist, diese neue Form des verfassungsfeindlichen Extremismus als solche zu erkennen und somit der Machtfirma Scientology religiöse Schlupfwinkel zu versperren, so reichen halbherzige Verbote nicht aus, um den Einfluß der „menschenverachtenden, auf Gleichschaltung zielenden Ideologie“ (so mehrere Studien) wirksam zu bekämpfen.* (Kommentar aus DIE ZEIT, 06.09.1999)

Auch Konstruktionen, die auf offensichtliche Streitpunkte verweisen (*Kampf gegen die, im Kampf gegen, Eingriff in die, ist die Gefahr...*) sind bei Moralisierungen häufiger zu finden als bei Moralthematisierungen. Im Gegensatz dazu finden sich bei den Moralthematisierungen wiederum viele Konstruktionen, die auf definitorische bzw. konkretisierende Kontexte verweisen (*in Bezug auf, in diesem Fall, an dieser Stelle, das ist ein, handelt es sich...*). Dieses Ergebnis lässt darauf schließen, dass neben dem Verweis auf moralische Konzepte mittels Moravokabeln (Kapitel 2) und modalisierenden Formulierungen (Kapitel 3.1) auch argumentative Konstruktionen einen starken Verweis-Charakter auf Moralisierungen haben können (vgl. hierzu auch Kobbe et al. 2020).

4 Pragmatik der Moralisierung: Annotation zentraler pragmalinguistischer Elemente von Moralisierungspraktiken

Um Moralisierungen im Anschluss an die lexikalischen und grammatischen Zugänge auch auf der Sprachhandlungsebene systematisch untersuchen zu können, wurden die moralisierenden Instanzen mit einem Annotationsschema zur Erfassung pragmalinguistischer Merkmale von Moralisierungen annotiert. Ziel des Annotationsschemas ist es, wesentliche Merkmale, die aus pragmalinguistischer Sicht

konstitutiv für Moralisierungen sind, zu erfassen. Moralisierungen werden in diesem Sinne als Frames (Fillmore 1982; Ziem 2009; Neumair 2022) verstanden, also als kognitiver Rahmen bzw. kognitives Repräsentationsformat, das Wissen organisiert und strukturiert. Ein Moralisierungsframe enthält dementsprechend die für Moralisierungen konstitutiven Elemente wie beispielsweise Verweise auf Moralkonzepte, Diskursakteure mit bestimmten Rollen oder Gruppenzugehörigkeiten, oder die für Moralisierungen zentralen Forderungen. Diese sogenannten Leerstellen werden in der konkreten Verwendung des Frames, also immer dann, wenn in Diskursen moralisiert wird, mit Füllwerten ausgefüllt. Durch die systematische Erfassung der Leerstellen und Füllwerte mittels Annotationen kann so erarbeitet werden, welches Wissen Rezipient:innen repräsentationell zur Verfügung haben bzw. haben müssen, um eine Sprachhandlung wie die Moralisierung zu verstehen und einzusetzen.

Das Annotationsschema, das zu diesem Zweck erarbeitet wurde und konstitutive Merkmale von Moralisierungshandlungen erfasst, wurde im Rahmen des oben beschriebenen Projekts „Annotation und automatische Analyse von Moralisierungspraktiken in verschiedenen Wissensdomänen“ empirisch entwickelt und optimiert. Da es in diesem Projekt um die Analyse von Moralisierungshandlungen in verschiedenen Wissensbereichen geht, eignet sich das Annotationsschema für die Annotation von Moralisierungen in verschiedenen Textsorten und Themen bzw. Domänen.

4.1 Ein Kategorienschema zur Annotation pragmalinguistischer Merkmale von Moralisierungen

Zu den Annotationskategorien gehören folgende Ober- und Unterlabel, Beispiele und detaillierte Beschreibungen der einzelnen Ober- und Unterkategorien finden sich in dem veröffentlichten Annotationsmanual.¹¹

- 1) **Die Explizitheit bzw. Eindeutigkeit der Moralisierung.** Hier wird zunächst für das gesamte Moralisierungssegment entschieden, ob (a) eine klare, eindeutig identifizierbare Moralisierung vorliegt, oder ob deren Identifikation (b) der Hinzunahme des erweiterten Kotextes oder (c) des Rückgriffs auf allgemeines Weltwissen (über das geteilte Wissen hinsichtlich moralischer Werte hinaus) bedarf.
- 2) **Moralische Werte und subjektive Ausdrücke.** Hier werden auf moralische Werte verweisende Wörter bzw. Phrasen und subjektive Ausdrücke annotiert, die für die Moralisierung relevant sind. Diese Wörter bzw. Phrasen wer-

¹¹ Das Annotationsmanual findet sich in unserem GitHub-Repository: <https://github.com/maria-becker/Moralization>.

den nach dem Schema der *Moral Foundations Theory* (Haidt/Joseph 2004; Graham et al. 2013) kategorisiert, in welcher moralische Werte entlang von sechs Dimensionspaaren bestehend aus positiven und negativen Werten klassifiziert werden. Zu diesen Dimensionspaaren gehören: (a) Care vs. Harm, (b) Fairness vs. Cheating, (c) Loyalty vs. Betrayal, (d) Authority vs. Subversion, (e) Purity vs. Degradation und (f) Liberty vs. Oppression.

- 3) **Die Rollen und Gruppenzugehörigkeiten der beteiligten ProtagonistInnen.** Hier werden für alle für die Moralisierungshandlung relevanten Protagonist:innen (a) deren Gruppenzugehörigkeit annotiert (also ob es sich um Individuen, um institutionelle Gruppen wie z. B. Parteien oder Unternehmen, um sozialen Gruppen wie z. B. Kinder oder Geflüchtete oder um Menschen im generischen Sinne wie z. B. die Bevölkerung handelt). Des Weiteren wird annotiert, (b) ob der/die jeweilige:r Protagonist:in der/die Forderer:in ist (also die Person, die die Moralisierung ausspricht); der/die Adressat:in dieser Forderung ist (also die Person, von der etwas gefordert wird bzw. an die die Moralisierung gerichtet ist); oder der/die Nutznießer:in der Forderung ist (also der/diejenige, dem/der die Forderung zugute kommt/kommen soll). (c) Außerdem wird aus der Perspektive des Produzenten/der Produzentin der Äußerung annotiert, ob diese:r sich der genannten Personengruppe zugehörig fühlt, sich von ihr abgrenzt, oder dieser Gruppe neutral gegenübersteht.
- 4) **Die kommunikative Funktion der Äußerung.** In dieser Kategorie geht es um die kommunikative Funktion, die neben der für alle Moralisierungen grundlegenden appellativen,fordernden Funktion bei der Moralisierung im Vordergrund steht. Hierfür wurden aus dem Kategorienvorschlag von Jakobson (1979) die für Moralisierungen zentralen Funktionen Appell, Darstellung, Expression und Beziehungsgestaltung gewählt.
- 5) **Die Explizitheit bzw. Implizitheit der Forderung.** Als fünfte und letzte Kategorie wird die Explizitheit der mit der Moralisierungshandlung einhergehenden Forderung annotiert. Die Forderung ist ein wesentliches Merkmal moralisierender Sprachhandlungen, kann aber auch implizit bleiben (vgl. dazu ausführlich Becker/Felder 2023). In Kategorie 5 steht also die binäre Entscheidung im Vordergrund, ob die Forderung explizit ausgedrückt wird oder implizit bleibt.

Abbildung 4 gibt ein Beispiel einer vollständig annotierten Moralisierungshandlung:

Zur Annotation wird das Tool INCEpTION (Klie et al. 2018)¹² verwendet. INCEpTION unterstützt die serverbasierte, kollaborative, manuelle Annotation von Texten auf beliebig vielen Ebenen mit flexibel und inkrementell erweiterbaren Annotations-

¹² <https://inception-project.github.io/>.

Wir sollten eine Flüchtlingsobergrenze einführen, um die Sicherheit der Deutschen zu gewährleisten.
 Akteur: Institution; Forderer Forderung Moralischer Wert: Care Akteur: Generisch; Benefizient der Forderung

Kommunikative Funktion: Appell

Abb. 4: Annotationsbeispiel.

schemata und ist daher für die Annotation von Moralisierungen auf der Grundlage eines eigens entwickelten Kategorienschemas ideal geeignet. Der so entstehende Datensatz wird im Projekt „Annotation und automatische Analyse von Moralisierungspraktiken in verschiedenen Wissensdomänen“ zur systematischen linguistischen Analyse sowie zur automatisierten Erforschung des Phänomens der Moralisierung genutzt werden – eine Beispielanalyse findet sich im nachfolgenden Kapitel.

4.2 Exemplarische Analyse der annotierten Texte

Im Folgenden soll abschließend eine exemplarische Auswertung und Analyse der annotierten Daten am Beispiel der Annotationskategorie der an Moralisierungs-handlungen beteiligten Protagonist:innen vorgestellt werden (vgl. Becker/Brocai 2023). Wie zuvor bereits dargelegt, wird mit dieser Kategorie für Individuen, Gruppen und Institutionen, die in der Moralisierung eine relevante Rolle spielen, jeweils erfasst, zu welcher Gruppe sie gehören (beispielsweise soziale vs. institutionelle Gruppenzugehörigkeiten); und ob sie diejenigen sind, die mit der Moralisierungshandlung etwas einfordern, ob die Forderung an sie gerichtet ist, oder ob sie von der Forderung profitieren. In der Moralisierungsinstanz *Kinder brauchen Vertrauen und Liebe und keine Pershing II und keine SS 20* stellen beispielsweise die *Kinder* eine soziale Gruppe in der Rolle der Benefizienten dar.

Eine Auswertung der Annotationen der publizistischen Textsorten des deutschen Datensatzes (also Zeitungskommentare, Leserbriefe, Interviews und Berichte über Gerichtsurteile aus Tages- und Wochenzeitungen) zeigte, dass die Protagonist:innen in Moralisierungshandlung oftmals implizit bleiben, die Leerstellen des Frames werden also nicht immer gefüllt. In fast allen Moralisierungen werden nicht alle Rollen explizit besetzt, in etwa 16% der Fälle werden gar keine Protagonist:innen expliziert.

Werden Protagonist:innen expliziert, gibt es bestimmte Musterhaftigkeiten: Die verschiedenen Rollen, die die Protagonist:innen in den Moralisierungen einnehmen können, sind, wie Abb. 5 zeigt, prototypisch unterschiedlich belegt. Forderer sind am häufigsten Individuen, adressiert werden meist Institutionen, während von der Umsetzung der Forderung meist soziale Gruppen profitieren.

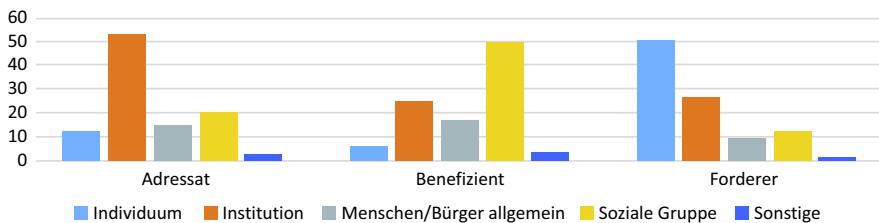


Abb. 5: Rolle und Gruppenzugehörigkeiten von Diskursakteuren in publizistischen Textsorten.

Der Vergleich von Moralisierungen mit nicht-moralisierenden Textausschnitten bringt noch ein weiteres Muster zutage: In Moralisierungen wird vermehrt über Gruppen und Institutionen statt über Individuen gesprochen. Pluralformen von Nomina und von Pronomina sind in Moralisierungen frequenter als in nicht-moralisierenden Textteilen, während die Singularformen in Moralisierungen weniger frequent sind (vgl. zu den Pronomina Abb. 6). Auch Eigennamen von Individuen haben in Moralisierungen eine geringere Frequenz, Namen von Institutionen und Ländern dagegen eine höhere. Diese Ergebnisse legen nahe, dass die Forderung durch den Verweis auf Gruppen oder Institutionen als intersubjektiv und damit allgemeingültig dargestellt wird. Außerdem liegt die Hypothese nahe, dass Gruppenschicksale als relevanter und damit persuasiv wirksamer eingeschätzt werden als Einzelschicksale.

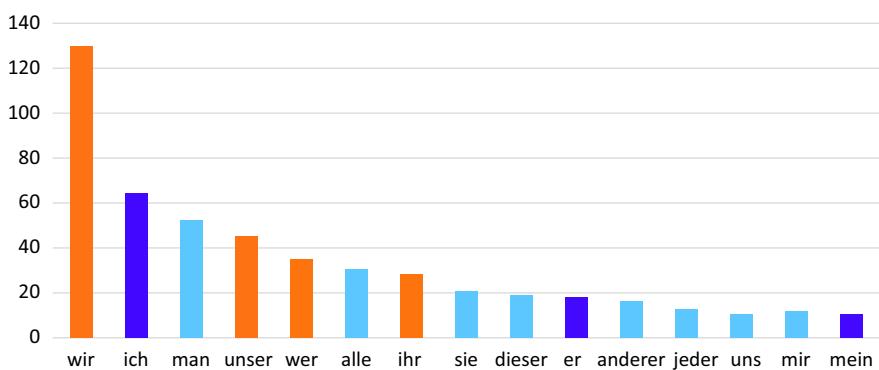


Abb. 6: Frequenzen von Pronomina in Moralisierungen. Pronomina, die in Moralisierungen signifikant häufiger sind, sind orange markiert, signifikant seltener lila.

5 Zusammenfassung der Ergebnisse und Ausblick

Es ließen sich an dieser Stelle noch zahlreiche weitere Beobachtungen und Ergebnisse der Auswertungen der Annotationen aufführen – nicht nur bezüglich der Annotationskategorie der Protagonist:innen, sondern auch zu den anderen Kategorien und zu möglichen Korrelationen zwischen den verschiedenen Kategorien. Interessant wären beispielsweise die Fragen, ob bestimmte moralische Werte von bestimmten sozialen Gruppen eingesetzt werden, ob es einen Zusammenhang zwischen kommunikativen Funktionen und der Explizitheit bzw. Implizitheit der Forderung gibt, oder ob der Einsatz von positiven vs. negativen Moralwerten mit der Gruppenzugehörigkeit eines Protagonisten oder einer Protagonistin einhergeht. Fragen dieser Art widmet sich auch das oben bereits vorgestellte Projekt „Annotation und automatische Analyse von Moralisierungspraktiken“, das sich mit der Detektion und systematischen Auswertung sprachlicher Oberflächenstrukturen und semantischer Tiefenstrukturen moralisierender Sprachhandlungen beschäftigt und dabei ein Mixed-Method-Ansatz verfolgt, der sowohl qualitativ-linguistische Analysen als auch quantitativ-automatisierte Auswertungen der Daten umfasst.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Indikatoren und charakteristische Merkmale von Moralisierungen auf unterschiedlichen sprachlichen Beschreibungsebenen zu finden sind – auf der lexikalischen Ebene der Moralvokabeln (Kapitel 2), auf der grammatischen Ebene der Wortarten und Mehrwortverbindungen (Kapitel 3) sowie auf der pragmalinguistischen Ebene der Diskursakteure und ihren Rollen und Gruppenzugehörigkeiten (Kapitel 4). Mittels korpuslinguistischer und manueller Beleganalysen konnte gezeigt werden, dass nicht nur der Verweis auf moralische Konzepte mittels Moralvokabeln, sondern auch grammatische Strukturen einen starken Verweis-Charakter auf Moralisierungen haben können (vgl. hierzu auch Becker/Felder/Müller 2023). Die eingangs diskutierte Schnittstelle von Lexik, Pragmatik und Grammatik in Diskursen und die damit einhergehende Fragestellung, ob es für bestimmte Sprachhandlungen charakteristische lexikalische Merkmale und/oder Strukturmuster im Sinne von syntaktischen Ausprägungen bzw. Regelmäßigkeiten gibt, kann somit in diesem Beitrag am Beispiel der Moralisierung und der exemplarischen Analysen ausgewählter sprachlicher Indikatoren auf verschiedenen linguistischen Ebenen bejaht werden: Die hohe Frequenz von auf argumentative Kontexte verweisende Mehrwortverbindungen sowie die Häufigkeit von Modalverben verdeutlichen, dass für Moralisierungen nicht nur Moral-Lexik konstitutiv ist, sondern dass Moralisierungen als diskursive Strategie auch durch argumentative Muster oder modalisierende Formulierungen wirkkräftig werden können. Diese Beobachtungen – die es selbstverständlich in erweiterten Korpusstudien und anhand weiterer sprachlicher Merkmale zu weiterführend zu untersuchen gilt – unterstreicht die Auffassung von Moralisierungen als Pragme-

men, also als verfestigte pragma-syntaktische Muster, die diskursfunktional bestimmt sind und Sprach- und Sozialregularitäten mit kontextinduzierten Form-Funktions-Bedeutungen in prototypischen Situationen kombinieren (vgl. Felder/Müller 2022, Becker/Felder/Müller 2023). Es hat sich gezeigt, dass diskursfunktional bestimmte Ausdrucksmuster, Wertzuschreibungen und Situationstypen miteinander verwoben sind. Die Diskursgrammatik der Moralisierung formiert sich also im Spannungsfeld von lexikalischer Prägung, syntagmatischer Musterbildung und funktionaler Typik.

Abschließend stellt sich nun die Frage, auf welche Weise lexikalische, grammatische und pragmalinguistische Merkmale kombiniert werden können, um Sprachhandlungsmuster systematisch und auch automatisiert zu analysieren. Konkreter formuliert: Wie können lexikalische und grammatische Muster mit pragmalinguistischen Annotationen kombiniert werden, um Sprachhandlungen aufzudecken, zu beschreiben und zu analysieren? Alleine die Suche nach Modalverben, nach argumentativen Mehrwortverbindungen oder nach generischen Protagonist:innen wird keinesfalls ausreichend sein, um Moralisierungen automatisiert zu detektieren – ebenso wenig wie auf moralische Werte verweisendes Vokabular ausreicht, um eine Moralisierung zu konstituieren (vgl. Kapitel 2.3). Eine Kombination verschiedener manuell und automatisiert erarbeiteter lexikalischer und grammatischer Merkmale von Moralisierungen und der Einbezug von annotierten Datensätzen scheint daher der vielversprechendste Ansatz zu sein. Die annotierten Daten könnten dabei als Trainingsdaten für supervisierte maschinelle Lernverfahren¹³ eingesetzt werden, die dann mit den erarbeiteten lexikalischen und grammatischen Merkmalen von Moralisierungen als Features angereichert werden. Denkbar als solche Features wäre etwa die Kombination von Modalverben, Argumentationslexik und Moralvokabeln, aber auch einzelne Konstruktionen könnten hier fruchtbar gemacht werden (vgl. beispielsweise die Konstruktion *unter dem Deckmantel* als Moralisierungssindikator, Becker/Felder/Müller 2024). Eine weitere Möglichkeit wäre die Nutzung der erarbeiteten Moralisierungssindikatoren als Teile von regulären Suchausdrücken bzw. regulären Ausdrücken, um Moralisierungspraktiken automatisiert aufzudecken und zu analysieren.

Welche Methoden und Modelle ein so komplexes Phänomen wie Moralisierungen akkurat erfassen können, muss sich noch zeigen. In jedem Fall ist davon

¹³ Darunter sind Modelle zu verstehen, die anhand von gelabelten Daten, also Daten mit entsprechenden Zielvariablen, Muster erlernen und diese dann in ungesiehenen Daten detektieren können. Wird ein Modell beispielsweise mit einer Vielzahl von Moralisierungen trainiert, die mit verschiedenen kommunikativen Funktionen annotiert sind, kann das Modell anhand der annotierten Daten den Unterschied zwischen den Funktionen Appell, Darstellung, Expression und Beziehungsgestaltung lernen und für neue, ungelabelte Moralisierungen vorhersagen.

auszugehen, dass sich die gewonnenen Erkenntnisse hinsichtlich der Frage, welche Modelle und Methoden zur qualitativen und quantitativen Erforschung von Moralisierungen eingesetzt werden können, auf viele weitere Sprachhandlungsmuster und die damit verbundenen Forschungsfragen generalisieren lassen.

Literatur

- Becker, Maria/Felder, Ekkehard /Müller, Marcus (2024): Moralisierung als sprachliche Praxis. Erscheint in: Felder, Ekkehard/Nüssel, Friederike /Tosun, Jale (Hgg.): Moral & Moralisierung – Neue Zugänge. Berlin/Boston: De Gruyter (Reihe Sprache und Wissen).
- Becker, Maria/Brocaj, Bruno (2023): Computationelle und manuelle Auswertung komplexer Textannotationen. Online-Ressource: Blogbeitrag auf DH Insights <https://hcdh.hypotheses.org/1406> (Stand: 05.11.2023).
- Becker, Maria/Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (2023): Moral und Moralisierung. Linguistische Zugänge zu einem diskursrelevanten Phänomen. In: Deutsche Sprache, Zeitschrift für Theorie, Praxis und Dokumentation, S. 26–50. <https://doi:10.37307/j.1868-775X.2023.01.04>.
- Becker, Maria/Felder, Ekkehard (2022): Moralisierung zwischen den Zeilen. Auf den Spuren einer kommunikativen Praktik. In: Jubiläumsheft der Zeitschrift für Diskursforschung, 11, 2, S. 266–276. <https://doi.org/10.3262/ZFD2202266>.
- Becker, Maria/Bender, Michael/Müller, Marcus (2020): Classifying Heuristic Textual Practices in Academic Discourse. A Deep Learning Approach to Pragmatics. In: International Journal of Corpus Linguistics, 4, S. 426–460. <https://doi.org/10.1075/ijcl.19097.bec>.
- Belica, Cyril (2011): Semantische Nähe als Ähnlichkeit von Kookkurrenzprofilen. In: Abel, Andrea/Zanin, Renata (Hgg.): Korpora in Lehre und Forschung. Bozen-Bolzano: University Press, S. 155–178.
- Cohen, Jacob (1960): A coefficient of agreement for nominal scales. In: Educational and Psychological Measurement, 20, S. 37–46. <https://doi.org/10.1177/001316446002000104>.
- Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (2022): Diskurs korpuspragmatisch: Annotation, Kollaboration, Deutung am Beispiel von Praktiken des Moralisierens. In: Kämper, Heidrun/Plewnia, Albrecht (Hgg.): Sprache in Politik und Gesellschaft. Perspektiven und Zugänge. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 241–261.
- Felder, Ekkehard/Müller, Marcus/Vogel, Friedemann (Hgg.) (2012): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen von Texten und Gesprächen. Berlin/Boston: De Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, Bd. 44).
- Fillmore, Charles (1982): Frame Semantics. In: Linguistics in the Morning Calm: Selected Papers from SICOL-1981, S. 111–137.
- Graham, Jesse/Haidt, Jonathan/Koleva, Sena/Motyl, Matt/Iyer, Ravi/Wojcik, Sean P./Ditto, Peter H. (2013): Chapter Two – Moral Foundations Theory. The Pragmatic Validity of Moral Pluralism. In: Advances in Experimental Social Psychology, 47, S. 55–130.
- Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS): Grammatisches Informationssystem „grammis“. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. Online-Ressource: <http://grammis.ids-mannheim.de>. DOI: 10.14618/grammis (Stand 05.11.2023).
- Greve, Werner/Wentura, Dirk (1997): Wissenschaftliche Beobachtung. Eine Einführung. Weinheim: PVU/Beltz.

- Gross, Raphael/Konitzer, Werner (Hgg.) (2009): Moralität des Bösen. Ethik und nationalsozialistische Verbrechen. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Haidt, Jonathan/Joseph, Craig (2004): Intuitive ethics. How innately prepared intuitions generate culturally variable virtues. In: *Daedalus*, 133, 4, S. 55–66.
- Hopp, Frederic/Fisher, Jacob/Cornell, Devin/Huskey, Richard/Weber, René (2021): The extended moral foundations dictionary. Development and applications of a crowd-sourced approach to extracting moral intuitions from text. In: *Behavior research methods*, 53, 1, S. 232–246.
- Hulpus, Ioana/Kobbe, Jonathan/Stuckenschmidt, Heiner/Hirst, Graeme (2020): Knowledgegraphs meet moral values. In: *Proceedings of the Ninth Joint Conference on Lexical and Computational Semantics*, S. 71–80.
- Jakobson, Roman (1979): Linguistik und Poetik. In: Ders.: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Hrsg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt/M. 1979, S. 83–121.
- Klie, Jan-Christoph/Bugert, Michael/Boullosa, Beto/Eckart de Castilho, Richard/Gurevych, Iryna (2018): The INCEpTION Platform: Machine-Assisted and Knowledge-Oriented Interactive Annotation. In: *Proceedings of the 27th International Conference on Computational Linguistics: System Demonstrations*, S. 5–9.
- Kobbe, Jonathan/Rehbein, Ines/Hulpuş, Ioana/Stuckenschmidt, Heiner (2020): Exploring Morality in Argumentation. In: *Proceedings of the 7th Workshop on Argument Mining*, S. 30–40.
- Marasović, Ana/Zhou, Megfei/Palmer, Alexis/Frank, Anette (2016): Modal Sense Classification At Large. Paraphrase-Driven Sense Projection, Semantically Enriched Classification Models and Cross-Genre Evaluations. In: *Linguistic Issues in Language Technology*, Special issue on Modality in Natural Language Understanding.
- Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (2015): Sprachliche und kommunikative Praktiken: Eine Annäherung aus linguistischer Sicht. In: Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hgg.): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin/Boston: De Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache), S. 1–23.
- Möhrling-Hesse, Matthias (2013): „Moralisieren“ und die Grenzen der Moral. In: Großmaß, Ruth/Anhorn, Roland (Hgg.): *Kritik der Moralisierung. Theoretische Grundlagen – Diskurskritik – Klärungsvorschläge für die berufliche Praxis*. Wiesbaden: Springer VS, S. 151–165.
- Neuhäuser, Christian/Seidel, Christian (Hgg.) (2019): *Kritik des Moralismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Neumair, Phillip (2022): Die Bedeutung von Flüchtling, Geflüchtete_r und Migrant_in. Eine frame- semantische Untersuchung zum Diskurs zur sog. Flüchtlingskrise. Wiesbaden: Springer.
- Perkuhn, Rainer/Belica, Cyril (2004): Eine kurze Einführung in die Kookkurrenzanalyse und syntagmatische Muster. Online-Ressource: <https://www.ids-mannheim.de/digspra/kl/misc/tutorial> (Stand 05.11.2023).
- Ravenscroft, James/Oellrich, Anika/Saha, Shyamasree/Liakata, Maria (2016): Multi-label annotation in scientific articles – The Multi-label Cancer Risk Assessment Corpus. In: *Proceedings of the International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC)*, S. 4115–4123.
- Tognini-Bonelli, Elena (2001): Corpus Linguistics at Work. In: *Computational linguistics – Association for Computational Linguistics*, 28, 4, S. 583. <https://doi.org/10.1162/coli.2002.28.4.583a>
- Ziem, Alexander (2009): Frames im Einsatz. Aspekte anaphorischer, tropischer und multimodaler Bedeutungskonstitution im politischen Kontext. In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hgg.): *Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerkes „Sprache und Wissen“*. Berlin/New York: De Gruyter, S. 207–244.

Nicole M. Wilk

Diskursgrammatik und Erinnerungskulturen

Through the ice ages of the past and into the long summer of the Holocene we carried tools, furs, fire, and our greatest treasure and most potent adaptive technology, the only thing that might save us in the Anthropocene [...]: memory.
— Roy Scranton, Learning to Die in the Anthropocene (2015)

1 Einleitung

Erinnern ist eine wichtige „adaptive technology“ oder auch „our greatest treasure“, wie Scranton (2015, 95) im obigen Zitat betont. Durch Formen kollektiven Erinnerns stellt eine Gesellschaft den Blick auf die Zukunft ein, während sie zugleich die Gegenwart definiert bzw. gegenwärtiges Handeln begründet. In Bezug auf Sprache gibt es unterschiedliche Formen institutionalisierten Erinnerns – im Text oder Vortrag, stark ritualisiert oder innerhalb von geschichtlichen Wissensformationen. Erinnern ist aber Sprache auch insgesamt inhärent. In jedem sprachlichen Ereignis steckt ein Bezug auf Vergangenes. Durch diese „Erinnerungsformgebungen“ (Czachur 2016a, 92) rufen Äußerungen Geschichtliches auf, und vergangene Diskurse ragen auf vielfältige, kohärenzstiftende, verdeckende und widersprüchliche Weise in aktualisierte Diskurse hinein. Das Zugleich verschiedener Vergangenheitsbezüge verwandelt einen Diskurs in ein „complex, historically layered, and overdetermined object“ (Blommaert 2005, 131). Seine „kontextspezifische Gestalthaftigkeit“ (Müller 2018, 97) verweist auf akteurs-, medien- und zeitbedingte Bezugnahmepraktiken. Vor allem die grammatische Gestaltung stiftet dabei oft unbemerkt Bezüge, die sozialindexikalisch nicht weniger wirksam sind als lexikalische Wahlen, denn „grammar (...) is a principle of social action“ (Halliday 2006, 179). Der Beitrag möchte im Folgenden dieses Zusammenspiel historisch-diskursiver Bezüge für das Diskursergebnis einer innerstädtischen Zerstörung durch einen Tornado im Jahr 2022 aufzeigen. Über diesen Tornado in Paderborn und Umland wurde in der Lokalpresse und in überregionalen Medien teilweise auch mit Rekurs auf die Städtezerstörung im Zweiten Weltkrieg berichtet, die in der städtischen Erinnerungskultur des traditionsbewussten Paderborns durch Infotafeln im Stadtgebiet, Broschüren oder Gedenkveranstaltungen sehr präsent ist. Die teilweise stark verfestigten Sprachmuster zur Beschreibung der Folgen des Bombardements durch die Alliierten zwischen 1943 und 1945 (vgl. Wilk 2020) bilden nicht nur argumentativ, sondern auch grammatisch eine Folie für die sprachliche Repräsentation der abermaligen Zerstörungen

durch das Naturereignis. Die diskursspezifische Aktualisierung der Sprachmuster zur Stadt(-zerstörungs-)geschichte im Tornado-Mediendiskurs soll anhand kleinerer Themenkorpora diskursgrammatisch dahingehend eingeordnet werden, welche Diskursrollen und Akteursgruppen in den Vordergrund rücken. Von Interesse ist außerdem, wie die Gedächtnisinhalte an die kriegsbedingte Städtezerstörung durch diesen neueren Zerstörungsdiskurs nachträglich rekontextualisiert werden.

Nach einem Überblick über kulturwissenschaftliche Konzepte von kulturellem Gedächtnis und Erinnerungskulturen werden die Möglichkeiten einer diskursgrammatischen Modellierung von Polyphonie, Mehrschichtigkeit und Multidirektionalität im Rahmen diskursiven Erinnerns ausgelotet. Die jeweils aktualisierten Deutungsmuster sollen dabei auf die kontextualisierende Wirkung kookkurrierender Ausdrucksformen zurückgeführt werden. An der sprachlichen Oberfläche gibt es für die beiden Zerstörungsergebnisse zunächst lexikalische Angelpunkte. Beide sind ausdrucksseitig durch hochfrequente Vorkommen des Verbalmorphems *zerstör* in unterschiedlichen grammatischen Varianten gekennzeichnet. Das transitive Verb *zerstören* bzw. die Nominalisierung *Zerstörung* kommen in unterschiedlich stark idiomatischen Mustern vor, so dass die diskursspezifische Realisierung auch für die Repräsentation der zentralen Aktanten, d. h. Verursacher/Verantwortliche und Betroffene, prägend sind. Mit Blick auf diese beiden Instanzen werden die Sprachmuster beider Diskursstränge korpuslinguistisch mithilfe verknüpfter qualitativer und quantitativer Auswertungsroutinen kontrastiert.

Diese Sprachmuster entscheiden auch praxeologisch, welche Inhalte und Ausdrucksmuster Eingang ins kollektive Gedächtnis finden und wie das (Umwelt-) Handeln der Gegenwart und seine Begründungen vor diesem Hintergrund perspektiviert werden. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Konstruktion von Natur(-gewalt) auch vor dem Hintergrund einer ökologistischen Kritik an der sprachlichen Polarisierung von Menschen als actors und Naturphänomenen als affected, also als dinglichen Entitäten, die für etwas genutzt oder die als Störung wahrgenommen werden (vgl. Halliday 2006, 194).

Angesichts immer neuer Krisenszenarien entwickelt sich in den Sozialwissenschaften die Auffassung, dass neue Formen von Erinnerungskultur nötig sind, weil

our historical understanding cannot escape being planetary, too. For historical understanding is not merely a question of what to make out of the past. It is a question of what to make out of the past, the present, and the future as seen together. (Simon 2022, 121, Hervorh.i. O.)

Von diesem chronotopologischen Dreiklang ausgehend hat die Reaktualisierung der erinnerungskulturellen Sprachmuster zur Städtezerstörung im Rahmen der Tornado-Medienberichte direkte Auswirkungen auf den Diskurs zur Stadtgeschichte, seine erinnerungskulturelle Darstellung und die damit verbundenen Zukunftsentwürfe.

2 Städtezerstörungen: Eine Diskursüberblendung als Ausgangspunkt

Über den Tornado, der am 20. Mai 2022 für einige folgenreiche Minuten über Paderborn, Höxter und Lippstadt hinweggezogen ist und bei dem 43 Menschen verletzt wurden, schreibt die Paderborner Lokalpresse, er habe *eine Schneise der Verwüstung* hinterlassen, ihm seien *rund 1000 Bäume zum Opfer gefallen* oder er habe *große Zerstörungen* verursacht. Diese Formulierungsmuster stehen im Perfekt Aktiv und unterscheiden sich deutlich von den Passivkonstruktionen auf den Gedenktafeln zur Städtezerstörung im Weltkrieg (z. B. *wurde zerstört*). Bei einer Kontrastierung mit Belegen aus dem DeReKo zum Suchwort Tornado tritt auch das Präsens als verbalgrammatisches Merkmal hervor.¹ Erklären lässt sich die Signifikanz von Präsensformen und Konjunktiven damit, dass das Korpus Tornado-lokal (zur Korpusbeschreibung vgl. Abschnitt 5) viele Äußerungen von Augenzeugen und Politikern enthält. Zu den verbalen Keywords zählen *sei* (19, 188, 237, 0,007²), *werden* (29, 330, 188, 0,011), *sagt* (48, 111, 127, 0,004) sowie die Nähe-deixis *wir* (44, 187, 135, 0,007) und *hier* (51, 115, 120, 0,004). Der folgende Beleg drückt die Fassungslosigkeit der betroffenen Stadtbewohner unmittelbar nach dem Ereignis im Paderquellgebiet aus, einem Naherholungsgebiet mit rund 200 Quellen, aus denen die Pader mitten in der Stadt hervortritt:

Alles wurde unter Bäumen begraben, die seit Ewigkeiten an der Bachstraße standen. „Das ist so schlimm“, sagt sie mit Blick auf das am Boden liegende PQ (=Paderquellgebiet, N.W.), das gerade so schön gewesen sei. „Wir haben meiner Meinung nach jedoch keine Priorität, da hat es viele andere heftiger getroffen.“³ (Neue Westfälische, 23.5.22, Hilfe in den Trümmern: Paderborn startet das große Aufräumen nach dem Tornado)

Auch für das Verb *zerstören* ist das Präsens als Tempus neben dem Perfekt prävalent. Ein Schlüsselzitat in Verbindung mit der Körper-Metapher *grüne Lunge* stammt von Paderborns Bürgermeister, der in den WDR-Nachrichten mit der Äußerung zitiert wird „Die grüne Lunge der Stadt ist zerstört“ (WDR Nachrichten, 1.6.22, Paderborn: Stadt will Erinnerungen an Tornado sichern). Diese Beschrei-

1 Das Kontrastkorpus Tornado-DeReKo besteht aus Volltextbelegen (mit 50 Wörtern davor und danach) zu 16.827 Treffern für die Suchanfrage „(Tornado %0s,Max (Kierspe or (Adliswil or (MSF or (Panavia or (&Kampfflugzeug or Bundeswehr))))))“ im Deutschen Referenzkorpus DeReKo-2023-I mit 0,95 Mio. Tokens, gestellt über Cosmas II (<https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/>), in der einige hochfrequente Kollokatoren aus den Bereichen Sport und Militär ausgeschlossen wurden.

2 Die Keywords wurden mithilfe von AntConc 4.1.4. ermittelt, die Angaben in Klammern verweisen auf Rang, Anzahl, Wahrscheinlichkeit (Loglikelihood Ratio) und Effekt-Stärke (Dice).

3 Die Keywords sind gefettet dargestellt.

bung im Zustandspassiv steht an prominenter Stelle als Bildunterschrift zu einem Foto, auf dem im Vordergrund ein Teil der Pader zu sehen ist. Dahinter stehen Bäume mit abgeknickten Ästen, die in den Himmel ragen. Zwar gehört die Phrase *grüne Lunge* ebenso wie das *Herz der Stadt* zu den stark lexikalisierten Metaphern für den städtischen *Organismus* – auch entsteht in Verbindung mit dem Foto der Eindruck einer Verletzung – doch gründet die Expressivität dieser Äußerung, hier journalistisch an exponierter Stelle platziert, noch auf eine andere diskurssyntaktische Besonderheit in der Verwendung des Zustandspassivs von *zerstören*: die fehlende Realisierung eines Modalsupplements, das im Korpus zur Zerstörung der Stadt im Weltkrieg musterhaft auftritt (vgl. Wilk 2020, 447–448), um das Ausmaß der Zerstörung anzugeben, oft auch zu beziffern.⁴

Bei einem schweren Bombenangriff 1945 wurde sie **zum Teil** zerstört. (Schäfer 2011, 80)

Die Gebäude wurden 1945 **vollkommen** zerstört. (Gaidt 2008, 78)

Das um 1610 im Stil der Weserrenaissance erbaute historische Rathaus der Stadt wurde bei den Bombardements des II. Weltkrieg **bis auf die Giebelscheiben und Umfassungswände** zerstört. (Stadt Paderborn 2014, 38)

Die Paderborner Innenstadt war als Folge des totalen Bombenkrieges **zu über 85 %** zerstört. (Stadt Paderborn 2005, Vorwort)

Ohne modale Spezifizierung durch ein Adverbialsupplement treten an die Subjektposition der Zustandspassiv-Konstruktion *etwas ist zerstört* laut DeReKo folgende Kookkurrenzen hochfrequent auf: Vertrauen, Leben, Vertrauensverhältnis, mein, Haus und alles.⁵

Vor dem Hintergrund dieser grammatischen Einbettungsmuster erhält die Konstruktion eine existentielle semantische Prosodie und steht im Kontrast zu den eher versachlichenden Modifikatoren, die im Erinnerungsdiskurs an die Städtezerstörung verfestigt sind zu Phrasen wie *vollkommen/ zu 80 Prozent/ größtenteils zerstört (worden)*.

Der Schreckensmoment wird in Texten der Erinnerungskultur an die kriegsbedingte Zerstörung nicht konserviert, in ihnen ist diskursgrammatisch vor allem der Anschluss an den (gelungenen) Wiederaufbau angebahnt. Das Einstiegsbeispiel illustriert, dass das kollokative Umfeld dieser beiden Zerstörungsdiskurse durch Tempus, Genus verbi und Supplementrealisierung unterschiedlich geprägt ist und es scheint plausibel anzunehmen, dass die „Kollokationsnetz(e)“ (Bubenhofer 2015, 499) zu unterschiedlichen Deutungsmustern an unterschiedlichen Zeitpunkten der Erinnerungskulturbildung gehören. Sie sind beim Tornado-

⁴ Auszeichnungen durch Fettdruck hier und in allen weiteren Belegen N.W.

⁵ Das Ergebnis wurde mit einer Kookkurrenz-Analyse der 7.377 Treffer für die Suchanfrage „(ist / + w1 zerstört) ODER (zerstört / + w1 ist“ im DeReKo–2023–I (über CosmasII) erzielt.

Ereignis Teil des „erlebten“ Erinnerns, bei den Luftkriegszerstörungen gehören sie zu den (stark) verfestigen Erinnerungsformgebungen.

3 Multidirektionales Erinnern und Erinnerungskulturen nach 1945

Erinnern ist multidirektional, da die Verknüpfung von historischem Ereigniswissen zeit-, akteurs- und mediengebunden erfolgt. Durch Formen der Anknüpfung an Vergangenes werden gesellschaftliche Ordnungen bestätigt und verändert. Erinnern ist somit ein „sozial-kommunikatives und prozessuales Handeln“ (Tong/Zhang 2022, 3). Die Vielstimmigkeit und Prozessualität des Erinnerns erfasst der Begriff der Erinnerungskulturen, der seit den 1990er Jahren einem containerartigen Modell des kollektiven Gedächtnisses gegenübergestellt wird. Erinnerungskulturen umfassen „alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Persönlichkeiten und Prozesse“ in vielfältigen „Repräsentationsmodi von Geschichte“ von der Alltagskultur über den geschichtswissenschaftlichen Diskurs bis zur privaten Erinnerung soweit sie in der Öffentlichkeit Spuren hinterlässt (vgl. Cornelissen 2012, 2). Erinnerungskulturen sind an Räume und Medien gebunden (vgl. Assmann 2009), werden aber auch in unterschiedlicher Weise durch Akteure erzeugt, die jeweils eigene Ansprüche auf einen Betroffenheitsstatus reklamieren (vgl. Rothberg 2009). Insofern ist (kollektive) Erinnerungsarbeit durch die Perspektivierung von Fakten gekennzeichnet, die Akteurspositionen in ihrer Betroffenheit zum Ausdruck bringen. Jedoch ist bezüglich der Anerkennung von Betroffenheit in öffentlichen Formaten der Erinnerungskulturen zum Zweiten Weltkrieg aus kultur-, literatur- und diskursanalytischer Perspektive festgehalten worden, dass diese mitunter eigenartig formalisiert wirkt. Czachur (2016b, 424) kommt in seiner Studie über den deutschen Mediendiskurs zur Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg zu dem Ergebnis, dass die sprachlichen Routinen durch syntaktische Verfahren der „Passivierung und Attribuierung“ und damit durch „Agensabgewandtheit“ gekennzeichnet sind. Anhand von komplexen partizipial-passivischen Ausdrucksmustern wie z. B. „[d]er von Deutschland/ Nazis/ Nazi-Deutschland/ vom deutschen Faschismus/ Hitler ausgegangene/ ausgelöste/ begonnene/ entfachte/ entfesselte/ herbeigeführte/ angezettelte Weltkrieg“ identifiziert Czachur eine Strategie der Distanzierung in Bezug auf deutsche Verantwortlichkeiten. Auch im Gedenken an die vom Nationalsozialismus Verfolgten und Ermordeten finden sich schablonenartige Ausdrucksmuster. Die eher von Abwehr als von Anteilnahme geprägten Rituale beschreiben Giesecke/Welzer (2012, 21) anhand von 16 inhaltlich fast deckungsgleichen formelhaften Reden, die anlässlich einer Museumseröffnung in der Gedenkstätte Bergen Belsen 2007 gehalten wur-

den. Auch mit der Ausbreitung des NS-Diskurses in den öffentlichen Raum sehen sie aufgrund der Fixierung auf Schrecknisse wenig Anknüpfungspunkte für eine (optimistische, friedensbetonte o. ä.) Zukunftsorientierung.

Ähnlich vernichtend hat sich Volkhard Knigge über die „historisch entkernte Frömmigkeit“ der deutschen Erinnerungskultur geäußert. Als Direktor der Gedenkstätte Buchenwald muss er täglich miterleben, wie Politiker ihre Pflicht tun und die von ihnen erwarteten passenden Worte an diesem Ort hervorbringen. (Assmann 2013, 79)

Im Erinnerungsdiskurs zur Kriegszerstörung finden sich ebenfalls stark verfestigte Formen, in denen die Stadtbevölkerung als Opfergruppe gegenüber dem „Leidensszenario des städtischen Körpers“ (Wilk 2020, 491) zurücktritt. Mit Bezug auf Kluges Essay über den Luftangriff auf Halberstadt beschreibt Sebald (2013, 32), dass die Wirklichkeit der Zerstörung hinter Formulierungen wie „das furchtbare Schicksal der deutschen Städte“ verblassen: „Die Redensart ‚An jenem furchtbaren Tag, an dem unsere schöne Stadt dem Erdboden gleichgemacht wurde‘ [...], ist in Wahrheit nichts als eine Geste zur Abwehr der Erinnerung.“ Für Assmann (2013, 80) sind die leeren erinnerungspolitischen Gedenkrituale an die Opfer des Nationalsozialismus Ausdruck eines „Erkalten[s]“ einer ehemals ‚heissen‘ Erinnerung und mit Bezug auf Schüle spricht sie von entkörperter Erinnerung mit einem „festcodierte[n] und streng bewachte[n] Zeichen-, Sprach- und Denksystem“. Assmann (2006, 188) hält zudem die jüdische Opfererfahrung für so fest im kulturellen Gedächtnis der Deutschen verankert, dass nun auch andere Leidensgeschichten symbolische Anerkennung finden können, darunter die Traumata der deutschen Zivilbevölkerung. Sprachlich ist in Bezug auf die Betroffenenmarkierungen im erinnerungskulturellen Zerstörungsdiskurs eine weitere metaphorische Verschiebung festzustellen: Die Opferkodierung wird auf die Gebäude übertragen, die in ihrem metaphorischen Leiden z. T. personifiziert werden.

4 Erinnerungspraktiken – Formen und Zeitebenen

Das hier zugrunde gelegte Verständnis von Erinnerungspraktiken knüpft an drei Aspekte einer diskursgrammatischen Beschäftigung mit Aktualisierungsformen von (historischem) Wissen an, die im Folgenden näher erläutert werden: 1. die Gestaltetheit der Äußerung hinsichtlich grammatischer Merkmale, 2. die kontextualisierende Wirkung von Sprache hinsichtlich machtbezogener Diskurspositionen und 3., die Vielfalt der Bezüge auf vergangene Diskurse im Sinne einer geschichteten Semantik der sprachlichen Ausdrucksmuster (vgl. Warnke/Wilk 2023).

1. Die Gestaltetheit steht im Mittelpunkt einer diskursgrammatischen Analyse und bezieht sich auf „serielle Ausdrucksverwendungen als Spuren der stillschweigenden, vorreflexiven Vorannahmen“ (Müller 2013, 122). Die diskursgrammatische Analyse richtet sich auf den unbemerkten Sprachgebrauch, der soziale Verhältnisse (re-)produziert, die im Korpus nicht in Form von expliziten Aussagen vorliegen, sondern als Kontextualisierungshinweise von einer korpuslinguistisch angeleiteten Sprachmusteranalyse induktiv erkannt werden müssen. Müller (2012) geht davon aus, dass verschiedene Kontextschichten (Situation, Gesellschaft, Diskurse) zusammenwirken, Blommaert (2005, 131) spricht von einer „layered simultaneity“, einer Gleichzeitigkeit des Ungleichezeitigen im Diskursausschnitt. Die Indikatoren sind dabei keine Schlüssel- oder Schlagwörter, die zu Positionierungszwecken mitunter strategisch eingesetzt werden, es geht vielmehr um musterhaften Sprachgebrauch im Rücken der Subjekte. Somit orientiert sich die Suche nach sprachlichen Mustern an der korpuslinguistischen Grundannahme: „meaning and context are inter-related“ (Sinclair 2004, 170). Diskursspezifische Deutungen entstehen erst im Zusammenspiel grammatischer Strukturen mit lexikalischen Einheiten, da sich das Syntagma horizontal auf der Basis lexikalischer Wahlen entfaltet: „[...] pattern of choice on the syntagmatic axis provides a framework for the interpretation of any choice to be made on the paradigmatic axis“ (Sinclair 2004, 170). Grammatische Merkmale wie Passiv oder Präsens besitzen ein pragmatisches Potenzial, das sich im Kontext entfaltet.
2. Diskursgrammatische Untersuchungen nehmen eine funktionale Perspektive ein, durch die sie mit diskurshermeneutischen Verfahren (vgl. Warnke et al. 2014, 81) auch im Sinne einer „Triangulation mit qualitativen Textanalysen“ (Müller 2013, 122) verbunden sind. Die Nähe der Diskursgrammatik zur Critical Discourse Analysis (CDA) ist aufgrund der Orientierung an der sprachlichen Oberfläche vielfach betont worden. Wie Müller (2013, 122–123) in Abgrenzung zu van Dijk hervorhebt, hat die kritische Diskursanalyse nicht das Aufdecken von Machtmissbrauch zum Ziel, sondern eher die Rekonstruktion von Geltungsansprüchen mit ihren jeweiligen Sagbarkeiten. In Verbindung mit einem diskursethischen Anliegen sind hierbei auch Fragen nach den Standpunkten der diskurslinguistischen Analyse mitzubedenken (vgl. Kämper/Warnke 2020, 7): Welche Funktion haben Diskurspraktiken bei der Herstellung von Machtverhältnissen, die für „Erinnerungskulturen die Frage auf[werfen], wessen Erwartungen sich (auf der Grundlage welcher Machtkonstellation) in einem kollektiven Erinnern durchsetzen“ (Weinberg 2016, 572)? Zu einer sehr deutlichen diskursethischen Explikation in dieser Frage haben seit einigen Jahren die Ecological Discourse Studies gefunden, insofern sie die Prognosen des Klimawandels als nicht mehr verhandelbar betrachten. In diesem Sinne fordert auch Reisigl (2020, 8, Hervorh.i. O.) aus öko- und diskurslinguistischer Perspektive unter dem Diktum „Discourse matters!“, nicht mehr relativierend von Narrativen

in Klimawandelberichten auszugehen, sondern differenziertere Formationen des Erklärens, Argumentierens etc. zu identifizieren (vgl. Reisigl 2020, 13).

Stibbe versteht im Anschluss an Martin die Positive Discourse Analysis als methodologische Erweiterung der CDA, die Diskursvariation nicht nur kritisch beschreibt, sondern auch gezielt nach Exemplaren sucht, die Umwelt(-gerechtigkeit) berücksichtigen:

It is essential, therefore that Positive Discourse Analysis remains critical, i. e., it praises discourses as positive only after systematic analysis using a framework that involves clear criteria for what ‘positive’ actually means in practice. (Stibbe 2017, 13).

Formulierungsmuster für eine ressourcenbewahrende Neuorientierung in der Konstruktion von Natur und ökologischen Beziehungen erkennt er z. B. in japanischen Haikus oder in Naturgedichten. Insbesondere in der chinesischen Diskurslinguistik werden jüngst „ecosophical philosophical perspectives“ auch für den Mediendiskurs umgesetzt. Die Studien beziehen sich oft auf Halliday 2006 und fokussieren grammatische Muster der Transitivität, Modalität und Formen sprachlicher Bewertung (für einen Überblick vgl. Zhang 2022). Wodak hingegen betont, dass die kritische Diskursanalyse keineswegs nur Ablehnung gegenüber medialen Darstellungsweisen dokumentiert: „proposing alternatives is also part of being critical“ (Wodak zit. n. Stibbe 2014, 12). Aufgrund der diskursiven Stimmenvielfalt und der damit verbundenen Intersektionalität von Diskurspositionen wird positive Diskursanalyse immer durch kritische, idealiter mehrperspektivische Betrachtungen begleitet. Den Ausdrucksgestalten liegt im erinnerungskulturellen Sinne ein Kontextualisierungspotenzial für gegenwärtige und zukünftige Gesellschaftsentwürfe zugrunde.

3. Bedeutung entsteht durch evozierten oder expliziten Bezug auf vergangenen Sprachgebrauch und damit durch Kontextualisierung. Einen für die diskursgrammatische Modellierung von Erinnerungskulturen zu verschiedenen Zeitpunkten passenden Aspekt der Kontextualisierung bildet der Chronotopos

through which specific chunks of history (understood here in the Bakhtinian sense as spatiotemporal) can be invoked in discourse as meaning-attributing resources [...]. [C]hronotopes as historically configured tropes points out to the fact that specific complexes of „how it was“ can be invoked as relevant context in discourse and affect what can and does happen in discursive events. (Blommaert 2015, 111)

Jede Erinnerungsformgebung liefert eine Version dieses „How it was“ in Abhängigkeit von der Situation ihres Erscheinens. Allein die Jahreszahl 1944 kann ein ganzes Bündel an historischen Rahmungen mit Begründungen, Einordnungen und Zuschreibungen aufrufen je nachdem, ob sie z. B. auf einer Gedenktafel für NS-Verfolgte oder in einer Beschreibung des Zerstörungszustandes eines Gebäudes erscheint. Insofern konstituiert sich „der individuelle Sinn aus dem diskursgeschichtlichen Verweispo-

tenzial des Ausdrucks“ (Müller 2012, 51). Als Verweispotenzial für den bereits skizzierten Tornado-Diskurs wird ein geschichtliches Zerstörungssereignis ausgewählt, das als potenzielle Kontextschicht fungiert. Untersucht wird allein der Bezug zur Städtezerstörung 1943–45, da es sich um ein historisches Zerstörungssereignis am selben Ort handelt, das in der städtischen Erinnerungskultur relativ präsent ist, so dass die Anknüpfungswahrscheinlichkeit hoch und ein Projektionseffekt möglich ist. Die Hypothese besteht darin, dass die aktuellen Erinnerungspraktiken eine diskursgeschichtliche Dimension besitzen und jenseits der bewussten Sprachverwendung an die historische Städtezerstörung anschließen bzw. diese punktuell eine Folie für die Tornado-Berichterstattung bildet. Die Formulierungsmuster im Mediendiskurs zum Tornado stifteten Kontinuitäten oder bilden Kontraste zu Sprachgebrauchsrouterinen der Erinnerungskultur an das Bombardement im Zweiten Weltkrieg. Die Aktualisierung kann auf die historischen Erinnerungspraktiken zurückwirken. Alle drei Bezugnahmepraktiken werden im Folgenden korpusbasiert untersucht.

5 Skizze diskursgrammatischer Auswertungen

Die folgenden Auswertungen basieren auf zwei kleineren Korpora zum Tornado-Ereignis in Paderborn 2022, dem Korpus Tornado-lokal mit 106 Online-Berichten und Kommentaren aus den beiden großen Lokalzeitungen Neue Westfälische und Westfalen-Blatt von Mai 2022 bis Februar 2023 (54.577 Tokens) sowie dem Korpus Tornado-überregional mit überregionalen Zeitungsberichten aus Lexis Uni. Erhoben wurde der Zeitraum von Mai 2022 bis August 2022 (414.270 Tokens). Das diachronie Korpus zu Städtezerstörung und Aufbau in Paderborn enthält Textausschnitte aus 55 Kommunikaten zur Paderborner Stadtgeschichte, erschienen zwischen 1949 und 2015 in verschiedenen Online- und Print-Medien (0,36 Mio. Tokens). Es handelt sich um ein Fokuskorpus mit Textausschnitten zu den Themenbereichen Aufbau und Zerstörung, so dass die Verfestigung von Sprachmustern medienbezogen beschrieben werden konnte (vgl. dazu Wilk 2020, es handelt sich um ein Teilkorpus einer Studie, die auch die Diskurse in Bremen und Mannheim behandelt). Das Korpus ist durch eine hohe Transkriptivität gekennzeichnet. Eindrücke zu den Zerstörungssereignissen wandern nach dem „Rekursions-Prinzip“ (Jäger 2012, 28) durch die Stadtgeschichtsmedien und sind dabei Umschriften unterworfen, die das Bild des Ereignisses immer wieder verändern und in neue Kontexte einbetten: Zitate von Augenzeugenberichten, Paraphrasen von Zeitungsartikeln, Kondensate der Stadtgeschichtsschreibung tauchen in Citybroschüren, auf Tafeln oder Internetseiten wieder auf. Die Bezugnahmepraktiken werden für zwei Aspekte skizziert: 1. die Zerstörung und ihre Verbszenen mit Bezug auf die

Frage, wie die Rollen für Handelnde, Betroffene, Ort und Zeit gefüllt sind, und 2. die aufgerufenen Rahmenereignisse, mit denen das Ereignis bezeichnet (Schicksalsschlag, Inferno) oder erklärt (Weltkrieg, Naturkatastrophe) wird, um das Gegenwartsbewusstsein zu prägen. Dabei spielt auch die Wirkung auf das „handlungsleitende Konzept ‚Lernen aus der Erinnerung‘“ (Mattfeld 2016, 71) eine zentrale Rolle, d. h. die gezielte Einordnung des Geschehens in einen zeitgeschichtlichen Kontext mit einem entsprechenden Entwurf an Maßnahmen, um Ähnliches in Zukunft zu verhindern.

5.1 Diskursbedeutung der Passiv-Konstruktionen wurden zerstört und hat Zerstörungen verursacht

Den Ausgangspunkt der diskursgrammatischen Untersuchung bildet das Verb *zerstören* mit allen seinen „Mitspielern“. Eine Clusteranalyse in AntConc mit der Suchanfrage nach dem Präsensverbstamm *zerstör* ermöglicht eine Erhebung der finiten Verbformen, Partizipien und auch der Wortverbindungen mit der Nominalisierung Zerstörungen und den partizipialen Adjektiven *zerstörtes/r/n/m*. Ein Vergleich der Bigramme gibt einen Eindruck von den Kontinuitäten der Sprachmuster im Bereich der Attribution durch die Genitivphrase der Zerstörung, die in der Präpositionalphrase *nach der Zerstörung* und in der komplexen Nominalphrase *Ausmaß der Zerstörung* in allen drei Korpora vorkommt (Abb. 1). Ein ähnliches Bild ergibt sich für das partizipiale Adjektivattribut. Im Erinnerungsdiskurs an die Städtezerstörung werden die Phrasen *zerstörten Stadt/Städte/Städten* (36 Belege) musterhaft durch Modalsupplemente erweitert: *stark/zu 85 % zerstörte Stadt*. Im Tornado-Diskurs der Lokalzeitungen überwiegt die Phrase *zerstörte/n Paderquellgebiet/es* (11 Belege), in der überregionalen Presse wird das Muster durch *zerstörte/n Dächer* (46 Belege) realisiert. Diskursspezifische Muster finden sich im Erinnerungsdiskurs durch die bereits erwähnte Modalerweiterung, während im Passiv die verursachende Instanz nur vereinzelt genannt wird. Die Kollokationen zur Wortform *zerstört* geben einen Eindruck von den Füllungen der Komplemente und Supplemente (Abb. 2). Es überwiegen die Modalsupplemente ([*bis auf die*] *Außenmauern*, *völlig, total, schwer, weitgehend*), Patiens-Subjekte kommen ebenfalls vor (*Häuser, Gebäude, Innenausstattung*). Agentive oder kausative Aktanten, die die Subjekte des Aktivs bilden (Wer zerstört?) fehlen in der Liste der 38 signifikanten Kollokationen. Die diskursgrammatische „Realität“ für das passivisch gebrauchte Verb *zerstören* unterscheidet sich damit erheblich von den Verhältnissen der Verbszene, wie sie in FrameNet oder im FrameNet-Konstruktikon des Deutschen abgebildet sind. In FrameNet besitzt der De-

stroying-Frame die Kern-Elemente Cause, Destroyer und Patient,⁶ im FrameNet-Konstruktikon geht für das Verb *zerstören* die Reihenfolge vom Patiens aus, es folgen die fakultativen Elemente Ursache und Zerstörer, die ebenfalls dem Kern zugeordnet werden.⁷ Art und Weise, Ausmaß und Dauer gehören in beiden Versionen der Peripherie an. Für beide Diskurse lässt sich im passivischen Muster (verbal und partizipial attributiv) feststellen, dass Art und Weise sowie Ausmaß der Zerstörung (in FrameNet Manner und Degree) neben dem Patiens-Element die beiden musterhaft eingelösten Aktanten darstellen. Dieser Befund hat weit über die einzelne Satz-Szene hinausreichende Konsequenzen für syntagmatische Anschlüsse. Im Erinnerungsdiskurs bildet etwa das Ausmaß der Zerstörung den Hintergrund, vor dem der Wiederaufbau als staunenswert mit Realisierungen von modalen Adverbials supplementen wie in historischem Stil gekennzeichnet ist. Diese diskursgrammatische Verknüpfung passt zu Sebalds (2013, 14) Erinnerungskultur-Diagnose, dass „diese totale Zerstörung [...] als die erste Stufe des erfolgreichen Wiederaufbaus“ erscheint. Nicht nur in Paderborn, auch in vielen anderen deutschen Städten rückt der Erinnerungsdiskurs an die wiederaufgebaute Architektur heran; Pulte, Stelen und Apps machen im Vorübergehen Staunen, in welch schöner funktionaler historisierter Weise neu und aufgebaut wurde. Im Anschluss an das resultative *zerstört (worden)* bildet der modale Passivkomplex *konnte wiederaufgebaut werden* den grammatischen Kern dieser Erfolgsstory (vgl. Wilk 2020, 380–381).

In den *zerstör*-Clustern der Tornado-Medienberichte sind ebenfalls Spuren dieses Sprachmusters [Patiens – Modalsupplement] erkennbar, jedoch gibt es mindestens zwei Merkmale, die diesen Gegenwartsdiskurs von den Erinnerungstexten unterscheiden: die morphologische Prävalenz des Pluralnomens *Zerstörungen*, und die musterhafte syntaktische Realisierung der kausativen Instanz (Sturm, Tornado) in Subjektrolle. Die folgenden Belege dokumentieren, wie diese beiden diskursgrammatischen Charakteristika der Tornadoberichte zusammenwirken:

Der Tornado, der am Freitagabend auf einer Breite von 300 Metern und einer Länge von fünf Kilometer durch Paderborn gepeitscht ist, hat große Zerstörungen angerichtet. (Neue Westfälische, 22.5.22, Paderborn aus der Luft: Das ganze Ausmaß der Tornado-Katastrophe)

Wenige Tage nachdem in Paderborn **ein Tornado** am 20. Mai auch im Paderquellgebiet unterhalb der Abdinghofkirche für **große Zerstörungen** gesorgt hatte, veranstaltete die Werbegemeinschaft Paderborn mit vielen anderen Partnern auf dem Rathausplatz ein Benefizkonzert. (Westfalen-Blatt, 15.11.22, Erlöse stammen aus dem Benefizkonzert für das neue Paderquellgebiet)

6 Vgl. <https://framenet.icsi.berkeley.edu/frameIndex>

7 Vgl. <https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frame?id=1051>

Der Tornado hat in Paderborn nach Schilderung von Bürgermeister Michael Dreier (CDU) mit enormer Kraft in mehreren Stadtteilen **massive Zerstörungen** angerichtet. Der Tornado verursachte nach Angaben der Behörden am Freitag in einem Korridor von West nach Ost, der ungefähr 300 Meter breit ist und sich über fünf Kilometer Länge mitten durch die Stadt zieht, **erhebliche Zerstörungen**. (Welt online, 22.5.22, Dreier: Massive Zerstörungen quer durch die Stadt)

Die wiederholte musterhafte Modalisierung durch ein Adverbialsupplement, die für das Verb *zerstören* im Kontext der Erinnerung an die kriegsbedingte Zerstörung festgestellt wurde, setzt sich in der Nominalisierungskonstruktion in Form eines Adjektivattributs (*große, massive, erhebliche*) fort. Die hohe Trefferzahl speziell der Phrase *massive Zerstörung* kommt allerdings dadurch zustande, dass hier ein Zitat des Paderborner Bürgermeisters wiedergegeben wird.

Im Vergleich zur Patiens-Akkzentuierung im Stadtzerstörungsdiskurs gibt es neben dem Unterschied, dass im Tornado-Diskurs im Aktiv formuliert wird, eine weitere Auffälligkeit: Durch die Nominalisierungskonstruktion *Der Tornado [...] hat große Zerstörungen angerichtet* ist der Anschluss für ein direktes Objekt als Patiens der Zerstörungen blockiert. Das topikalisierte Subjekt *Tornado* wird begrifflich als Cause hervorgehoben, da es die einzige echte Komplementfüllung darstellt. Hinzu kommt in diesem Beispiel seine umfangreiche Attribuierung durch den Relativsatz, der das Foregrounding der Ursache (Tornado) verstärkt. Das Derivat *Zerstörungen* füllt zwar formal die Stelle des Akkusativ-Komplements aus und bildet zusammen mit dem Funktionsverb (*anrichten, verursachen*) das Prädikat. Eine referentielle Patiens-Instanz ließe sich jedoch nur einfügen, wenn man das Nomen *Zerstörungen* attributiv erweitern würde, z. B. durch *Zerstörungen am Baumbestand, der Innenstadt u.ä.*, doch dazu findet sich kein Beleg. Die Konstruktionen sind folglich diskurssemantisch intransiviert, das Komplement ist grammatisch besetzt (durch das Pluralderivat *Zerstörungen*) und semantisch blockiert (da kein weiteres Komplement wie z. B. *Bäume* hinzugefügt werden kann). Die zerstörten Bäume verschwinden ausdrucksseitig in dieser Konstruktion durch die abstrakt aufgerufenen *Zerstörungen*. Gelegentlich tritt das Substantiv *Bäume* als Kollokator von *zerstören* auf, auch als Patiens-Subjekt. Diese Konstruktion zählt zehn Belege in beiden Lokalzeitungen, exemplarisch sei einer davon zitiert:

Mehr als 1.000 städtische Bäume wurden durch den Tornado zerstört und mussten gefällt werden. (Neue Westfälische, 30.12.22, Bildunterschrift, Als der Tornado Paderborn verwüstete: Ein persönlicher Rückblick)

Das Substantiv *Bäume* ist wie *Autos* nominaler Kollokator von *zerstört*. Im folgenden Beleg werden beide in einem syntaktischen Kontext mit *Gebäuden* genannt, hier innerhalb der präpositionalen *an*-Attribute im Verbrahmen *Schäden verursacht an*. Der Begriff *Bäume* wird durch diese Koordination verdinglicht:

Der Tornado hat nicht nur unfassbar große Schäden an Gebäuden, **Bäumen** und **Autos** verursacht. Die Ereignisse vom 20. Mai haben bei vielen Paderbornern auch einen Schock ausgelöst, von dem sie sich noch nicht erholt haben. (Westfalen-Blatt, 20.7.22, Große Dankbarkeit gegenüber allen Helfern)

Wenn umgeknickte Bäume als Schäden oder Zerstörungen in einem Zug genannt werden mit abgedeckten Dächern, umgeknickten Zäunen und beschädigten Autos, entsteht zudem der Eindruck, es handele sich bei den Baumverlusten um einen Schaden, der sich (durch Neupflanzung) beheben lässt. Umgekehrt erscheinen sogar *Autos* metaphorisch als Opfer umgestürzter Bäume:

Mehr als hundert Gebäude sind schwer beschädigt oder zerstört, zahlreiche **Autos unter Bäumen begraben**. (Westfalen-Blatt, 23.5.22, Tornado in Paderborn: Fünf Minuten verändern das Gesicht einer Stadt)

5.2 Die lexikalische Seite der Zerstörung und ihre Einbettungsmuster: das Inferno

Das extreme und folgenreiche Wetterereignis wird zu einem relativ frühen Zeitpunkt in den Kontext der jüngeren Stadtgeschichte eingeordnet. Teils geschieht dies über einen direkten Vergleich mit der Städtezerstörung am Kriegsende, deren Narrativ es nachträglich festigt und möglicherweise modifiziert. Teils sind daran indirekte Verfahren beteiligt, die mit zentralen Ereignisvokabeln, Metaphern und argumentativen Mustern in Verbindung stehen. Aus diesem semantischen Bereich werden drei Beispiele herausgegriffen: die Ereignisbezeichnung *Inferno*, die Argumentationsfigur ‚Zerstörung als Chance‘ und die ökologistische Betroffenen-Kategorie ‚Natur‘ (Bäume/Holz).

Um die große Erschütterung zum Ausdruck zu bringen, benutzt Paderborns Bürgermeister noch am selben Abend die Bezeichnung *Inferno*, was die Medien mehrfach aufgreifen:

Bürgermeister Michael Dreier zeigte sich am Abend geschockt über das Ausmaß der Verwüstung und sprach von einem „Inferno, das ich so noch nicht erlebt habe.“ (Westfalen-Blatt, 20.5.22, Tornado verwüstet Paderborn: 43 Verletzte – ein Opfer schwebt in Lebensgefahr)

Der Ausdruck *Inferno* gehört zu den jenen stark aufgeladenen Metaphern, die in Texten zur Erinnerung an die Kriegszerstörung Unfassbarkeit und Todesgefahr kontextualisieren. Das Wort stammt aus dem Italienischen und bedeutet ‚Hölle‘ oder ‚Unterwelt‘. Häufig wird es in einem christlichen Kontext mit Dantes Inferno in Verbindung gebracht. Das Inferno ist der erste Teil der Göttlichen Komödie, es folgen Purgatorio und Paradiso. In dieser Dichtung des 14. Jahrhunderts beschreibt Dante das Inferno in neun konzentrischen Kreisen der Qual, von Völlerei

	Cluster	Rank	Freq	Range	Cluster	Rank	Freq	Range	Cluster	Rank	Freq	Range		
1	der zerstörung	1	91	24	1	massive zerstörungen	1	74	7	1	der zerstörung	1	23	4
2	die zerstörung	2	62	25	2	zerstörungen angerichtet	2	56	7	2	zerstört worden	2	14	4
3	zerstörung der	3	56	23	3	zerstörte dächer	3	39	5	3	die zerstörung	3	7	4
4	zerstört die	4	36	16	4	der zerstörung	4	37	7	4	zerstörte paderquellegebiet	4	6	3
5	zerstört und	5	35	18	5	sturm zerstört	5	36	4	5	die zerstörten	4	6	4
6	zerstörung haderborns	6	27	10	6	den zerstörungen	6	31	5	6	zerstört und	6	5	3
7	der zerstörten	6	27	14	7	habe zerstörte	7	28	3	7	komplett zerstört	6	5	3
8	zerstörten stadt	8	23	11	8	zerstört worden	8	25	4	8	oder zerstört	6	5	2
9	völlig zerstört	9	22	13	9	zerstörungen im	9	24	4	9	tornado zerstört	6	5	3
10	zerstörung des	10	19	12	10	zerstört haben	10	23	3	10	große zerstörungen	10	4	3
11	zerstörung und	11	18	11	11	dörenhagen zerstört	10	23	3	11	völlig zerstört	10	4	3
12	zerstört der	12	17	9	12	große zerstörungen	12	22	1	12	zerstört in	12	3	2
13	weitgehend zerstört	12	17	9	13	zerstört wohnungen	13	21	2	13	zerstört von	12	3	3
14	aufßenmauern zerstört	14	16	8	14	zerstörungen in	13	21	4	14	zerstört wurde	12	3	3
15	zerstört wurde	15	15	11	15	scheiben zerstört	13	21	2	15	zerstört wurden	12	3	3

Abb. 1: Cluster-Analysen zu Bigrammen mit Formen von *zerstör* (links- und rechtsseitig) im diachronen Korpus zu Zerstörung und Aufbau Paderborn (links) in den Medienkorpora mit überregionalen Nachrichten (Mitte) und Lokalnachrichten (rechts), ermittelt in AntConc 4.1.4.

Collocate Types 38 Collocate Tokens 675 Page Size 100 hits

Collocate	Type	Rank	FreqLR	FreqL	FreqR	Range	Likelihood	Effect
1 beschädigt		1	35	13	22	17	160.617	4.673
2 außenmauern		2	22	21	1	8	143.506	6.076
3 wurden		3	65	47	18	19	124.398	2.568
4 wurde		4	80	53	27	25	123.705	2.240
5 völlig		5	22	22	0	13	99.888	4.640
6 fast		6	27	24	3	15	83.161	3.528
7 total		7	12	12	0	10	80.375	6.201
8 schwer		8	22	7	15	13	80.118	3.964
9 weitgehend		9	17	17	0	9	76.744	4.621
10 wiederaufbau		10	27	0	27	8	75.171	3.294
11 vollständig		11	16	15	1	12	74.496	4.727
12 prozent		12	14	13	1	10	71.367	5.052
13 hauser		13	19	16	3	9	52.518	3.279
14 gebaude		14	21	17	4	14	51.032	3.009
15 bis		15	41	27	14	19	48.953	1.916
16 weltkrieg		16	16	15	1	8	46.642	3.400
17 innenausstattung		17	8	2	6	7	45.217	5.456
18 waren		18	35	18	17	15	36.632	1.770
19 stark		19	12	11	1	10	33.807	3.323
20 aufopfau		20	10	0	10	7	33.725	3.759

Collocate Types 13 Collocate Tokens 111 Page Size 100 hits

Collocate	Type	Rank	FreqLR	FreqL	FreqR	Range	Likelihood	Effect
1 werden		1	15	1	14	4	39.633	3.169
2 wurden		2	12	5	7	4	34.086	3.331
3 bäume		3	15	11	4	4	26.613	2.443
4 komplett		4	6	6	0	3	24.438	4.285
5 unzählige		5	4	1	3	2	22.798	5.477
6 autos		6	6	2	4	3	22.669	4.062
7 oder		7	9	6	3	4	18.312	2.673
8 zahlreiche		8	5	2	3	2	18.229	3.963
9 ist		9	18	11	7	4	16.360	1.619
10 großteil		10	3	3	0	2	16.290	5.285
11 völlig		11	4	4	0	3	16.282	4.285
12 durch		12	11	7	4	4	16.267	2.182
13 nahezu		13	3	3	0	2	15.368	5.062

Abb. 2a und 2b: Kollokatoren zur Wortform *zerstört* im Korpus zum Erinnerungsdiskurs an die Städtezerstörung in Paderborn (links) und im Tornado-Korpus der lokalen Berichterstattung.

und Gier über Zorn und Gewalt bis zu Betrug und Verrat.⁸ Das DWDS beschreibt die übertragene Bedeutung von *Inferno* als „verhüllend“ für ein „katastrophentliches, Entsetzen und Schrecken verbreitendes Geschehen (Großbrand, Naturkatastrophe, grausames Kriegsgeschehen, nukleare Verseuchung o. Ä.)“⁹ Das Leipziger Wörterbuch zählt an dritter Stelle *überlebt* zu den rechtsseitigen Kollokatoren¹⁰ und im Kollokationsprofil des DeReKo–2023–I lautet die erste Verbform auf Rang 10 *entkommen*, was beides darauf hindeutet, dass mit dieser Ereignisbezeichnung nicht unbedingt ein Untergang beschrieben wird, sondern eher ein knappes Überleben. Laut DeReKo–2023–I ist *flammendes Inferno* die häufigste Attribut-Phrase, was auch mit dem gleichnamigen Filmtitel zusammenhängt, die brennende Stadt ist wohl aber der Prototyp eines Infernos.

Das Inferno mit über 200 Luftminen, fast 11 000 Sprengbomben und mehr als 92 000 Brandbomben war die schlimme Konsequenz eines verbrecherischen Regimes, das Freiheit und Menschenrechte mit Füßen trat und einen Weltkrieg entfesselte. (Kühne 2005, 6)

⁸ Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/G%C3%BCttliche_Kom%C3%B6die

⁹ <https://www.dwds.de/web/Inferno>

¹⁰ Vgl. https://corpora.uni-leipzig.de/de/res?corpusId=deu_news_2021&word=Inferno

In einem Augenzeugenbericht, überschrieben mit „Schicksalschronik einer Stadt“, zitiert Kiepke einen „Stadtoboberinspektor“, der die Todesangst kurz nach den Einschlägen beschreibt:

„[...] Ich glaube bestimmt, daß in diesem Inferno auch das verhärtetste Herz sein Sterbegebet gebetet hat.“ Paderborn, die Stadt der vielen Kirchen, Klöster und Kapellen, der Sitz eines Erzbischofs, eine Stadt von einer zweitausendjährigen Vergangenheit, zerschmolz im Feuerofen dieses furchtbaren Krieges. (Kiepke 1951, 52)

In der komplexen Apposition wird den sakralen Bauten Paderborns kulturgechichtliche Bedeutung verliehen. Das Präsens und die Metaphorik des Schmelzens bilden zusammen mit der Ablehnung des „furchtbaren Krieges“ einen Kontrast zu den ‚erkalteten‘ Passivkonstruktionen der Erinnerungskultur.

Der Ausdruck *Inferno* erweist sich als multidirektionale Ereignisbeschreibung im Kontext der Augenzeugenberichte. Er steht für die Erinnerung an das Bombardement, und veranschaulicht das Entsetzen des Bürgermeisters in den ersten Stunden und Tagen nach dem Tornado. Bestätigung findet der historische Vergleich unter der älteren Bevölkerung:

Angesichts der Trümmer hätten sich einige Paderbornerinnen und Paderborner an die unmittelbare Nachkriegszeit erinnert gefühlt, berichtete Dreier von entsprechenden Gesprächen. (Westfalen-Blatt, 22.2.23, Erster Förderbescheid für Paderborn nach dem Tornado)

Der Verarbeitungsmodus gelangt von der Schreckensevokation durch die Metapher *Inferno* zur Intransivierung der verursachten Zerstörungen in den distanzsprachlichen Berichten, die aus der Betroffenenkategorie eine Leerstelle macht. Schließlich entsteht mit der Kriegsmetapher eine Woche nach dem Tornado erneut eine Parallel zu den Zerstörungen durch den Bombenkrieg:

Diese beiden Beobachtungen zeigen: Paderborn ist beim Aufräumen schon sehr weit, bewundernswert weit. Vor einer Woche sah es so aus, als hätte die Natur Krieg geführt, jetzt verschwinden Chaos und Zerstörung langsam. Aus der Fassungslosigkeit ist längst Zupacken geworden. (28.5.22, Westfalen-Blatt, Meinungsbeitrag, Nach dem Tornado in Paderborn: Aufräumarbeiten im Dören-Park)

Die Metapher der Krieg führenden Natur macht den Menschen zum Leidtragen und enthebt ihn seiner Verantwortlichkeit. Nach dem „Inferno“ wird das Paderquellgebiet metaphorisch reanimiert („das Herz der Stadt wieder zum Schlagen bringen“):

Die großen Naturschäden rund um die Paderquellen machen auch die Mitglieder des Vereins „Freunde der Pader“ tief betroffen. Sie sehen jedoch eine Chance und wollen das Herz der Stadt für die folgenden Generationen wieder zum Schlagen bringen. (Neue Westfälische, 24.5.22, Grünes Herz Paderborns: Wie der Wiederaufbau vom Paderquellgebiet abläuft)

Tornado und Bomben-Diskurs überlagern sich hier in diesem Deutungsmuster der Zerstörung als „Chance“. Durch die christlich metaphorisierte Hölle zu gehen, bedeutet damals wie heute „Zupacken“, um Neues schaffen, um das Alte zu übertreffen statt zurückblicken, um nach Ursachen zu forschen. Mit Sebald gesprochen gilt die Tornadozerstörung möglicherweise auch als erste Stufe zur erfolgreichen Neugestaltung des Paderquellgebiets.

Die Degradierung der Bäume in der Attributrolle (*Zerstörung der Bäume*) wird mit dem Chancen-Topos verknüpft und es entsteht eine chronotopologische Linie von den kriegsbedingten zu den tornadobedingten Zerstörungen, die beide eine Chance bieten. So plädiert der Vorstand der Paderfreunde dafür,

die Schäden am Baumbestand auch als große Chance zu sehen: „So, wie das westliche Paderquellgebiet nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges mit Weitsicht als innerstädtische Parkanlage gestaltet wurde, bietet die notwendige Restaurierung die Möglichkeit, diese deutschlandweit einzigartig erhaltene Parkanlage aus den 1950er Jahren in ihrer Darstellung als Gartendenkmal zu optimieren und als besonderer Baustein für das Europäische Kulturerbe-Siegel in Wert zu setzen.“ [...] (Neue Westfälische, 24.5.22, Grünes Herz Paderborns: Wie der Wiederaufbau vom Paderquellgebiet abläuft)

Eine Ereignisrahmung der Auswirkungen des Klimawandels würde diese Chance eher auf das Umwelthandeln beziehen. Ein Kommentar aus Herford expliziert in diesem Sinne den Zusammenhang zwischen Tornadovorkommen und Klimawandel und sieht in dem Ereignis eher eine Chance, die Folgen des weltweiten Klimawandels begreifbar zu machen:

Doch ob wir es glauben wollen oder nicht – unser Klima hat sich bereits gewaltig verändert. Gleichzeitig hören wir schon seit Jahren immer wieder die Warnungen der Experten, dass es durch den Klimawandel auch bei uns vermehrt zu extremen Wetterphänomenen kommen kann.

Es ist erstaunlich, wie der Mensch solche realen Gefahren ausblenden kann – genau bis zu dem Zeitpunkt, wo die Katastrophe vermeintlich plötzlich und unerwartet vor seiner eigenen Haustür steht. (Neue Westfälische, 29.5.22, Kommentar, Ein Tornado in Herford – das ist die neue Realität)

Zwar liegt wohl keine direkte Kausalität vor. Im Unterschied zu höheren Temperaturen, intensiveren Hitzewellen und Starkniederschlägen sollen sich Tornados weniger gut als Belege für den Klimawandel eignen (vgl. Köss 2022). Dass die lang anhaltende Trockenheit für das starke Entwurzeln miterantwortlich ist und ein solches Ereignis grundsätzlich an die Zunahme von Extremwetterphänomenen gemahnen könnte, ist allerdings evident. Das „How it was“ orientiert sich aus dieser Perspektive nicht unbedingt an den gesicherten meteorologischen Fakten für den Ort Paderborn, sondern an der diskursethischen Funktion, die dieses Ereignis für das Umweltbewusstsein allgemein haben kann. In diesem Sinne argumentierte auch Ministerpräsident Wüst,

für den diese Naturkatastrophe insgesamt signalisiert, „wie dringend der Klimawandel bekämpft werden müsse“ (Neue Westfälische, 22.5.22, Paderborn NRW-Ministerpräsident besichtigt Paderborns Tornado-Trümmer). Erinnerungskulturell wird dieses Signal durch die Wiederherstellung des Gebietes getilgt. Als Mahnung und Appell könnte das umgestürzte Totholz ähnliche Wirkung haben wie Ruinen (z. B. die der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin).

So wie phraseologisch Gebäude dem Luftkrieg *zum Opfer gefallen* sind, tritt in den Aufbauberichten zum Paderquellgebiet diese Kollokation mit *Bäumen* als Füllung für das Perfektsubjekt auf:

Etwa 1.000 **Bäume** im städtischen Bestand sind dem Tornado im Mai **zum Opfer gefallen**. Damit Bereiche wie das Paderquellgebiet (PQ) und der Geißelsche Garten wieder zu alter Pracht erlangen, strebt die Paderborner Stadtverwaltung Wiederanpflanzungen an. (Neue Westfälische, 18.8.22, Nach dem Paderborner Tornado: Erste Neupflanzungen in diesem Herbst)

Die Attribuierung der Betroffenen-Einheit *Bäume* bestätigt das antizipierte ‚Auferstehungswunder‘: Während es sich in den frühen Berichten überwiegend um umgestürzte Bäume handelt, wandelt sich die Attribuierung ab Juli zur Phrase *neue Bäume*. Und was passiert mit den alten Bäumen? Aus ihnen wird Holz. Diese Rekurrenz findet sich auch grammatisch durch eine Wiederaufnahme der Phrase *zerstörten Bäume mit das Holz*:

Für die Nutzung der **zerstörten oder gefällten Bäume** gibt es jetzt einen Plan. **Das Holz** soll zu Erinnerungsobjekten und Gebrauchsgegenstände (sic) verarbeitet werden. (Neue Westfälische, 12.9.22, Paderborner Tornado-Stämme für Bildhauer und Frühstücksbrettchen)

Das Stadimage-Projekt schafft einen als Erinnerungsobjekt aufgeladenen Gegenstand mit der Qualität eines Kollektivsymbols (vgl. Soeffner 2004) für die gerettete Natur, der man auf diese Weise ein zweites Leben schenkt. Durch die als nachhaltig deklarierte Aktion kehrt das Holz phantomhaft in den Diskurs zurück. Die gravierten Holzstückchen sind für ein paar Euro im Stadtmuseum erhältlich, der Erlös unterstützt die Neupflanzung. Analog zum Totem verdeckt das Holzstückchen mit dem Markennamen PQ Heimatholz ganz wie bei Freud (1912–1913) eine große imaginäre Untat (Vatermord), die am Anfang der Kulturentwicklung steht. Übertragen auf das Schuldbewusstsein gegenüber der Natur, wäre mit diesem Totem die Mitschuld an der Zerstörung und Ausbeutung der Natur symbolisch gesühnt und zugleich verdeckt. Jedoch wird der Vater nur symbolisch ermordet, um Kultur weiterzuentwickeln, während der Mensch Natur faktisch zerstört, um sich technologisch zu „entwickeln“.

6 Fazit für die Verweisstrukturen der Zerstörungsdiskurse

Der Beitrag hat das historische Verweispotenzial eines Gegenwartsdiskurses zur Zerstörung durch einen Tornado in der Innenstadt anhand der grammatischen Einbettungsmuster in den Blick genommen und mit dem historischen Erinnerungsdiskurs zur kriegsbedingten Zerstörung der Stadt abgeglichen. Die grammatische Musterbildung im Bereich der verbalen Flexion und der Attribuierung hat für die Aktualisierung erinnerungskultureller Formulierungsmuster durch die zentrale lexikalische Einheit *zerstör* unterschiedliche Pfade gezeigt. Diskursgrammatische Musterbildung setzt bei der Lexik an. Für ein Lexem können verschiedene Musterbildungen mit unterschiedlichen deutungsrelevanten Kontextprofilen vorliegen. Nachgewiesen wurden zeitbezogene Kontextualisierungen kurz nach dem Ereignis (Zeitzeugenstil), im Laufe der Wochen und Monate und auch im Kontext der Neugestaltung („Kaltstellen“ der Erinnerung). Unmittelbar nach dem Ereignis tauchen Konstruktionsmuster in der Funktion auf, das Entsetzen zu teilen. Sie legen eine lexikalische Projektion zur historischen Stadtzerstörung durch die Ereignisvokabel *Inferno* nahe. Für die „ergriffene“ (Augenzeugen-)Darstellung wurde außerdem das Zustandspassiv (*ist zerstört* ist *zerstört* ohne Modalsupplement in der Umgebung von organischen Metaphern (*grüne Lunge, schlagendes Herz*) identifiziert. Das darauftreffende Erkalten ist dadurch angelegt, dass die aus der Erinnerungskultur an den Aufbauerfolg gestifteten Deutungen das Argumentationsmuster der Zerstörung als Chance evozieren. Der Verlust der Bäume erscheint in chronotopologischer Parallelität zum Wiederaufbau als erste Stufe einer erfolgreichen Neugestaltung. Dieser Diskuseffekt wird grammatisch dadurch gestützt, dass die Betroffenen-Kategorie *Bäume* syntaktisch deklassiert wird und allenfalls attributiv angeschlossen werden kann (*Zerstörungen an Bäumen*). In der Transitivkonstruktion *Der Tornado verursachte große Zerstörungen* tritt die Bezeichnung *Tornado* für das Naturphänomen als zerstörerische Cause-Instanz auf und verhindert in Verbindung mit der intransivierten Nominalisierungskonstruktion, dass *Bäume* auf derselben syntaktischen Ebene als Natur-Instanz in Patiens-Rolle auftreten können. Die Verdinglichung bestätigt sich zudem durch die Koordination der Betroffenenkategorie *Bäume* mit *Autos* oder *Dächern* (*Zerstörung der Bäume und Autos/Dächer*). Mit dieser Perspektive auf Bäume als unbegrenzt regenerative Naturressource gehört das Rahmenereignis Klimawandel nicht mehr zum Sagbarkeitsfeld des Diskurses. Die „magische“ Auferstehung der Bäume als Holz suggeriert zudem einen nostalgischen Gebrauchswert, mit der sie als totemhaftes Kultursymbol ein „zweites Leben“ als Anhänger oder als Frühstücksbrett gewinnen.

Figuren aus der Erinnerungskultur an die kriegsbedingte Städtezerstörung werden diskursiv reproduziert und das Deutungsmuster einer gelungenen Wiederaufbauarbeit für kommende Generationen ist im Tornadodiskurs bereits projektiv angelegt, wenngleich bis dato noch kein neuer Baum gepflanzt ist. Im Zuge einer ökologistischen Sprachkritik können die formelhaften Beschreibungen von Zerstörung und Aufbau daran gemahnen, dass ein Verschwinden der vom Tornado und indirekt auch der vom Klimawandel betroffenen Bäume aus den Erinnerungstexten auch den Menschen grammatisch als Betroffenen unsichtbar machen. Abschließend sei daher an die vereinzelte Forderung eines Paderborner Umweltschutzvereins erinnert, beschädigte Bäume stehen zu lassen, Büsche, Sträucher und heimische Bäume anzupflanzen und von Planungen einer „durchgestylte[n] Parkanlage mit Eventcharakter“ (Neue Westfälische, 28.5.22, Hoffnung und Sorgen um „Chancen“ für das Paderquellgebiet) und versiegelten Flächen Abstand zu nehmen. Nur so entstände eine „Insel des Überlebens“ für Tiere und Pflanzen (Westfalen-Blatt, 1.6.22, Paderborner Stadtarchiv sammelt Tornado-Aufnahmen).

Literatur

- Assmann, Aleida (2006): Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München: Beck.
- Assmann, Aleida (2009): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. 4. Aufl. München: Beck.
- Assmann, Aleida (2013): Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München: Beck.
- Blommaert, Jan (2005): Discourse: A Critical Introduction. Cambridge: Cambridge UP.
- Blommaert, Jan (2015): Chronotopes, Scales, and Complexity in the Study of Language in Society. Annual Review of Anthropology 44, S. 105–116.
- Bubenhofer, Noah (2015): Muster aus korpuslinguistischer Sicht. In: Dürscheid, Christa/Schneider, Jan Georg (Hgg.): Satz, Äußerung, Schema. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton, S. 485–502.
- Cornelißen, Christoph (2012): Erinnerungskulturen, Version: 2.0. Docupedia-Zeitgeschichte, 22.10.2012 http://docupedia.de/zg/cornelissen_erinnerungskulturen_v2_de_2012 DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.265.v2>.
- Czachur, Waldemar (2016a): Erinnerungsrhetorische Musterbildungen. In: Dargiewicz, Anna (Hgg.): Anfang. Sprachwissenschaftliche Implikationen. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 81–95.
- Czachur, Waldemar (2016b): Kollektives Gedächtnis und Sprache. Ein Beitrag zur Grammatik des deutschen Erinnerungsdiskurses über den Zweiten Weltkrieg. In: Warakomska, Anna/Górajek, Anna/Jamiołkowski, Michał/Damięcka-Wójcik, Anna (Hgg.): Dialog der Kulturen. Studien zur Literatur, Kultur und Geschichte. Warschau: Instytut Germanistyki, S. 419–430.
- Freud, Sigmund (1912–1913): Totem und Tabu. Studienausgabe Band 9. Fragen der Gesellschaft/Ursprünge der Religion. Frankfurt/M.: Fischer 2000, S. 291–444.

- Giesecke, Dana/Welzer, Harald (2012): Das Menschenmögliche: Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur. Hamburg: Körber-Stiftung.
- Halliday, Michael A.K. (2006): New Ways of Meaning. The Challenge of Applied Linguistics. [1992] In: Fill, Alwin/Mühlhäusler, Peter (Hgg.): Ecolinguistics reader: Language, Ecology and Environment. London: Continuum, S. 175–202.
- Jäger, Ludwig (2012): Bezugnahmepraktiken. Skizze zur operativen Logik der Mediensemantik. In: Jäger, Ludwig/Fehrman, Gisela/Adam, Meike (Hgg.): Medienbewegungen. Praktiken der Bezugnahme. München: Fink, S. 13–41.
- Kämper, Heidrun/Warnke, Ingo H. (2020): Ethik des Diskurses, oder: Ein Dialog zu Kooperation und Verantwortung. In Kämper, Heidrun/Warnke, Ingo H. (Hgg.): Diskurs – ethisch. Bremen: Hempen, S. 1–8.
- Köss, Markus (2022): Gibt es durch den Klimawandel häufiger Tornados? Meteored, 13.6.22. URL: <https://www.daswetter.com/nachrichten/wissenschaft/tornados-klimawandel-wetter-meteorologie-wirbelsturm-zunahme.html> (letzter Zugriff 9.3.23).
- Mattfeldt, Anna (2016): Diskursives Erinnern an Naturkatastrophen. Eine sprachvergleichende Mediendiskursanalyse im Deutschen und Englischen. In: Beßlich, Barbara/Felder, Ekkehard (Hgg.): Geschichte(n) fiktional und faktual. Literarische und diskursive Erinnerungen im 20. und 21. Jahrhundert. Unter Mitarbeit von Anna Mattfeldt und Bernhard Walcher. Frankfurt u.a.: Peter Lang, S. 59–74.
- Müller, Marcus (2012): Vom Wort zur Gesellschaft: Kontexte in Korpora: Ein Beitrag zur Methodologie der Korpuspragmatik. In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus/Vogel, Friedemann (Hgg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. Berlin/New York: De Gruyter, S. 33–82.
- Müller, Marcus (2013): Kritische Diskursgrammatik? Die Analyse grammatischer Kontextualisierungshinweise als Graswurzelanalyse der Macht. In: Warnke, Ingo H./Reisigl, Martin/Meinhof, Ulrike H. (Hgg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin: Akademie Verlag, S. 121–146.
- Müller, Marcus (2018): Diskursgrammatik. In: Warnke, Ingo H. (Hg.): Handbuch Diskurs. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 75–103.
- Reisigl, Martin (2020): Zur Vielfalt und Widersprüchlichkeit des kommunikativen Handelns in Diskursen über die Klimakrise. In: Reisigl, Martin (Hgg.): Klima in der Krise – Kontroversen, Widersprüche und Herausforderungen in Diskursen über Klimawandel. (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie/OBST 97). Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr, S. 7–38.
- Rothberg, Michael (2009): Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization. Stanford: Stanford UP.
- Scranton, Roy (2015): Learning to Die in the Anthropocene: Reflections on the End of a Civilization. City Lights Publishers. E-Book-Version.
- Sebald, W. G. (2013): Luftkrieg und Literatur. Mit einem Essay zu Alfred Andersch. 6. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer.
- Simon, Zoltán Boldizsár (2022): Planetary Futures, planetary History. In: Simon, Zoltán Boldizsár/Deile, Lars (Hgg.): Historical Understanding: Past, Present, and Future. London: Bloomsbury Academic, S. 119–130.
- Sinclair, John (2004): Trust the Text: Language, Corpus and Discourse. London, New York: Routledge.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): Protosoziologische Überlegungen zur Soziologie des Symbols und des Rituals. In: Schlägl, Rudolf/Giesen, Bernhard/Osterhammel, Jürgen (Hgg.): Die Wirklichkeit der Symbole. Konstanz: UVK, S. 41–72.

- Stibbe, Arran (2014): An Ecolinguistic Approach to Critical Discourse Studies. *Critical Discourse Studies* 11 (1), S. 117–128. Online-Version University of Gloucestershire, <https://eprints.glos.ac.uk/1059/1/An%20Ecolinguistic%20Approach%20to%20Critical%20Discourse%20Studies.pdf>, S. 2–15.
- Stibbe, Arran (2017): Positive Discourse Analysis: Re-thinking Human Ecological Relationships. E-Paper Version, 1–18. Online unter <https://eprints.glos.ac.uk/id/eprint/4494>.
- Tong, Xin /Zhang, Fan (2022): Erinnern als interkulturelles Handeln am Beispiel des Shanghaier Exils. *Interkulturelles Forum der deutsch-chinesischen Kommunikation*. Vol. 2.1, S. 1–22.
- Warnke, Ingo H./Wildfeuer, Janina/Schmidt-Brücken, Daniel/Karg, Wolfram (2014): Diskursgrammatik als wissensanalytische Sprachwissenschaft. *Kommunikation – Korpus – Kultur: Ansätze und Konzepte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik*. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag, S. 67–86.
- Warnke, Ingo H./Wilk, Nicole M. (2023): Multidirektionale Lexik in der Diskursgeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Markevitz, Fritz/Scholl, Stefan/Schubert, Katrin/Wilk, Nicole M. (Hgg.): *Kommunikative Praktiken im Nationalsozialismus*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 173–205.
- Weinberg, Manfred (2016): Erinnerungskulturen. In: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel (Hgg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zur Linguistik als Kulturwissenschaft*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 571–577.
- Wilk, Nicole M. (2020): Zerstörungs- und Aufbaudiskurse. *Diskursgrammatische Muster der städtischen Erinnerungskultur seit 1945*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Zhang, Ruijie (2022): The Year's Work in Ecolinguistics 2021. *Journal of World Languages* 8(1), S. 141–163.

Quellen

- Gaidt, Andreas im Auftrag der Stadt Paderborn, Stadtarchiv (2008): Albert Renger-Patzsch zum 111. Geburtstag. Die Paderborner Aufnahmen. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Paderborn im Museum für Stadtgeschichte vom 20.01. bis 6.04.2008. Bonn: VG Bild-Kunst.
- Kiepke, Rudolf (1951): Schicksalschronik einer Stadt. 2. Aufl. Paderborn. Paderborn: Junfermann.
- Kühne, Hans-Jörg (2005): Der Tag, an dem Paderborn unterging. Gudensberg-Gleichen: Wartberg.
- Schäfer, Karl-Heinz (2011): Sehenswertes Paderborn. Gästeführerinnen und Gästeführer präsentieren ihre Stadt. 2. Aufl. Paderborn: „Das Heft“-Zeitschriftenverlag.
- Stadt Paderborn (Hg.) (2005): Erinnern und Gedenken – Die Zerstörung der Stadt vor 60 Jahren. Broschüre im Gedenkjahr. Paderborn.
- Stadt Paderborn (Hg.) (2014): Baukulturatlas Paderborn. Paderborn: Westfalia Druck.

Genus, Geschlecht und diskursive De/Humanisierung. Zum Zusammenhang zwischen Konzeptualisierungen des Menschlichen und grammatischem Geschlecht

1 Einleitung

Grammatisches Genus wird gemeinhin als regelhafter, kontextinsensitiver Bestandteil des deutschen Sprachsystems angesehen, das Substantiven eingeschrieben ist und insbesondere syntaktische Kongruenzbezüge herstellt. Die wohl gängigste Definition von grammatischem Genus stammt von Hockett und lautet: „Genders are classes of nouns reflected in the behaviour of associated words“ (Hockett 1958, 231). Auch Kotthoff/Nübling (2018, 69) beginnen das Kapitel „Genus und Geschlecht“ in ihrer Einführung in die Genderlinguistik mit dem Satz „Genus ist ein jedem Substantiv inhärenter Klassifikator, dem selbst keine Semantik [...] zukommt“.

Der Befund, dass Genus eine semantisch leere grammatische Kategorie ist, wird in der hitzig geführten Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch gerne dafür zweckentfremdet, jeglichen Zusammenhang zwischen Genus und außersprachlichem Geschlecht zu verneinen. Insbesondere diejenigen, die sich gegen Formen des „Genderns“ – gemeinhin verstanden als Sichtbarmachung von Frauen und nichtbinären Personen an der sprachlichen Oberfläche durch Nutzung movieiter Personenbezeichnungen, Neutralisierungen, Sonderzeichen etc. (vgl. Müller-Spitzer 2022) – und für die generische, d. h. geschlechtsunspezifische Verwendung grammatikalisch maskuliner Personenbezeichnungen einsetzen, halten strikt am Glauben daran fest, grammatisches Genus habe mit außersprachlichem Geschlecht nichts zu tun und sei eine davon distinkte grammatische Kategorie (z. B. Eisenberg 2018). Dass jedoch Grammatik kein „naturgegebenes“, statisches System ohne Bezüge zur konkreten Sprachverwendung ist, hat die Grammatikalisierungsforschung der letzten Jahrzehnte umfangreich gezeigt (z. B. Diewald 1997; Szczepaniak 2011). Pointiert zusammengefasst wird diese enge Beziehung von Sprachsystem und Sprachgebrauch in Haspelmaths (2002a, 270) vielzitierter Feststellung „Grammatik ist geronnener Diskurs“. Auch wenn die diskursiv-semantischen Ursprünge des Genussystems im Indoeuropäischen unklar sind und in der Indogermanistik kontrovers diskutiert werden (s. Kotthoff/Nübling 2018; Werner 2012), sind Versuche, eben diese Genusverhältnisse in europäischen Einzelsprachen sexuierend zu resemanti-

sieren, vielfältig und bereits in der Antike, besonders aber seit der Romantik, bezeugt (s. z. B. Werner 2012; Köpcke/Zubin 2012). Gerade Köpcke/Zubin zeigen, wie das lexikalische Genus von Substantiven diskursiv für Effekte der Sexuierung und Anthropomorphisierung genutzt wird, wenn etwa der Mond als männliche, die Sonne hingegen als weibliche Figur konzeptualisiert wird (Köpcke/Zubin 2012, 390) oder sich in einer Produktwerbung *der Schokoladenriegel* in *die Milch* verliebt, die anthropomorph mit Gesicht und geschlechtsstereotyp mit langen Wimpern und geschminkten Lippen dargestellt ist (Köpcke/Zubin 2012, 397).

Auf diesen Befunden aufbauend lässt sich danach fragen, inwieweit sich im Umgang mit Genus im Sprachgebrauch diskursgrammatische Effekte empirisch greifbar machen lassen, um zu überprüfen, inwieweit das angeblich ‚semantisch leere‘ Genussystem diskursiv mit sozialer, kontextgebundener Indexikalität aufgeladen wird. Diskursgrammatik soll dabei im Anschluss an Müller (2018, 80) in dem Sinne verstanden werden, dass „grammatische Phänomene im Hinblick auf ihre epistemischen Funktionen in spezifischen thematischen Kontexten untersucht“ werden und dass Fragen danach aufgeworfen werden, „in welcher Weise grammatische Perspektivierungen an soziopragmatische Kontexte gebunden sind und diese erst hervorbringen“ (Müller 2018, 81). Der vorliegende Beitrag möchte eine solche diskursgrammatische Perspektive auf die diskursive Utilisierung der Verschränkung von Genus und außersprachlichem Geschlecht zur sozialen Positionierung von Referenzobjekten innerhalb oder außerhalb der menschlichen Sozialwelt einnehmen. Ausgehend von Haspelmaths (2002a) Zitat zur Grammatik als geronnenem Diskurs wird danach gefragt, inwiefern sich Grammatik als sedimentierte Struktur im Diskurs wieder mit pragmatisch-semantischen Funktionen aufladen lässt, also wieder kontextsensitiv variabel werden kann. Einleitend wird knapp auf den Zusammenhang von Genus, Sexus und Gender bei Personenbezeichnungen eingegangen, der als Grundlage für die Diskussion der sozial verortenden Funktion von Mismatches zwischen dem lexikalischen Genus von Personenbezeichnungen und außersprachlichem Geschlecht dient. Im Anschluss daran behandelt der nächste Abschnitt die diskursive Nutzbarmachung der Genus-Sexus-Beziehung im Kontext sprachlicher De-/Humanisierungspraktiken. Dabei wird der Fokus zunächst auf der Zuweisung von neutralem Genus in pejorativen Online-Kommentaren gegenüber mächtigen Frauen, Transfrauen und nichtbinären und genderqueeren Personen liegen. Daraufhin wird der gegenläufige Fall, nämlich die potenziell vermenschlichende Funktion diskursiver Genuszuweisung an nichtmenschliche Entitäten, näher beleuchtet. Als Fallbeispiele dienen hier zum einen das Verhältnis von Genus, Sexus und Gender bei Tierbezeichnungen und ihrer Movierung sowie zum anderen die Genuszuweisung und damit einhergehende Sexuierung von Sprachassistenzsystemen. Abschließend werden die diskursive Indexikalität von Genus und dessen Interaktion mit Gender und Vorstellungen des Mensch(lich)en diskutiert.

2 Lexikalisches Genus und außersprachliches Geschlecht

Dass das Genussystem des Gegenwartsdeutschen nicht gänzlich arbiträr ist, sondern von einer Vielzahl von – morphologischen, phonologischen und semantischen – Regeln gesteuert wird, ist ausführlich beschrieben worden (z. B. Köpcke/Zubin 1996). Ein zentrales Prinzip der semantisch gesteuerten Genusuweisung ist das sogenannte Genus-Sexus-Prinzip (Köpcke/Zubin 1984, 1996, Kotthoff/Nübling 2018), demzufolge das Genus von Personenbezeichnungen meist dem außersprachlichen Geschlecht der jeweiligen Person entspricht (weibliches Geschlecht > feminines Genus: *die (f.) Frau, die (f.) Mutter*; männliches Geschlecht > maskulines Genus: *der (m.) Mann, der (m.) Vater*). Wir können also ganz überwiegend davon ausgehen, dass mit Maskulina männliche Personen bezeichnet werden und mit Feminina weibliche. Das Neutrum ist überwiegend Objekten und Stoffbezeichnungen vorbehalten, auch wenn Bezeichnungen für junge, noch ‚unfertige‘ Lebewesen (*das (n.) Kalb, Küken, Fohlen, Neugeborene, Baby, Kind*) ebenfalls regelmäßig Neutra sind (Köpcke/Zubin 1996). Grob klassifizierend ist davon auszugehen, dass mit maskulinem und femininem Genus das semantische Merkmal [+ menschlich] verbunden ist, während das Neutrum eher für [- menschlich] steht. Nübling (2022, 57) visualisiert die Interaktion von Belebtheit und neutralem Genus wie folgt (s. Abb. 1):

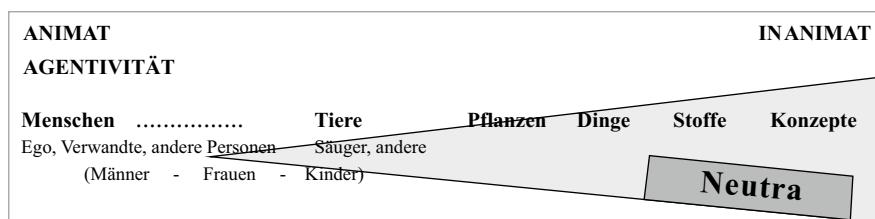


Abb. 1: Das Neutrum als inanimates Genus nach Nübling (2022, 57).

Je animater und agentiver das Konzept hinter einer Bezeichnung ist, umso wahrscheinlicher weist diese maskulines oder feminines Genus auf. Gegenläufig dazu tritt neutrales lexikalisches Genus am seltensten bei Bezeichnungen für Männer auf, geringfügig häufiger bei Bezeichnungen für Frauen und Kinder und nimmt dann entlang der Belebtheithierarchie zu, je weiter die Animativität sinkt. Bestehen im Sprachsystem, d. h. im lexikalisch eingeschriebenen Genus von Personenbezeichnungen, Mismatches zwischen Genus und außersprachlichem Geschlecht, so ist dies in den meisten Fällen als ehemals diskursive, ins Sprachsystem sedimentierte Evaluierung von Gender-Performanz einzuordnen (ausführlich hierzu

s. Nübling/Lind 2021; 2022): Bezeichnungen für Männer, die nicht den Stereotypen von Männlichkeit (z. B. heterosexuell, stark, mutig) entsprechen, sind häufig Feminina (*die (f.) Memme, Schwuchtel, Lusche*); Genus trägt hier zur abwertenden Evaluation männlicher Geschlechtsperformanz bei. Auffällig ist, dass diese Deviation primär von Feminina, nicht jedoch von Neutra Gebrauch macht. Davon unterscheidet sich evaluierendes lexikalisches Genus bei Bezeichnungen für weibliche Personen, da diese sowohl im Maskulinum – seltener – als auch im Neutrum – häufiger – auftreten. Maskuline Personenbezeichnungen für Frauen treten besonders häufig mit „männischer“ Konnotation auf: *der Vamp* (m.) widerspricht dem weiblichen Idealbild sexueller Zurückhaltung, *Besen* (m.) und *Drachen* (m.) bezeichnen – wenn auch zunehmend archaisch – Frauen, die nicht angemessen unterwürfig sind. Insbesondere mit Blick auf die Verwendung von neutralem Genus bei Frauenbezeichnungen können diese Mismatches von grammatischem Genus und semantischem Geschlecht als sedimentierte Evaluierungen von weiblicher Verfügbarkeit für den Mann bzw. ihrer (potenziellen) Beziehung zu diesem verstanden werden. Bezüglich des grammatischen Genus gliedert sich das Leben von Frauen, wie Nübling (2020, 22) zeigt, in drei Phasen (s. Abb. 2):

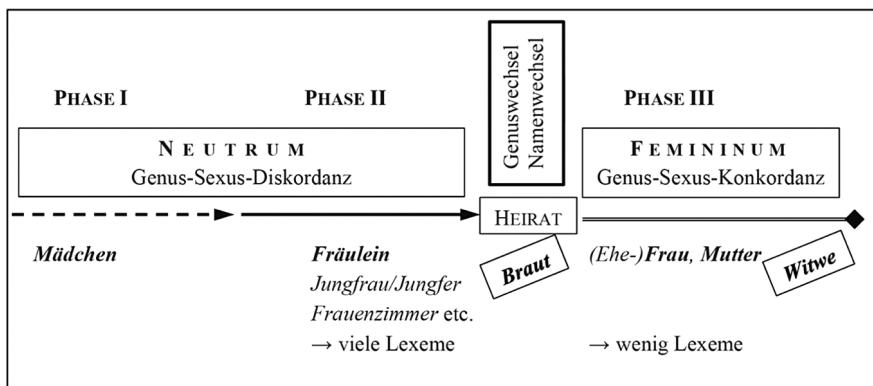


Abb. 2: Weibliche Geschlechtsphasen und ihre lexikalisch-grammatischen Reflexe nach Nübling (2020, 22).

Neutrales Genus bei Frauenbezeichnungen kann regelmäßig als Ausdruck der Abweichung vom weiblichen „Idealzustand“ der verheirateten Mutter verstanden werden: In den Stadien vor der Ehe ist das Neutrum für Frauen nicht unüblich, s. *das Mädchen/Fräulein/Frauenzimmer etc.* erst mit der Eheschließung geht *die Braut* als *Frau* und *Mutter* in ein stabiles feminines Genus über. Darüber hinaus finden sich vielfältige Bezeichnungen für Frauen im Neutrum, die sie sexualisieren und/oder abwerten: gerade englische Bezeichnungen für junge Frauen treten

regelmäßig im Neutrumb auf, s. *das Pin-up/Babe/Hottie* usw. *Hottie* ist insofern interessant, als es für Männer nur mit kongruentem maskulinem Genus verwendet wird. Erwähnenswert ist darüber hinaus auch das noch junge Kurzwort *Milf*, das durch den Film „American Pie“ popularisiert wurde. Es steht für ‚Mother I'd like to fuck‘ und wechselt zwischen femininem und neutralem Genus, besonders prominent im Song „Das Milf“ der Band „Die Boys“.

Neben diesen sexualisierten Begriffen gibt es eine Vielzahl abwertender neutraler Bezeichnungen für Frauen wie z. B. *das Weib/Ding/Mensch/Aas/(Mist-)Stück*. Allein auf Basis dieser regelmäßigen negativ-evaluierenden Bedeutung von neutralen Personenbezeichnungen ist davon auszugehen, dass eine kognitive Verknüpfung zwischen Devaluierung und neutralem Genus vorliegt. Dieser Befund gilt allerdings vorrangig für den deutschen überregionalen Standard, die Verwendung von neutralem Genus für Frauen, insbesondere in Kombination mit *Vor-namen*, in – primär westmitteldeutschem – dialektalem Sprachgebrauch folgt spezifischen soziopragmatischen Konventionen und weist andere Funktionen auf als die hier beschriebene Devaluation (zur dialektalen Zuweisung von neutralem Genus s. Baumgartner 2019; Busley 2021; Busley/Nübling 2021).

3 Gender-Evaluierungen durch Genus im Diskurs

Die bisherigen Ausführungen haben das lexikalische Genus betroffen; sie sind also als Hinweise darauf zu verstehen, wie diskursiv verhandelte Geschlechternormen in das lexiko-grammatische Sprachsystem eingehen können. Im Folgenden soll der Blick darauf gerichtet werden, wie das längst sedimentierte grammatische Genus-System für den kontextuell-evaluativen Gebrauch nutzbar gemacht werden kann, um spezifische, primär ent- und vermenschlichende diskursive Effekte zu erzielen. Hierfür soll zuerst auf die dehumanisierende Verwendung von neutralem Genus für Frauen und nichtbinäre Menschen eingegangen werden, bevor dann der entgegengesetzte Fall, die Anthropomorphisierung durch Zuweisung von femininem Genus, die mit lexikalischer und derivationeller Vermenschlichung einhergeht, dargestellt wird. Als Grundlage dienen Befunde aus Teilstudien zur sozial evaluierenden Verwendung von Genus. Die Datenbasis ist entsprechend vielfältig zwischen den verschiedenen zugrundeliegenden Studien: die Befunde zu neutraler Genuszuweisung an Frauen basieren auf Ergebnissen in Nübling (2014) sowie Online-Abfragen zu „das + [Name prominenter weiblicher Person]“. Die Ausführungen zur Nutzung von neutralem Genus in der Abwertung von nichtbinären Personen begründen sich in einer systematischen Auswertung von 5000 Kommentaren auf den Facebook-Seiten deutscher Leitmedien zu Posts über nichtbinäre Personen, Ge-

schlechtsdiversität und geschlechtsneutrale Sprachformen; ausführlichere Informationen zur Datenbasis finden sich in Lind (i. Dr. a). Der Abschnitt zur humanisierenden Genuszuweisung referiert und systematisiert Ergebnisse aus mehreren Korpusstudien, die Daten des Deutschen Referenzkorpus nutzen. Dies sind zum einen Lind/Späth (2022) und Späth (dемн.) zur Genuszuweisung bei Tierbezeichnungen, sowie Lind (2022) und Lind (i. Dr. b) zu Genus und Geschlecht im Kontext von Sprachassistentenzsystemen. Die genannten Publikationen wurden systematisch daraufhin analysiert, inwiefern die jeweiligen Verknüpfungen von diskursiver Genuszuweisung und außersprachlichem Geschlecht als Ausdruck sozial ab- bzw. aufwertender sprachlicher Praktiken zu verstehen sind. Diskurse werden in diesem Beitrag mit Foucault verstanden als Praktiken, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault 1981, 74). Grundlegend interessiert sich der Beitrag also dafür, wie die Konzeptualisierung des Menschlichen durch die sprachliche Verhandlung von Genus und Geschlecht her- und dargestellt wird und schließt so an Spieß (2014, 185) an, die sprachliche Äußerungen in Diskursen als Diskurshandlungen fasst, „die an Kontexte gebundene sprachliche Handlungen darstellen.“

4 Dehumanisierende Genuszuweisungen

Besonders häufig findet sich die devaluative, dehumanisierende Funktionalisierung von Genus in der Abwertung von mächtigen Frauen. Dehumanisierung wird hier mit Haslam (2006) verstanden als die Aberkennung von menschlichen Merkmalen und Eigenschaften (für eine linguistische Anwendung von Haslams Dehumanisierungsbegriff s. auch Spieß 2022). Sowohl Definitartikel vor Personennamen, Demonstrativa als auch Pronomina werden ins Neutrum überführt, um die jeweilige Person abzuwerten, ihre Weiblichkeit und häufig auch ihre Menschlichkeit in Frage zu stellen. Besonders frequent tritt diese abwertende neutrale Genuszuweisung bei Ex-Kanzlerin Merkel auf, wie Nübling (2014) bereits gezeigt hat. Korpusbasiert stellt sie dar, dass die Verwendung des neutralen Definitartikels in Kombination mit dem Nachnamen mit nennenswerter Frequenz nur bei Merkel, jedoch nicht bzw. kaum bei männlichen Politikern auftritt – einige Belege finden sich für Schäuble, bei dem das Diminutivsuffix als morphologischer Kopf einen Weg ins Neutrum bahnt (Nübling 2014, 212). *Das Merkel*, besonders häufig in prädiktiven und Passiv-Konstruktionen, wird praktisch ausnahmslos negativ dargestellt (Beispiele (1)–(3) aus Nübling 2014, 210):

- (1) „Das Merkel“ ist geschlechts- und dadurch kinderlos.

- (2) Das Merkel soll geopfert werden!
- (3) Auch das Merkel muß sanktioniert werden.

Bereits lange vor ihrem Amtsantritt 2005 publizierte das Satire-Magazin Titanic im Jahr 2000 eine Ausgabe mit einem unvorteilhaften Bild Merkels als Titelseite und der Frage: darf das Kanzler werden? (s. Abb. 3)



Abb. 3: Cover (05/2000) der Satire-Zeitschrift Titanic.¹

Die Degradierung politisch mächtiger Frauen durch die Zuweisung von neutralem Genus endet nicht bei Angela Merkel. Gerade in Online-Kommentaren ist die Verwendung von neutralem Definitartikel plus Nachname ein gängiges Mittel, um die Devaluation in ohnehin negativen Äußerungen zu verstärken, wie die folgenden Beispiele (4)–(6) zeigen:

- (4) Das Bärbock [sic!] ist einfach ein dummes Tschopperl²

¹ <https://www.titanic-magazin.de/postkarten/karte/darf-das-kanzler-werden-52000-1887/> (Stand: 13.05.2023).

² Kommentar von Nutzer:in „560“ am 13. April 2023, <https://exxpress.at/baerbocks-ueber-energie-zukunft-fuer-gruene-ministerin-ist-kenia-jetzt-das-vorbild/> (Stand: 13.05.2023).

(5) Das Baerbock ist eine Schande für das Land der Dichter und Denker³

(6) Das Storch ist wieder dumm wie Brot⁴

Derartige Abwertungen durch Genus-Gebrauch, die meist mit Beleidigungen und weiteren sprachlichen Degradierungen einhergehen, finden nicht nur gegenüber Politikerinnen statt, sondern stellen ein breiter angewendetes Muster in negativen Äußerungen über Frauen dar, die im öffentlichen politischen Diskurs auftreten. Dies belegen u. a. Online-Kommentare gegenüber der Sea-Watch-Kapitänin Carola Rackete, die 2019 für die gesetzeswidrige Anlandung eines Flüchtlings-Rettungsschiffs in Lampedusa/Italien bekannt wurde. Insbesondere in den Kommentarspalten neurechter Medien wird sie immer wieder als *das Rackete* bezeichnet, diffamiert und wird ihre Geschlechtszugehörigkeit in Frage gestellt (Beispiele (7) und (8) nach Lind/Nübling 2022, 130–131):

(7) Das Rackete ist ein verbrecherisches Monster.

(8) Viele haben das noch gar nicht geschnallt, der/die/das Rackete ist eine Transe

Die degradierende Infragestellung oder Absprechung von Geschlechtszugehörigkeit trifft insbesondere Menschen, die – gewollt oder ungewollt – nicht den cis- und heteronormativen Attraktivitätsnormen einer Gesellschaft entsprechen. Besonders stark betroffen sind hier queere Menschen, wie das drastische Beispiel eines Hassbriefs an eine Transfrau zeigt, das in Lind/Nübling (2022, 132) diskutiert wird:

(9) Für ein Schwuchtelfreies Oppenheim. Wer immer diese Transe sieht: Bespuckt ES, Schlagt ES [...]

Die neutrale Pronominalisierung geht einher mit lexikalischer Degradierung und Gewaltaufforderungen, die auf Entmenschlichung abzielende Funktionalisierung von neutralem Genus unterstreichen. Auch in der Berichterstattung über die transgeschlechtliche Gewichtheberin Laurel Hubbard, die 2021 für Neuseeland an den Olympischen Spielen teilnahm, finden sich reichlich Beispiele für abwertenden Genus-Gebrauch:

³ <https://alles-schallundrauch.blogspot.com/2023/04/deutschland-das-baerbock-gut-analysiert.html> (Stand: 12.05.2023).

⁴ Kommentar von Nutzer @Stollberg_Frank am 11. Mai 2023 <https://nitter.1d4.us/i/status/165676151334435849> (Stand: 13.05.2023).

- (10) Trotzdem hat „es“ männliche Chromosomen und entsprechende Stoffwechsel. Es sollte nicht bei den Frauen antreten dürfen.
- (11) Krank, und richtige Frauen haben das Nachsehen, in der Männerklasse hatte ES wohl keine Chance gehabt
- (12) Es soll bei paralympics teilnehmen⁵

Ähnlich wie im zuvor zitierten Hassbrief dient die Zuweisung von neutralem Genus in der Pronominalisierung dazu, die Geschlechtszugehörigkeit der Transfrau abzuerkennen und diese als krankhaft-deviant zur vermeintlich natürlichen menschlichen Zweigeschlechtlichkeit zu konstruieren. In einer Studie zur Funktionalisierung von neutralem Genus in Hate Speech gegenüber gendernonkonformen und nichtbinären Personen auf Facebook (Lind (demn.)) wird deutlich, dass dies zwar ein infrequentes, jedoch nicht marginales Phänomen ist: In einer Analyse von 5000 Kommentaren zu Artikeln über Geschlechtsdiversität, die auf den Facebook-Seiten der Zeitungen FAZ, Spiegel, Stern, SZ, Welt und Zeit gepostet wurden, konnte festgestellt werden, dass ca. 5% dieser Kommentare eine neutrale Genus-Referenz auf queere Menschen enthalten. Auffällig ist, dass sich Neutrumeriferenz dort häuft, wo Artikel-Überschriften oder Teaser-Texte Adress- oder Referenzformen thematisieren, z. B. bei der Überschrift „Wenn eine Person einen Namen lernen kann, kann sie auch ein Pronomen lernen“ eines Artikels, den die Süddeutsche Zeitung am 2.1.2020 auf ihrer Facebook-Seite geteilt hatte. Teils wird in den Kommentaren explizit über die entmenschlichende, verdinglichende Konnotation von neutralem Genus reflektiert (Beispiele (13) und (14) entsprechen den Beispielen (1) und (2) in Lind (demn.)):

- (13) Wie soll die Person angesprochen werden? Als es? Also eine Sache?
- (14) Mich würde da mal die Anrede interessieren. Wäre dann ja ein Neutrumbzw. gegenständlich

Hier wird deutlich, dass die Verknüpfung von grammatischem Genus Neutrumbzw. gegenständlich und einer unbelebten Objekt-Semantik bei Sprecher:innen kognitiv präsent ist. Dies zeigt sich besonders deutlich darin, dass neutrales Genus in Referenz auf Men-

⁵ Die hier zitierten Belege stammen aus Kommentaren auf der Facebookseite der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* zu dem Artikel „Gewichtheberin Laurel Hubbard ist die erste Transgender-Athletin bei Olympia“ vom 21.07.2021, die als Teil der Studie in Lind (i. Dr. a) analysiert wurden.

schen als Brückenkontext genutzt wird für weitere dehumanisierende Sprachhandlungen, die insbesondere auf lexikalisch-metaphorischer Ebene operieren. Tab. 1 gibt eine Übersicht über diejenigen Kategorien lexikalischer Dehumanisierung, die am häufigsten zusammen mit neutraler Referenz auftreten:

Tab. 1: Frequenteste Kategorien lexikalischer Dehumanisierung, die mit neutraler Referenz kookkurrieren (basierend auf Tab. 2 in Lind (i. Dr. a))

Code	Absolute Häufigkeit	Beispiele
Objekt	44	Was soll man denn sonst sagen? Hallo Sie Teil??? Einfach pfui, solche Dinge würde ich als Sahara Sandkorn ansprechen Ich wurde da höchstens lachen, es ist ein Ding
Tier	17	[...] Wie sieht das dritte Geschlecht aus? Wie pflanzt es sich fort? Braucht es dafür einen Partner? Legt es Eier? am besten mit ES und es wird wie Tiere auch wie ein sachgegenstand im Gesetz behandelt weil wer nicht männlich und nicht weiblich ist ist Ein ES ... heißt ne Schelle geben ist ne Sachbeschädigung ... ↗
Aliens	14	Hiermit ist bestätigt das Kobolde, Aliens etc. existieren Das Xenomorph hat echt wahnsinns Probleme 😤 😭 😢
Psychisch krank	13	Na auf welche Toilette geht ES denn? ES muss doch wissen, ob's beim Pinkeln stehen kann, oder sich hinsetzen muss. Ansonsten empfehle ich einen Besuch beim Psychiater. eigentlich es es krank es hat ne momu und will als man geliebt werden
Literatur/ Film	13	Es gibt ein schönes Buch von Stephen King über dieses Phänomen: ES Es soll sich die Haut mit Lotion einreiben

Am häufigsten geht neutrales Genus mit lexikalischer Verdinglichung, also der sprachlichen Klassifizierung als Objekt, einher. Außerdem tritt neutrales Genus vielfach mit Tiervergleichen, Verweisen auf Aliens und der Abklassifizierung als psychisch krank auf. Darüber hinaus sind sowohl Bezüge zu Stephen Kings Roman „Es“ als auch – besonders perfide – auf das Buch bzw. den Film „Das Schweigen der Lämmer“ ähnlich häufig. In diesem weist der Serienmörder seine Opfer immer wieder an, die Haut mit einer Lotion einzubcremen, da er aus dieser nach ihrer Ermordung einen Anzug anfertigen will. Diese Aufforderung erfolgt in der 3. Person mit neutraler Referenz: „Es soll sich die Haut mit Lotion einreiben“ (im engl. Original „It rubs the lotion on its skin“) – durch diese kontextuelle Rahmung werden die nichtbinären Personen, auf die sich diese Kommentare beziehen, nicht nur über das neutrale Pronomen dehumanisiert, sondern auch als geeignetes Opfer eines Serienmörders positioniert.

Die hier dargestellten Verwendungskontexte von neutraler Referenz auf Frauen und nichtbinäre Personen machen deutlich, dass das abstrakte grammatische Genussystem des Deutschen diskursiv aufgeladen und für die Devaluation von Personen genutzt werden kann. Dabei wird die dehumanisierende Semantik des Genus Neutrum gebraucht, um Menschen, die gegen die Normen wohlgeformter Zweigeschlechtlichkeit „verstoßen“, als nichtmenschlich zu deklassieren. Gleichzeitig lässt sich aber auch eine gegenläufige diskursive Nutzung von Genus feststellen, wenn nämlich nichtmenschlichen Entitäten feminines Genus zugewiesen wird, um so anthropomorphisierende Effekte zu erzielen. Diesen Fällen widmet sich der folgende Abschnitt.

Humanisierende Genuszuweisungen

Zwar ist weder biologisches Geschlecht noch grammatisches Genus ein exklusiv bei Personenbezeichnungen auftretendes Charakteristikum, der Umgang mit beidem zeigt jedoch, wenn wir in den Bereich der Tierbezeichnungen blicken, eine anthropozentrische Orientierung. So haben Köpcke/Zubin (1996) in Hinblick auf lexikalisches Genus darauf hingewiesen, dass sich bei den Genera von Tierbezeichnungen eine Differenzierung hinsichtlich ihrer Menschenähnlichkeit ergibt: je animater und menschenähnlicher ein Tier ist, umso eher ist dessen Bezeichnung ein Maskulinum, je geringer die Menschenähnlichkeit und Belebtheit, handelt es sich um Feminina (s. Abb. 4):

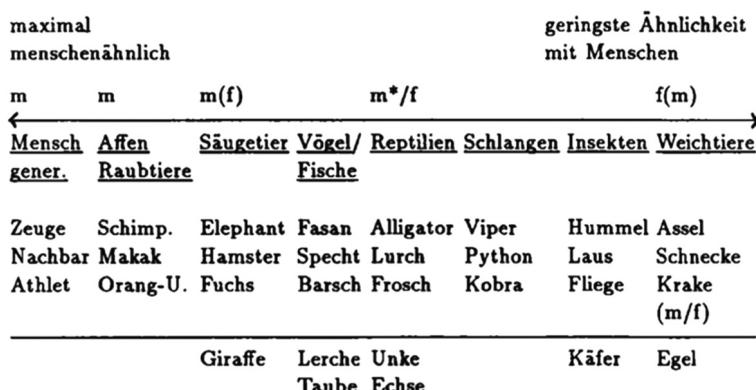


Abb. 4: Anthropozentrisches Kontinuum der Genera bei Tierbezeichnungen nach Köpcke/Zubin (1996, 484).

Gleichzeitig zeigen diverse Studien, dass Genus auch bei Tierbezeichnungen Vorstellungen von Geschlecht evoziert: maskuline Bezeichnungen lassen eher an männliche Tiere denken, feminine Tierbezeichnungen an weibliche (Bickes/Mohrs 2010; Imai et al. 2010; Lind/Späth 2022). Werden Tiere, deren Bezeichnungen neutrales Genus aufweisen, in Kinderbüchern anthropomorphisiert dargestellt, scheint das Male-as-Norm-Prinzip zu greifen, sodass diese eher als männliche Tiere auftreten (Bickes/Mohrs 2010). Ebenso sind Häufigkeit und Verfahren der Sexusspezifizierung abhängig von den Faktoren Menschenähnlichkeit/Animatizität und Genus: Wird über geschlechtsspezifisch weibliche Tätigkeiten und Zustände im Kontext der tierlichen Fortpflanzung gesprochen (z. B. trächtig sein, Junge säugen, Eier legen), so wird Geschlecht besonders dann an der sprachlichen Oberfläche markiert, wenn es sich um Maskulina handelt (es also darum geht, ein Mismatch zwischen maskulinem Genus und spezifisch weiblichem Kontext zu vermeiden) und wenn über hochanimate, menschennahe bzw. menschenähnliche Tiere gesprochen wird (Lind/Späth 2022). Außerdem unterscheiden sich die sprachlichen Verfahren des Sexusausdrucks nach Belebtheit/Menschenähnlichkeit: je animater das Tier, umso eher wird die in-Movierung genutzt (*Wölfin*, *Löwin*, *Bärin*, *Hündin*), bei gering belebten Tieren, deren Geschlecht für den Menschen meist nicht äußerlich erkennbar – und in der Regel auch weniger wichtig – ist, werden eher kompositionelle oder syntaktische Verfahren gewählt (*Amselweibchen*/*Amselmännchen*, *weibliche/männliche Qualle*). Eine Ausnahme bildet der Nutztierbereich, in dem Geschlecht für den Menschen ökonomisch höchst relevant ist und wo sich geschlechtsspezifische Lexik ausgebildet hat, z. B. *Schwein* (n.) – *Sau* (f.) – *Eber* (m.), *Rind* (n.) – *Kuh* (f.) – *Stier/Bulle* (m.) (Lind/Späth 2022). Bezüglich der *in*-Movierung schreibt auch Nübling (2022, 51 f.): „Die Femininmovierung erfasst fast alle (maskulinen) Personenbezeichnungen (*Arzt* → *Ärztin*, *Papst* → *Päpstin*) und hat damit ihr Zentrum im humanen Bereich, doch inkludiert sie humanisierend einige Tiere, z. B. *Hund* → *Hündin* – doch nicht *Seehund* – **Seehündin*, sondern *Seehundweibchen*“. Besonders interessant ist hier der Verweis auf die humanisierende, also vermenschlichende, Funktionalisierung von morphologischer Geschlechtsmarkierung. Diese dürfte auf der Tatsache beruhen, dass die Femininmovierung weithin als exklusiv menschliches Verfahren der Geschlechtsspezifizierung angesehen und – wenn überhaupt – nur bei „höheren“ Tieren als Möglichkeit eingeräumt wird. So schreibt z. B. Haspelmath: „[T]he German female-noun suffix *-in* [...] systematically fails to combine with the names of lower animals (**Käferin* – ‚female beetle‘, **Würmin* – ‚female worm‘)“ (2002b, 103–104). Ähnlich äußern sich Fleischer/Barz: „Bei Tierbezeichnungen ist kein moviertes Femininum üblich, wenn der Unterschied männlich – weiblich für den Menschen irrelevant erscheint“ (2012, 236). Auch Doleschal bezeichnet die Movierung von Tierbezeichnungen als „in der Alltagssprache [...] marginal“ (1992, 39), wobei sie hiervon lexikalisierte Movierungen wie Löwin oder Wölfin ausnimmt.

Dass systematische Sprachbeschreibungen davon ausgehen, dass die *in-Movierung* bei Tierbezeichnungen nur stark beschränkt möglich sei, bedeutet freilich nicht, dass diese auch tatsächlich nicht auftritt. Vielmehr ist zu beobachten, dass die Femininmovierung dort, wo sie sprachsystematisch ‚nicht vorgesehen‘ ist, einen ausgeprägten diskursiven Effekt der Vermenschlichung hat. Späth (demn.) zeigt korpusbasiert auf, dass ‚unübliche‘ bzw. ‚unsystematische‘ Movierung von Tierbezeichnungen entweder in stark individualisierten oder anthropomorphisierenden Kontexten auftritt oder aber auf weibliche Personen referiert, sei es metaphorisch oder weil sie z. B. als Schauspielerin eine Tierrolle spielt. Die Beispiele (15)–(17) sind aus den Beispielen (1), (6) und (16) in Späth (demn.) entnommen.

- (15) Der Zoologische Garten Berlin feiert einen Zuchterfolg von internationaler Bedeutung: Erstmals nahm Ameisenbärin Griseline ihr Baby an
- (16) Im Garten nämlich! Da treibt es der Marienkäfer mit der Marienkäferin.
- (17) [...] und Jane Leeves als handtaschenschwingende Marienkäferin [...]

Auch bildliche Illustrationen movierter Tierbezeichnungen bieten Aufschluss darüber, wie anthropomorphisierend und häufig auch sexualisierend dieses Wortbildungsverfahren dort wirkt, wo die systematische Semantik [Basislexem + weiblich] aufgrund der Inputbeschränkung der Movierung auf Personenbezeichnungen und Bezeichnungen für höhere Tiere blockiert ist. Dies soll hier an zwei Beispielen illustriert werden, nämlich erstens dem Cover des Romans „Im Schatten der Hirsch“ von Herbert Maurer und zweitens durch die ersten fünf Darstellungen für das Suchwort *Fröschin*, die von der Google-Bildersuche vorgeschlagen wurden.

Die Hirsch auf Maurers Buchcover (s. Abb. 5) ist ebenso wenig einfach ‚nur‘ ein weiblicher Hirsch, wie es sich bei den abgebildeten Fröschen (s. Abb. 6) schlicht um weibliche Exemplare der Gattung Rana (Echte Frösche) handelt. Vielmehr führt die *in-Movierung* zu einer stereotypen weiblichen Genderisierung, die nicht nur durch ‚feminine‘ Kleidung, geschminkte Lippen und Augen erfolgt, sondern sogar bis zur verbildlichten Zuschreibung primärer und sekundärer menschlich-weiblicher Geschlechtsmerkmale an Amphibien reicht. Der morphologische Ausdruck von weiblichem Geschlecht scheint somit vielmehr ein Verfahren der sozialen Genderisierung zu sein als eines des Sexusausdrucks.

Dieser Eindruck lässt sich durch einen vergleichenden Blick auf den diskursiven Umgang mit sogenannten Sprachassistenzsystemen erhärten, die sich in den letzten 10 Jahren zunehmender Beliebtheit erfreuen (z. B. Hoy 2018). Diese Voice User Interfaces, die gesprochenen Input verarbeiten und synthetischen gesprochensprachlichen Output produzieren können, sind ganz überwiegend mit weiblichen Default-



Abb. 5: Cover des Buchs „Im Schatten der Hirschlin“ von Herbert Maurer.



Abb. 6: Erste sechs Vorschläge der Google-Bildersuche für das Suchwort Fröschen (Stand: 02.06.2023).

Stimmen sowie oft ausgefeilten weiblichen Personas ausgestattet – männliche Stimmen müssen dagegen explizit von den Nutzer:innen eingestellt werden. Der Unesco-Report „I'd blush if I could“, der Gender Bias und sexistische Stereotype im Bereich Künstliche Intelligenz und Technologie kritisiert, zitiert einen Mitarbeiter aus dem Design-Team des Google Assistant zu der Persona, die sie für ihren Sprachassistenten entworfen haben. Er beschreibt sie wie folgt: „the assistant was imagined

as: a young woman from Colorado; the youngest daughter of a research librarian and physics professors who has a B.A. in history from Northwestern [...]; as a child, won US\$ 100.000 on Jeopardy Kids Edition, a televised trivia game“ (West/Kraut/Chew 2019, 95). Trotz des neutralen Namens ist der Google Assistant also ganz explizit als weibliche „Person“ entworfen worden. Auch in der Videowerbung werden Sprachassistenten ganz überwiegend weiblich-servile Rollen zugeschrieben, in denen sie als unauffällige Assistentinnen insbesondere zum glücklichen, komplikationsfreien Familienleben beitragen (vgl. Dickel/Schmidt-Jüngst 2021).

Auch in der medialen Berichterstattung zu Sprachassistentensystemen lässt sich feststellen, dass diese nicht nur stark anthropomorphisiert werden, sondern dass auch die weibliche Genderisierung in den Dienst dieser Vermenschlichung gestellt wird (Lind 2022). Hierzu sollen im Folgenden knapp einige Ergebnisse aus einer Korpusstudie dargestellt werden, die ich gerade abgeschlossen habe. Als Datengrundlage diente dabei das w-Archiv des DeReKo, aus dem für das Jahr 2019 je 500 Zufallsbelege für die Suchbegriffe *Alexa* und *Siri* sowie alle 282 Belege für Google Assistant ausgewertet wurden (dieser wurde mit Wortabstandsoperator als „Google /w5 Assistant“ abgefragt, um auch Belege wie *Googles neuer Assistant* o. ä. zu inkludieren). Auffällig ist in diesen Daten insbesondere die Wirkmächtigkeit der Personifizierung durch weibliche Personennamen bei den Systemen von Amazon und Alexa: Während Alexa und Siri in jeweils gut 5% der Belege (Alexa: 5,4%, Siri: 5,6%) mit movierten Personenbezeichnungen auftreten (am häufigsten ist hier *Sprachassistentin*, z. B. „Wer meint, die Sprachassistentin Alexa sei dumm ...“, es kommen jedoch auch stark vermenschlichende Bezeichnungen wie *Spionin*, *Enkelin* oder *Mitarbeiterin* vor), findet sich beim Google Assistant trotz weiblicher Stimme und Persona keine einzige Movierung. Dieser wird außerdem konsequent maskulin pronominalisiert, wohingegen auf Alexa und Siri fast ausnahmslos mit Femininpronomen referiert wird – nur bei Siri tritt zweimal das maskuline Pronomen *er* auf: „Wenn Siri es geschickt anstellt, könnte er auf meine Rechnung Pizza bestellen“ und „... als Siri dazwischenquäkte und rief, er verstehe meine Frage nicht“. Hier ist es möglicherweise das maskuline Genus vom ‚mitgedachten‘ Sprachassistent, das die Inkongruenz mit dem weiblichen Namen auslöst. Auch stark genderisierte Kontexte, in denen Siri und Alexa als *Dienstmädchen*, *Nanny* oder *Schlampen* bezeichnet oder sogar als potenzielle Mutter diskutiert werden („Wäre Siri eine bessere Mutter?“), treten beim Google Assistant nicht auf. Dieses stark unterschiedliche Ausmaß der Aufladung mit menschlichen Geschlechterstereotypen scheint weiterhin mit anderen Aspekten der Vermenschlichung einherzugehen. Die Satzkontexte, in denen *Siri*, *Alexa* und *Google Assistant* in den Belegen auftreten, wurden grob annotiert nach „menschlichen“ und „technischen“ Kontexten; als menschlich wurden z. B. alle Belege annotiert, in denen es um sprachliche Interaktion geht oder die artifiziellen Entitäten mit menschlichen Rol-

len- oder Personenbezeichnungen belegt wurden, als maschinell solche, wo es um Produktmerkmale, technische Funktionen o. ä. geht. Während über Siri und Alexa relativ ähnlich zu ca. 50% in technischen Kontexten gesprochen wird (Siri: 49,3%, Alexa: 52%), sind es beim Google Assistant 79%. In den Daten tritt somit ein Zusammenhang zwischen weiblicher Genderisierung, zu der neben der Personifizierung mit weiblichem Personennamen eben auch die Zuweisung von femininem Genus beiträgt, und Anthropomorphisierung zutage, wie er auch schon im Kontext der Movierung von Tierbezeichnungen festgestellt wurde.

6 Fazit: Genus, Gender und der Mensch

Dass Genus diskursiv weit über seinen systemlinguistischen Status als semantisch leerer Klassifikator funktionalisiert und mit sozialer Bedeutung aufgeladen wird, ist in den in diesem Beitrag dargestellten Studien überaus deutlich geworden. Zwar können wir zweifellos davon ausgehen, dass das Genussystem im Deutschen zu einem überwiegenden Teil kontextunabhängig statisch und weitgehend „bedeutungsleer“ ist, doch kann es eben in bestimmten Kontexten mit indexikalischer Funktion angereichert und zur Evaluation der sozialen Zugehörigkeit zur Sphäre des Menschlichen genutzt werden. Dies ist besonders sichtbar geworden in der engen Verschränkung von Genus und sozialem Geschlecht bzw. stereotypen Genderisierungen, in der vor allem die Bedeutung von Gender für die soziale Kategorisierung als Mensch oder Nichtmensch klar hervorgetreten ist.

Auf der Ebene des lexikalischen Genus dient die sozial-evaluative Funktionalisierung von grammatischem Genus insbesondere der Be- und Abwertung von (devianter) Geschlechtsperformanz, wie dies an Beispielen wie *die Memme*, *das Luder* oder auch *das Milf* veranschaulicht wurde. Noch deutlicher sichtbar wird die degradierende, die Menschlichkeit der betreffenden Person in Frage stellende Utilisierung von Genus in solchen Fällen, bei denen diskursiv statt erwartbarem femininem Genus das Neutrum zugewiesen wird (*das Merkel*, *das Rackete*, *das Baerbock*). Die Verknüpfung von (sozialem) Geschlecht, Mensch-Sein und Genus wird weiterhin genutzt, um die Geschlechtszugehörigkeit von Personen – gerade von Transfrauen – in Frage zu stellen und sie zu entmenschlichen. Besonders prägnant finden wir dies in Social-Media-Kommentaren zu nichtbinären und genderqueeren Personen, deren Nichtpassung in das Zweigeschlechtermodell als Anlass genommen wird, ihnen ihre Menschlichkeit abzusprechen. Dabei dient die Referenz mit neutralen Pronomina und Artikeln als Brückenkontext für die lexikalische Entmenschlichung als Ding, Tier oder Alien. Insgesamt ist im Bereich der sozial abwertenden Funktionalisierung neutraler Referenz auf Personen auffällig,

dass die diskursgrammatische Indexikalisierung von neutralem Genus nur gegenüber Frauen und nichtbinären Personen genutzt wird. Männliches Geschlecht – egal, ob dies biologisch oder sozial gefasst wird – und maskulines Genus bleiben unangetastet von diskurssemantischer Aufladung.

Dieser Befund trifft auch in den Fällen zu, wo über Genuszuweisungen diskursiv Menschlichkeit oder zumindest Menschenähnlichkeit von nichtmenschlichen Entitäten konstruiert wird. In der Movierung und der damit einhergehenden Überführung in feminines Genus bei Tierbezeichnungen, bei denen Movierung aus systemlinguistischer Sicht als ungrammatisch beschrieben wird – d. h. bei all denjenigen Tieren, die nicht als ‚höhere Tiere‘, primär Säugetiere, kategorisiert werden –, hat die grammatische Femininisierung einen stark anthropomorphisierenden, genderisierenden und sexualisierenden Effekt. Die Movierung hat in diesen Fällen nicht die gleiche Funktion, die sie in ihrer systemlinguistisch erwartbaren Domäne hat, nämlich die Anzeige von weiblichem Sexus, sondern dient vielmehr der Sexualisierung und Genderisierung, also der Aufladung mit menschlich-weiblichen Genderstereotypen. Gleiches gilt für die Zuweisung von femininem Genus und weiblichem Geschlecht an artifizielle Entitäten. Weibliche Personennamen scheinen hier der Ausgangspunkt für weitere sprachliche Feminisierungen und damit auch Vermenschlichungen zu sein. Nicht nur die Gegenstandsbezeichnung *Sprachassistent* wird moviert, auch klar menschliche weibliche Personenbezeichnungen wie *Enkelin*, *Butlerin* oder *Dienstmädchen* positionieren die künstlichen Intelligenzen in der menschlichen Sozialwelt. Interessanterweise geschieht dies nicht beim – keinen Personennamen tragenden – Google Assistant, der nicht nur nicht verweiblicht, sondern damit einhergehend auch insgesamt deutlich seltener diskursiv vermenschlicht wird. Es scheint also eine klare Verbindung zwischen sprachlicher Verweiblichung und Vermenschlichung zu geben.

Kehren wir zurück zu Haspelmaths (2002a) Grammatik als geronnenem Diskurs, so lässt sich konkludierend feststellen, dass das geronnene Genussystem des Deutschen im Diskurs flexibel und für soziopragmatisch-evaluative Funktionen nutzbar gemacht wird. In spezifischen thematischen Kontexten, in denen entweder Menschen mit den Normen stereotyper, wohlgeformter Zweigeschlechtlichkeit brechen oder nichtmenschlichen Entitäten quasimenschliche Qualitäten zugesprochen werden, wird grammatisches Genus zum Index (fehlender) menschlicher Zugehörigkeit. Besonders deutlich wird darin die enge Verzahnung von epistemischen Konzeptionen des Menschen und – primär sozialem – Geschlecht: In den hier dargestellten diskursiven Kontexten scheint Menschsein undenkbar außerhalb von Zweigeschlechtlichkeit: Personen, die weder Mann noch Frau sind, können demnach keine Menschen sein. Neutrales Genus gemeinsam mit der lexikalischen Platzierung außerhalb des Menschlichen wird zu einem gängigen Instrument, diese Gleichsetzung von Menschsein und Mann-/Frau-Sein her- und darzustellen und

sich gleichermaßen der eigenen geschlechtlichen und menschlichen Position zu versichern. Während maskulines Genus und männliches Geschlecht von diesen diskursiven Effekten weitgehend unberührt bleibt, sind es Femininum/Weiblichkeit und Neutrum/Nichtmenschlichkeit, die als Variablen in der Verhandlung menschlicher Zugehörigkeit funktionalisiert werden. Genus wird so diskursiv zu einem indexikalischen System des Verweises auf (Nicht-)Menschlichkeit, über das Personen ebenso wie nichtmenschliche Entitäten sozial positioniert werden, wobei es gerade Frauen und nichtbinäre Personen sind, deren Menschsein diskursgrammatisch zur Disposition gestellt wird.

Förderhinweis

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) - Projektnummer 442261292.

Literatur

- Baumgartner, Gerda (2019): *S Doris in däm wisse Fäzte*. Das Neutrum als affektives Genus im Namengebrauch der Deutschschweiz. In: Linguistik Online 98, S. 137–156.
- Bickes, Christine/Mohrs, Vera (2010): *Herr Fuchs und Frau Elster – Zum Verhältnis von Genus und Sexus am Beispiel von Tierbezeichnungen*. In: Muttersprache 4, S. 254–274.
- Busley, Simone (2021): Frauen im Neutrum. Empirische Studien zu mittel- und niederdeutschen Dialekten. Hildesheim/Zürich/New York: Olms.
- Busley, Simone/Nübling, Damaris (2021): Referring to women using feminine and neuter gender: Sociopragmatic gender assignment in German dialects. In: Nordic Journal of Socio-Onomastics 1, S. 33–59.
- Dickel, Sascha/Schmidt-Jüngst, Miriam (2021): Gleiche Menschen, ungleiche Maschinen. Die Humandifferenzierung digitaler Assistenzsysteme in der Werbung. In: Dilek Dizdar et al. (Hgg.): Humandifferenzierung. Disziplinäre Perspektiven und empirische Sondierungen. Weilerswist: Velbrück, S. 342–367.
- Diewald, Gabriele (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Niemeyer.
- Doleschal, Ursula (1992): Movierung im Deutschen. Eine Darstellung der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen. Unterschleissheim/München: Lincom Europa.
- Eisenberg, Peter (2018): Geschlechtergerechte Sprache: Wenn das Genus mit dem Sexus. FAZ-Artikel vom 28.2.2018, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/gendergerechte-sprache-wenn-das-genus-mit-dem-sexus-15470481.html>.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild (2012): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. 4. völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Haslam, Nick (2006): Dehumanization: An Integrative Review. In: Personality and Social Psychology Review 10 (3), S. 252–264.

- Haspelmath, Martin (2002a): Grammatikalisierung. Von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hgg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt: Suhrkamp, S. 262–286.
- Haspelmath, Martin (2002b): Understanding Morphology. London u.a.: Arnold.
- Hockett, Charles (1958): A Course in Modern Linguistics. New York: MacMillan.
- Hoy, Matthew B. (2018): Alexa, Siri, Cortana, and More: An Introduction to Voice Assistants. In: Medical Reference Services Quarterly 37 (1), S. 81–88.
- Imai, Mutsumi et al. (2010): Influence of Grammatical Gender on Deductive Reasoning About Sex-Specific Properties of Animals. In: Proceedings of the Annual Meeting of the Cognitive Science Society 32, S. 1160–1165.
- Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris (2018): Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht. Tübingen: Narr.
- Köpcke, Klaus M./Zubin, David (1984): Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen: Ein Beitrag zur natürlichen Klassifikation. In: Linguistische Berichte 93, S. 26–50.
- Köpcke, Klaus M./Zubin, David (1996): Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. In: Lang, Ewald/Zifunov, Gisela (Hgg.): Deutsch – typologisch. IDS-Jahrbuch 1995. Berlin, New York: De Gruyter, S. 473–491.
- Lind, Miriam (2022): „Alexa, 3, Sprachassistentin, hat die Religion für sich entdeckt“. Die sprachliche Anthropomorphisierung von Assistenzsystmen. In: Lind, Miriam (Hg.): Mensch – Tier – Maschine. Sprachliche Praktiken an und jenseits der Außengrenze des Humanen. Bielefeld: Transcript, S. 347–370.
- Lind, Miriam (i. Dr. a): ‚No Gender, No Human‘: The Discursive Construction of Nonbinary and Gender-Nonconforming Individuals as Subhuman in German Social Media Comments. In: Linguistik Online.
- Lind, Miriam (i. Dr. b): Alexa’s Agency: A Corpus-Based Study on the Linguistic Attribution of Human-(like)ness to Voice Assistants. In: AI & Society.
- Lind, Miriam/Nübling, Damaris (2022): The neutering neuter: The discursive use of grammatical gender in dehumanization. In: Knoblock, Natalia (Hgg.): The grammar of hate. Cambridge: Cambridge University Press, S. 118–139.
- Lind, Miriam/Späth, Lena (2022): Von säugenden Äffinnen und trächtigen Elefantenkühen – Zum Geltungsbereich der Genus-Sexus-Korrelation. In: Diewald, Gabriele/Nübling, Nübling (Hgg.): Genus – Sexus – Gender. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 105–133.
- Müller, Marcus (2018): Diskursgrammatik. In: Warnke, Ingo H. (Hg.): Handbuch Diskurs. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 75–103.
- Müller-Spitzer, Carolin (2022): Der Kampf ums Gendern. Kontextualisierung der Debatte um eine geschlechtergerechte Sprache. In: Nassehi, Armin/Felixberger, Peter/Anderl, Sibylle (Hgg.): Kursbuch 209. Ausnahmezustand Normalität. Hamburg: Kursbuch Kulturstiftung gGmbH, S. 28–45.
- Nübling, Damaris (2014): Das Merkel: Das Neutrum bei weiblichen Familiennamen als derogatives Genus? In: Debus, Friedhelm/Heuser, Rita/Nübling, Damaris (Hgg.): Linguistik der Familiennamen. Hildesheim: Olms, S. 205–232.
- Nübling, Damaris (2020): Genus und Geschlecht. Zum Zusammenhang von grammatischer, biologischer und sozialer Kategorisierung. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse 2020.1).
- Nübling, Damaris (2022): Linguistische Zugänge zur Tier/Mensch-Grenze. In: Lind, Miriam (Hg.): Mensch – Tier – Maschine. Sprachliche Praktiken an und jenseits der Außengrenze des Humanen. Bielefeld: Transcript, S. 27–76.

- Nübling, Damaris/Lind, Miriam (2021): The neutering neuter: Grammatical gender and the dehumanisation of women in German. In: *Journal of Language and Discrimination* 5 (2), S. 118–141.
- Späth, Lena (dern.): *Eine Seehündin mit Charisma*. – Zu den Gebrauchskontexten okkasioneller in-movierter Tierbezeichnungen im Deutschen Referenzkorpus. In: Werth, Alexander (Hg.): *Die Movierung. Formen – Funktionen – Bewertungen*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Spieß, Constanze (2014): Sprachstrukturelle Ebenen, linguistische Methoden und Perspektiven der Diskurslinguistik. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 2 (2), 184–203.
- Spieß, Constanze (2022): Dehumanisierungsstrategien im öffentlich-politischen Bioethikdiskurs um Präimplantationsdiagnostik. In: Lind, Miriam (Hg.): *Mensch – Tier – Maschine. Sprachliche Praktiken an und jenseits der Außengrenze des Humanen*. Bielefeld: Transcript, 121–147.
- Szczepaniak, Renata (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Narr.
- Werner, Michaela (2012): Genus, Derivation und Quantifikation. Zur Funktion der Suffigierung und verwandter Phänomene im Deutschen. Berlin/Boston: De Gruyter.
- West, Mark/Kraut, Rebecca/Cheow, Han Ei (2019): I'd Blush if I Could. Closing Gender Divides in Digital Skills through Education. Online-Ressource: <https://unesdoc.unesco.org/ark:/48223/pf0000367416.page=1> (Stand: 29.05.2023).

Sven Bloching/Ekkehard Felder

Sprechende Morpheme als diskursinduzierende Morpheme

Morphologische Indikatoren im Diskurs um die gleichgeschlechtliche Ehe

Morpheme sind ihres Zeichens Zeichen.

1 Einleitung

Dass Morphemen – hier exemplarisch Suffixen wie z. B. dem *-ling*-Suffix – eine besondere Bedeutung zugeschrieben werden kann (vgl. dazu die systematische Aufarbeitung von Rummel (2017): Brisantes Suffix? Zum Gewicht von „-ling“ im Konzept des „Flüchtlings“), haben wir in der Gemeinsprache der letzten Jahre beobachten können. Denn dort hat sich neben *Flüchtlings* der sinn- und sachverwandte Ausdruck *Geflüchtete* verbreitet (zu Beginn nur in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen). Inzwischen scheint das Wort zu einem festen Bestandteil vieler Medienakteure geworden zu sein – auch im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Vermutlich denken nicht alle Sprachteilnehmer darüber nach, warum sie bewusst oder unbewusst das eine Lexem durch ein anderes ersetzen, aber intuitiv scheint dies ein Bestreben zu sein.

Suchen wir nach Gründen, so ist zu bedenken, dass wir ja nicht nur mit uns selbst sprechen, sondern vor allem mit einem oder mehreren Gegenüber: Gegebenenfalls sehen wir uns mit der Verwendung des Ausdrucks *Geflüchtete* auf einer sicheren Seite, schließlich gab es eine große Diskussion um die Flüchtlingspolitik, die mitunter auch in Familien und Freundeskreisen Gräben gezogen hat. Wenn toxische Spuren des gesellschaftlichen Disputs im Ausdruck *Flüchtlings* als Schlüssel- und Erkennungswort der Debatte vermutet werden und man diesen Auseinandersetzungen aus dem Weg gehen möchte (vgl. das Culture Wars-Projekt <https://www.uni-heidelberg.de/de/forschung/forschungsprofil/exzellenzstrategie/transforming-cultural-heritage/forschungsfoerderung/culture-wars-kaempfe-ums-kulturelle-erbe>), so ist es vielleicht naheliegend, einen einerseits markierten Ausdruck zu vermeiden (nämlich den als pejorisiert vermuteten – zumindest von denjenigen pejorisierend gebraucht, die der Migration des letzten Jahrzehnts skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen), um ihn zu ersetzen durch einen bisher selten gebrauchten und damit – ohne Vorgesichte behafteten – Ausdruck (nämlich *Geflüchtete* – zumeist im Plural verwendet, weil im Singulargebrauch

Genderaspekte bei sensiblem Sprachgebrauch zu berücksichtigen sind, die wiederum bei Nomen mit *-ling*-Suffix wie z. B. *Prüfling* oder *Liebling* nicht anfallen). Wörter können also markiert sein, und zwar durch ihre Vorgeschichte. Bisher ungebrauchliche Wörter sind – bis auf ihren Status des Neuen – insofern unmarkiert, als ihnen keine Wortgebrauchsspuren oder Diskurskontakte anhaften. Wörter stehen – wie die Politolinguistik herausgearbeitet hat (vgl. Girnth² 2015) – mitunter als Fahnenwörter für Denkrichtungen oder politische Haltungen.

Und was für Wörter gilt, gilt auch für signifikant wahrgenommene Morpheme wie zum Beispiel *-ismus*, (ein Suffix, das in einigen Wortverbindungen wie z. B. „Aktionismus“ ein Zuviel von etwas andeutet oder kennzeichnet bzw. eine gewisse Einseitigkeit ausdrückt) oder das bekannte *-itis*, das in der Medizin zur Wortbildung mit der Teilbedeutung „entzündliche Erkrankung“ gebraucht wird und in der Gemeinsprache als Wortbildungselement für übertriebenes Verhalten Eingang gefunden hat (oft abwertend gemeint wie z. B. bei *Schwafelitis*). Wird nach einer metasprachlichen Erklärung für die Intuition von Morphemen gefragt, so wird mitunter angeführt, irgendwie stecke in dem angesprochenen Suffix wie z. B. *-ling* etwas Abwertendes; das erkenne man an einzelnen Exemplen, die kontextlos für viele Wörter stehen sollen, wie z. B. *Sträfling*, *Feigling*, *Häftling* usw. Skeptiker dieser These führen Gegenbeispiele wie *Frühling*, *Liebling* und *Säugling* an – und schon kommt man irgendwie nicht weiter. Selbst wenn dann noch die Korpuslinguisten die umkämpfte Zone betreten, so tragen sie zunächst einmal nur quantitative Befunde bei, die dann allerdings auch wieder qualitativ und unter Berücksichtigung der jeweiligen Kontexte gedeutet werden müssen.

An diese Debatte sei hier nur erinnert, weil man an ihr sieht, dass Morpheme es in sich haben können und offensichtlich das Potential in sich vereinen, für mehr zu stehen als die zunächst einmal naheliegende Referenzfähigkeit. Kann also ein Morphem wie ein Wort markiert und/oder unmarkiert sein (siehe Kapitel 2)? Diese Frage werden wir weiter unten diskutieren.

Ähnliches könnte man auch über generische Personenreferenzen oder Statuszuschreibungen sagen (z. B. in dem Satz der Außenministerin Annalena Baerbock am 5. Januar 2022 auf ihrer USA-Reise „Als Europäer haben wir keinen stärkeren Partner als die USA.“ (SZ vom 7.1.2022, S. 6) im Unterschied zu Formulierungen mit sozialsymbolischen Gerechtigkeitsgesten wie zum Beispiel „Europäer:innen anschreiben und besuchen“ [<https://europakompass.eu/erleben/europaeerinnen-an-schreiben-und-besuchen/>] oder „WIR EUROPÄER*INNEN arbeiten mit Hochdruck an der Sicherstellung unserer europäischen Zukunft.“ [<https://unser.europa.ch/>] oder „Das Wissen der Europäer:innen über die Europäische Union“ [https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-531-92336-9_18]. So wird das Pluralmorphem *-er* im sog. generischen Maskulinum mitunter als ein Indikator für eine konservative

(Sprach-)Auffassung wahrgenommen, während Suffixe wie **innen*, *:innen* oder *_innen* als aufgeschlossen-progressiv gedeutet werden.

Diskutiert wird zuweilen, inwiefern das **in* Suffix ein atomares Morphem darstellt (Stefanowitsch 2018) oder ob insbesondere der Genderstern auch unabhängig von den Sexus-Endungen als eigenständiges Morphem angesehen werden kann und sollte, angesichts seines Vorkommens innerhalb von Pronomen wie in „Jede*r“ (Zifonun 2021, 50). Ob nun als Teil eines **in*-Suffixes oder als eigenständiges Morphem; der Genderstern scheint nach Bühler eine Ausdrucksfunktion zu erfüllen und somit auf die Haltung des Sprechers zu verweisen, insbesondere dort, wo seine vermeintliche Darstellungsfunktion der geschlechtlichen Extensionserweiterung nicht mehr wirkt bzw. obsolet ist, wie z. B. in „Vorbilder*innen“ (vgl. Kotthoff 2021, 211).

Um genau diese Wirkungen oder Potentiale von Morphemen in Diskursen geht es in unserem Aufsatz. Helmuth Feilke (2018: 9) spricht in diesem Kontext von „metakommunikativen Signalen zur Referenz“, Ekkehard Felder (2022) spricht auf seinem Blog *Semantische Wettkämpfe* von „sozial-symbolischen Gerechtigkeitsgesten“ (<https://scilog.spektrum.de/semantische-wettkämpfe/sprache-ist-weder-gerecht-noch-ungerecht-die-politisierung-der-alltagssprache/>). Poiniert könnte man fragen: Wie aufschlussreich, identitätsindizierend oder „sprechend“ können Morpheme aus diskursanalytischer Sicht sein?

Mit diesen einführenden Gedanken möchten wir den Zugang zu unserem Ge-genstand illustrieren: Es geht um das Transparent-Machen von sprachlichen Einheiten auf morphologischer Ebene, die nicht nur referieren (= auf etwas verweisen) und prädizieren (= Eigenschaften zuschreiben), sondern auch als Indikator (= Anzeichen) im Diskurs gedeutet werden können (analog zu Fahnen- und Stigmawörtern in der Politolinguistik, vgl. Girnth 2015). Um unser abstrakt anmutendes Interesse zu verdeutlichen, verweisen wir auf (unselbständige) Morpheme wie *sexu-*, *lesb-*, *bi-* oder *-gam*. Sie rufen inhaltlich markierte Themenfelder auf; diese Morpheme stehen also prototypisch für den Themenbereich der Sexualität – zeichnen gleichsam eine thematische Linie wie einen Korridor vor. Daraus folgt: Unselbständige Wortbestandteile haben das semiotische Potential, thematisch zusammenhängende Inhalte aufzurufen – quasi thematische spezifizierte Mentalräume anzuknipsen (diskurs-initiale Wirkung).

Der hier gewählte Aufsatztitel „Sprechende Morpheme als diskursinduzierende Morpheme“ will also darauf hinweisen, dass Zeichen Zeichen sind oder Zeichen als Zeichen zu verstehen sind. Die Aussage „Zeichen sind Zeichen“ ist aus formallogischen Gründen eine wahre Aussage, aber aufgrund der Selbstreferentialität von begrenzter Aussagekraft oder gar sinnentleert, denn es wird eine Identität einer Entität (Zeichen) mit sich selbst ausgedrückt.

Der Einwand oder die Zuschreibung als sinnentleerte, tautologische Aussage ist zutreffend, solange man nicht über Kontextualisierung weitere verstehensrelevante Gesichtspunkte (Busse 1992) in die vermeintlich triviale Aussage eingliedert – also mit einer Sinnorientierung bzw. Sinnkonstruktion die Welt sinnvoll macht, indem man Zusammenhänge herstellt (Hörmann 1980: 25 ff.). Mit dieser Sinnorientierung machen wir die uns begegnende Welt sinnvoll, stellen also eine „Sinnkonstanz“ her (Hörmann 1980). So wie das „Textexemplar“ als lineare sprachliche Vertextung für Scherner nicht Repräsentation, sondern lediglich „Spur“ des Gedachten ist, so wird hier das diskursinduzierende Potential signifikanter Morpheme als Indikator oder Anzeichen der Sinnkonstruktion im Verstehensprozess aufgefasst (Scherner 1994, 336).

Mit der Sinnorientierung im Sinne Hörmanns (1980) – also der „Sinnkonstanz“: wir machen die uns begegnende Welt sinnvoll, indem wir Zusammenhänge herstellen – korrespondiert der kognitionsorientierte Ansatz von Scherner (1994) mit dem handlungsorientierten von v. Polenz (²1988), der Referieren und Prädizieren als sprachliche Teilhandlungen auf „hintergründige Satzinhalte“ erweitert. Die Grundannahme besteht darin, dass Wissen nur durch Sprecherhandlungen exemplifiziert werden kann und sich nur in Sprecherhandlungen manifestiert (Kognitions- und Handlungsorientierung stellen also keinen Gegensatz dar). Zur Verdeutlichung des „Bezugsrahmens“ und zur Explizierung „hintergründiger Bezugsobjekte“ (Rahmenbedingungen) unterscheidet v. Polenz (²1988, 298 ff.) sechs Stufen des Wissensbestandes (vgl. dazu auch vertiefend die „Konzepte des Impliziten: Präsuppositionen und Implikaturen“ von Linke/ Nussbaumer 2000) und fragt, wie diese in konkreten sprachlichen Äußerungen realisiert werden:

1. Allgemeines Bezugswissen
2. Kontextueller Bezugsrahmen einer Äußerung
3. Expliziter Bezug
4. Sprachimpliziter Bezug
5. Kontextimpliziter Bezug
6. Interpretativer Bezug (v. Polenz ²1988, 130 ff.).

Die erwähnten Aspekte beider Ansätze verdeutlichen u. E. unter heuristischen Gesichtspunkten, wie plausiblerweise Wissensrahmen strukturiert sein können. Das hier stark gemachte Postulat „Zeichen sind Zeichen“ wird im folgenden Kapitel ausgeführt und schließt unmittelbar an Helmuth Feilkes (2018:9) „metakommunikative[n] Signalen zur Referenz“ an.

2 Zeichentheoretische Überlegungen zum Potential von Morphemen in Diskursen

In gängigen Nachschlagewerken der Sprachwissenschaft wird ein Morphem häufig als „kleinste selbständige bedeutungstragende Einheit“ paraphrasiert,¹ die eine feste Bedeutung besitzt – also kurzum als kleinste bedeutungstragende Einheit (vgl. z. B. Metzler Lexikon Sprache). Fokussieren wir in diesem Sinne (physikalisch beobachtbare) Einheiten bzw. Segmente als etische Zusammenhänge bzw. aus etischem Blickwinkel, die durch eine sprachwissenschaftliche Analyse in emischer (abstrakt theoretischer) Betrachtungsweise zu kleinsten bedeutungstragenden Morphemen werden können (die beiden Wortbildungselemente *etisch* versus *emisch* bezeichnen den Unterschied zwischen materieller und funktioneller Sprachbetrachtung), so haben wir es mit Zeichen zu tun. Zeichen sind sichtbar oder hörbar, sie machen etwas kenntlich (dienen also der Kennzeichnung oder Markierung) und stehen für eine konventionalisierte Bedeutung. Darüber hinaus zeigen Zeichen jemandem etwas als Anzeichen, als Symptom oder als Vorzeichen.

Führt man sich außerdem gängige Redewendungen mit dem Erkennungswort „Zeichen“ vor Augen, so wäre zu erwähnen: *ein Zeichen setzen* bzw. *Zeichen oder Signale setzen, die Zeichen der Zeit erkennen, im Zeichen von etwas stehen* oder *es geschehen noch Zeichen und Wunder*. Die aus dem Duden-Band „Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten“ entnommenen Sentenzen weisen zusätzlich noch eine als „veraltet“ etikettierte Zwei-Wort-Verbindung (Bigramm) auf – nämlich „seines Zeichens“ – und zwar mit folgendem Beispielsatz: „Der Großvater, seines Zeichens Metzgermeister, hatte wenig Verständnis für die vegetarischen Neigungen seines Enkels“ (Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Band 11. Mannheim 1992, S. 827). Malt man sich eine Diskussion zwischen Großvater und Enkel aus, so fällt einem dazu eine weitere Redewendung ein, die da heißt: *die Zeichen stehen auf Sturm*.

Wir gehen von drei Typen von *Zeichen als Anzeichen* (Indikatoren im Diskurs) im Kontext konkreter Sprachäußerungen (also von Zeichen-in-Funktion) aus und unterscheiden nach Felder (in Vorb. für 2024) zwischen (1) unmarkierter

¹ Jedoch muss einmal festgehalten werden, dass sich bei der Beschreibung von Morphemen als bedeutungstragenden Einheiten eine (zu) vereinfachende Metapher einschleicht: Die Morpheme „tragen“ nicht von sich selbst aus eine Bedeutung; die Bedeutung wird nicht auf den Schallwellen transportiert. Sie ist von Anfang an im Kopf des Hörers und wird durch bestimmte auditive oder visuelle Reize, denen auf der Grundlage von Konventionen formale Gedächtnisinhalte zugeordnet werden, lediglich ins Bewusstsein gerufen. Was Morpheme „tun“ ist allenfalls, als formale Einheiten im Gedächtnis des Hörers hinterlegt und dort mit bestimmten Konzepten verbunden zu sein.

Nullgeste und (2) markierter Nullgeste. Der Terminus *Nullgeste* ist an *Nullmorphem* bzw. *Nullallomorph* angelehnt: Nullgeste ist nur zu verstehen in Abgrenzung zu (3) indexikalisierte Signalgeste, was wir hier mit Hilfe der Bezeichnungsalternativen *Flüchtlinge* – *Geflüchtete* illustrieren möchten.

Ein Nullmorphem – genauer ein Nullallomorph – lässt sich beispielsweise an der realisierbaren, aber nicht zwingend erforderlichen Form der Dativ-Flexion *-e* illustrieren: *Es geschah am hellichten Tage* versus *Es geschah am hellichten Tag*. Im Dativ Singular sind beide Formen korrekt, also mit Allomorph *-e* oder mit einem Nullallomorph *-Ø*. Sowohl die Variante mit dem Morphem für den Dativ Singular mit *-e* als auch die Form ohne Endung sind funktional verstehbar und kodifiziert, aber entfalten stilistisch eine unterschiedliche Nuance im Hinblick auf die Hörerwirkung.

Analog dazu lässt sich feststellen: Das *-ling*-Suffix in *Flüchtling* stellt für die meisten Sprachteilnehmer eine (1) unmarkierte Nullgeste dar (und zwar im historischen Kontext der Flucht- und Vertreibungsbewegungen am Ende des Zweiten Weltkrieges). Manche gesellschaftlichen Gruppierungen haben mitunter das Bestreben der politischen Wortausflaggung (und zwar in der Folge der Debatten um die sog. Flüchtlingskrise 2015 in Bezugnahme auf Flüchtlinge/Geflüchtete, Migranten und andere Schutzsuehende): Sie folgen der Annahme, im *-ling*-Suffix sei ein Pejorisierungspotential eingeschrieben; und infolge dessen würden sie *Flüchtling* als (2) markierte Nullgeste deuten (im Sinne einer migrationsskeptischen Ausflaggung), weil sie das Gebot der *-ling*-Vermeidung als (neuen) ethischen default-Wert unterstellen und von daher auf Ersatzformen für Wörter mit *-ling* bestehen. Eine Weiterverwendung von *Flüchtling* würden sie als (un)bewusst gesetztes politisches Statement der Migrationsskepsis interpretieren.

Deutet man demnach *Geflüchtete* – also die Ersatzform für *Flüchtlinge* – als das Setzen eines politischen Erkennungszeichens (lexikalische Ausflaggung) oder als (3) indexikalisierte Signalgeste² (im Sinne einer sozial-symbolischen Gerechtig-

² Aus dem Grundlagenartikel von Münch et al. (im Druck) für HESO mit Bezug auf Felder et al. 2017: 9: „Die wichtige implizite metapragmatische Dimension von Sprachreflexion zeigt sich in der (meta-)indexikalischen Verknüpfung von sozialen Werten, Personen- und Handlungstypen mit bestimmten Sprachgebrauchsformen. Bei der Beurteilung bzw. Verwendung einer Sprachgebrauchsform wie beispielsweise Anglizismen geht es Akteur*innen folglich nicht nur um die Sprachgebrauchsform an sich, sondern vielmehr um das Anzeigen von Zugehörigkeit zu bzw. Abgrenzung von anderen Individuen/Gruppen.“ Bezugnahme auf: Silverstein, Michael (1979): Language structure and linguistic ideology. In: Paul R. Cline/William Hanks/Coral Hofbauer (Hgg.): The elements: A parasession on linguistic units and levels. Chicago: Chicago Linguistic Society, S. 193–247, hier: S. 193.

keitsgeste), so stellt sich die Frage, wann diese migrationsfreundliche Geste im Zuge einer Routinisierung an Wirkung verliert, also von Entwertung bzw. Inflation (lat. *inflare* ›aufblähen‹), betroffen ist. Unter Inflation (also geldliche Ausweitungssprozesse mit der Folge der Geldentwertung) versteht man in der Wirtschaftswissenschaft ganz allgemein eine Erhöhung der umlaufenden Geldmenge gegenüber dem Güterumlauf, also der existierenden Waren und Dienstleistungen. Übersetzt man diesen Gedanken nun auf die Vermeidung des *-ling*-Suffixes und den priorisierten Gebrauch von substantivierten Partizipien, so lässt die Wirkung des Signals umso mehr nach, je häufiger es zum Einsatz kommt. Sven Bloching (in Pub.) befasst sich mit diesem Aspekt in seiner Dissertation mit dem Titel „Kulturtkämpfe als Sprachkämpfe? Sprachmagie vs. Prestigeökonomie im Diskurs um die gleichgeschlechtliche Ehe“.

3 Forschungskontext „Culture Wars: Kämpfe ums kulturelle Erbe“

Das Forschungsprojekt³ zielt auf die systematische Konzeption, theoretische Entwicklung und empirische Untersuchung unterschiedlicher Verdunkelungsprozesse von kulturellem Erbe. Die Projektverantwortlichen – der Amerikanist Günther Leypoldt, der Politikwissenschaftler Sebastian Harnisch und der Germanist Ekkehard Felder – bilden zusammen mit Jula Maasböhl, David Barkhausen und Sven Bloching die Projektgruppe und verstehen ‚Verdunkelung‘ als einen inter-subjektiven Prozess des Umdenkens, des Perspektivenwechsels und der Neuinterpretation in Bezug auf faktische Gültigkeit, emotionale Wirkung und politisch-normative Hegemonialstellung eines Kulturguts: Was vormals hell „strahlte“, wird im Zuge der Verdunkelung zu Dark Heritage.

In einem vierstufigen dynamischen Aushandlungsprozess beschreiben wir, wie gesellschaftliche Akteure in (rivalisierenden) Kurationskulturen über Symbolisierungs- und Konsekrationsprozesse streiten – also darüber, was ein kulturelles Erbe genau bedeutet, wofür es steht und ob es noch bewahrenswert, schon überholt oder gar verdunkelt ist. In diesem Zusammenhang untersuchen wir Prozesse kultureller Verdunkelung in drei Gesellschaftsbereichen:

- im Diskurs um Ehe- und Familienrecht,
- in der Auseinandersetzung mit dem währungspolitischen Erbe sowie
- der Kuration literarischer Preise.

³ s. <https://culture-wars.uni-heidelberg.de/>

Indem wir Sprechakte und Handlungspraktiken als Mechanismen von Verdunkelungsprozessen in unterschiedlichen Kurationskulturen vergleichend analysieren, leisten wir einen Beitrag zur Erklärung des Gelingens, Sistierens bzw. Scheiterns der jeweiligen Verdunkelungsversuche und treiben gleichzeitig die theoretische Modellentwicklung voran.

Das linguistische Teilprojekt befasst sich mit semantischem, gesellschaftlichem, politischem und rechtlichem Wandel des gesellschaftlichen „Kardinalerbes“ (Barkhausen/Bloching/Maasböll 2021), also der zentralen Kulturgüter ›Ehe‹ und ›Familie‹ sowie der eng mit diesen Institutionen verwobenen Konzepte von ›Beziehung‹, ›Partnerschaft‹, ›Sexualität‹ etc. und trägt den Titel „Ehe und Familie als kulturelles Erbe – Kontinuitäten und Disruptionen“. Ausgehend von der eherechtlichen Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Paare im Juni 2017 stellt das Projekt den Versuch dar, die Spuren des konzeptuellen, gesellschaftlichen Wandels des Ehebegriffs in den diskursiven Domänen der Gemeinsprache, der Politiksprache und der Rechtssprache aufzudecken und kontingente Wechselwirkungen zwischen ebendiesen Diskursdomänen sowie zwischen sprachlicher Oberfläche und konventionalisierten gesellschaftlichen Konzeptionen und Haltungen zu untersuchen.

4 Morphologische Erwägungen bei der Korpuserstellung

Da große Textmengen, Metadaten sowie der quantitative Zugang zu denselben unabdingbare Bestandteile einer breitflächig angelegten Diskursanalyse sind, wie sie das Projekt anstrebt, steht an erster Stelle die Erstellung eines thematisch selektierten Korpus bzw. mehrerer solcher Corpora. Um den thematischen Bezug zum Forschungsinteresse ›Ehe und Familie‹ zu gewährleisten, muss die Korpuserstellung anhand von Suchausdrücken erfolgen, die jeweils hinreichende Bedingungen und insgesamt eine notwendige Bedingung für die Zugehörigkeit zum untersuchten Diskurs darstellen. Die Suchanfrage muss also eine sensible Balance finden zwischen der möglichst treffsicheren Generierung von „true positives“ – also von thematisch relevanten Texten – einerseits und dem zuverlässigen Ausschluss thematisch irrelevanter Texte – also der Vermeidung von „false positives“ – andererseits.

Morpheme erfüllen diese Aufgabe in besonders effizienter Weise, insofern sie die kleinsten bedeutungs-„tragenden“, oder besser: konventionell mit Bedeutung versehenen sprachlichen Einheiten sind. Die als Suchausdrücke verwendeten Morpheme stellen jeweils hinreichende und insgesamt notwendige Bedingungen im fol-

genden Sinne dar: Jeder Text, der eines der gesuchten Morpheme (z. B. „-gam wie in *monogam*, *polygam* etc.) enthält, tritt auf die eine oder andere Weise in den komplexen Diskurs um ›Ehe‹, ›Familie‹, ›Partnerschaft‹, ›Beziehung‹ etc. ein: hinreichende Bedingung. Falsche Positive sind somit quasi ausgeschlossen. Zwar enthält nicht jeder Text, der auf bestimmte Weise in denselben Diskurs eintritt, jedes einzelne dieser Morpheme, doch muss er zumindest eines der Morpheme enthalten, um explizit am entsprechenden Diskurs teilzunehmen: notwendige Bedingung. Die logische Alternation der einander ergänzenden diskursinduzierenden Morpheme verwebt diese zu einem dichten Netz, dem möglichst keine relevanten Texte entgehen. Salopp formuliert, handelt es sich also um ein Schweizer-Käse-Prinzip: Jede Scheibe (Suchanfrage) hat Löcher (falsche Negative), doch reiht man die Scheiben aneinander, schließt eine Scheibe einige Löcher der jeweils anderen und es entsteht ein dichtes, undurchlässiges Gefüge.

Im Folgenden werden beispielhaft einige derjenigen Morpheme vorgestellt, die die benannten Bedingungen erfüllen. Dabei wird sich erstens zeigen, dass nicht nur freie lexikalische Morpheme diskursinduzierende Funktion haben können, sondern allerart Morpheme und Wortbildungsverfahren bei der thematisch orientierten Korpuserstellung berücksichtigt werden müssen. Zweitens wird bei dem Versuch der kontextabstrahierten Zuschreibung einer möglichst zuverlässigen diskursinduzierenden Funktion deutlich, dass Form-Funktions-Zusammenhänge auch auf morphologischer Ebene keineswegs fixiert sind und es in aller Regel einiger induktiver Anpassungen der Suchanfragen bedarf.

4.1 Lexikalische Morpheme

Bei diskurssemantischen und somit auch lexikalischen Forschungsinteressen liegt es nahe, dass lexikalische Morpheme für die thematische Korpuserstellung eine zentrale Rolle spielen. Standardmäßig sollen die Suchanfragen abseits der morphologischen Ebene möglichst unbestimmt bleiben, um diese selbst „sprechen“ zu lassen und maximal offen für den Forschenden noch unbekannte Neologismen, Okkasionalismen sowie diachrone, diatopische und diastratische Varianten aus demselben Lexemverband zu sein. Damit hilft eine auf diskursinduzierenden Morphemen aufgebaute Suchanfrage, auch onomasiologische Fragestellungen zu beantworten.

Ein Beispiel für ein solches diskursinduzierendes Morphem ist das freie lexikalische Morphem *sex*. Gerade in großen Korpora wie dem Deutschen Referenzkorpus (DeReKo) würde eine bloße Aneinanderreihung von in einschlägigen Wörterbüchern zu findenden Lemmata, die das Morphem *sex* enthalten, außerge-

wöhnliche, doch umso relevantere Neuschöpfungen wie *Cybersexismus* verfehlten (falsche Negative). Da die Buchstabenfolge *sex* jedoch keineswegs monosem ist, würde eine simple Suche nach allen sie enthaltenden Wortformen andererseits auch Fehltreffer wie *Sussex* oder *Sextant* generieren (falsche Positive). In der „goldenen Mitte“ liegt eine morphologisch orientierte – und somit semantisch bestimmte, aber lexikalisch möglichst offene – Suchanfrage, die auf lexikalischer Ebene mögliche Fehltreffer explizit ausschließt. Sie sei an dieser Stelle beispielhaft illustriert in der vergleichsweise effizienten und daher übersichtlicher darstellbaren Abfragesprache CQP⁴:

```
[!(word = ".*sex"&word! = ".*Essex|.*Middlesex|.*Chessex|.*Sensex|.*Dussex|.*Sussex")|
(word = ".*Sex.*"&word! = "Sextum|Sexta|Sextant|Sextanten|Sextett")|
(word = ".*sexu.*|.*sexis.*"&word! = ".*sexistenz.*")]5
```

Die lexikalische Offenheit dieser morphologisch orientierten Suchanfrage zeigt sich bspw. darin, dass sie in einem großen Korpus wie dem DeReKo (in der entsprechenden suchsyntaktischen Übersetzung) 31.934 verschiedene Wortformen findet, von *Akrobatik-Sex* bis *zwischensexuell*.

Nicht jede Abfolge von Graphemen ist jedoch derart zuverlässig mit einem diskursinduzierenden Morphem verknüpft wie die Buchstabenfolge < sex >. Während nur wenige Wortformen die Buchstabenfolge < sex > rein zufällig – also ohne thematischen Bezug zum sprechenden Morphem – beinhalten (z. B. *Lebensexistenz*), ist die Wahrscheinlichkeit für Fehltreffer bei graphematisch weniger exotischen Morphemen bedeutend höher. Die Graphemfolge < ehe > beispielsweise liefert keinen hinreichend zuverlässigen Bezug zum durchaus diskursinduzierenden lexikalischen Morphem *Ehe* und dessen Derivationen wie *ehelich*, *eheähnlich* etc. Nicht nur, dass das Morphem *ehe* selbst qua Etymologie stark polysem ist und daher in keineswegs diskursinduzierenden Lexemen wie *eher*, *ehemals*, *ehedem* etc. vorkommt; vor allem ist die Buchstabenfolge < e >, < h >, < e > derart unterspezifiziert, dass sie rein stochastisch in unzähligen Wortformen vorkommen muss, zumal < e > das häufigste Graphem der deutschen Schriftsprache darstellt (z. B. *sehen*, *Fußzehe*, *Bethlehem* usw. usw.). Diese Problemstellung ver-

⁴ Die Abfragesprache CQP dient im Projekt der Untersuchung der Plenarprotokolle des Deutschen Bundestages sowie eines bereits thematisch-orientierten Twitter-Korpus zum Thema ›gleichgeschlechtliche Ehe‹, die sich auf der Plattform CQPWeb befinden.

⁵ Die Suchanfrage findet also die Zeichenfolge *sex* am Ende jedes Wortes, außer innerhalb der Eigennamen *Essex*, *Middlesex*, *Chessex*, *Sensex*, *Dussex* oder *Sussex*; jede großgeschrieben Form der Zeichenfolge *Sex*, außer in den Wörtern *Sextum*, *Sexta*, *Sextant*, *Sextanten* oder *Sextett*; sowie die Zeichenfolgen *sexu* und *sexis* (wie in *pansexuell* oder *Antisexismus*), außer innerhalb von Zufallstreffern mit *Existenz* (wie in *Lebensexistenz*).

deutlicht ein weiteres Mal, dass eine Abfolge von Graphemen noch kein Morphem ausmacht und das Konzept des ›Morphems‹ auch in der Theorie nicht rein auf der sprachlichen Oberfläche, auf der Seite des signifiant angesiedelt werden kann (vgl. die Diskussion in Linke et al. 2004, 73 ff.).

In solch ambigen Fällen muss die lexikologische Offenheit der Suchanfrage dem dringenden Vermeiden falscher Positive hintenangestellt werden: Die Buchstabenfolge <ehe> wird auf diejenigen lexikalisierten Kotexte reduziert, die sie disambiguieren und somit erst zum Morphem machen. Hilfestellungen sind hierbei einerseits mit Regular Expressions durchsuchbare Wörterbücher wie das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) sowie andererseits die vergleichsweise sehr zuverlässige Lemmatisierung der CQPLanguage unter Berücksichtigung der Großschreibung des Lemmas („case sensitive“):

```
[{lemma = ".*Ehe.*" |  
word = ".*Bilderbuch.?ehe.* | .*Dauer.?ehe.* | .*Dispens.?ehe.* | .*Doppel.?  
ehe.* | .*Durchschnitts.?ehe.* | .*Ein.?ehe.* | .*Früh.?ehe.* | .*Gewissens.?ehe.* | .*Gruppen.?  
ehe.* | .*Handschuh.?ehe.* | .*Hetero.?ehe.* | .*Homo.?ehe.* | .*Ideal.?ehe.* | .*Josephs.?  
ehe.* | .*Kameradschafts.?ehe.* | .*Kauf.?ehe.* | .*Kinder.?ehe.* | .*Kriegs.?ehe.* | .*Lesben.?  
ehe.* | .*Levirats.?ehe.* | .*Mehr.?ehe.* | .*Misch.?ehe.* | .*Muss.?ehe.* | .*Muß.?ehe.* | .*Muster.?  
ehe.* | .*Neigungs.?ehe.* | .*Onkel.?ehe.* | .*Priester.?ehe.* | .*Probe.?ehe.* | .*Pseudo.?  
ehe.* | .*Putativ.?ehe.* | .*Schein.?ehe.* | .*Schwulen.?ehe.* | .*Studenten.?ehe.* | .*Studierenden.?  
ehe.* | .*Vernunft.-?ehe.* | .*Versorger.?ehe.* | .*Versorgungs.?ehe.* | .*Verstandes.?  
ehe.* | .*Verwandten.?ehe.* | .*Vettern.?ehe.* | .*Viel.?ehe.* | .*Wochenend.?ehe.* | .*Zivil.?  
ehe.* | .*Zwang.?ehe.* | .*Zweck.?ehe.*")&  
word! = "Ehec.* | Ehem | Ehemalig.*"]6
```

4.2 Grammatische Morpheme

Neben eindeutig lexikalischen Morphemen können in einzelnen Fällen auch grammatische – bzw. relativ stärker grammatikalierte – Morpheme für die Ausarbeitung einer Suchanfrage entscheidend sein. Da diese aber per definitionem allein keine konventionalisierten Bedeutungsinhalte wiedergeben, können sie in aller Regel nicht als „sprechende“ oder diskursinduzierende Morpheme gelten (für ein Gegenbeispiel s. 4.4). Sie spielen daher weniger für die Generierung relevanter Treffer, sondern vor allem für die Begrenzung der Trefferzahl und den

⁶ Die Suchanfrage findet also alle großgeschriebenen Formen von *Ehe* am Wortanfang sowie innerhalb eines Wortes (explizit ausgeschlossen werden dabei die falschen Positive *Ehec* und *Ehemalig*), sowie die aufgezählten Komposita mit der kleingeschriebenen Zeichenfolge *ehe* mit oder ohne Bindestrich („,?“).

Ausschluss falscher Positive eine Rolle, indem sie zuverlässige Hinweise darauf geben, dass ein gesuchtes ambiges Morphem eben nicht im Sinne des zu untersuchenden Diskurses verwendet wird. In diesem Zusammenhang soll hier deshalb von „diskursexkludierenden Morphemen“ die Rede sein.

Einige Beispiele für solche diskursexkludierenden Morpheme liefern Mehrwortverbindungen mit dem Morphem *homo*. Neben tiefensemantischen Forschungsinteressen an der Konzeptualisierung des Themenkomplexes um ›Homosexualität‹, die sich in verschiedenen Wortformen wie *Homo-Ehe*, *homophob* oder *Homo-Menschenrechtstreff* sedimentiert, befasst sich das Projekt auch mit kritischen Sprachthematisierungen und (meta-)diskursiv ausgedrückten Abneigungen gegenüber einzelnen Ausdrücken, die auf deren pejorativen und invektiven Gebrauch zu reagieren scheinen. Das alleinstehende Morphem *Homo* zur Referenz auf Personen ist ein solcher zunächst stigmatisierend gebrauchter, anschließend metasprachlich kritisierte Ausdruck. Um seine Vorkommen in natürlicher Sprache zuverlässig und ausschließlich in thematisch relevanter Verwendung in das Untersuchungskorpus aufnehmen zu können, muss das alleinstehende Morphem auf der Mehrwort-Ebene disambiguert werden. Hierzu sind in erster Linie falsche Positive der Verwendung von *Homo* in der Bedeutung ›Mensch‹ auszuschließen, wie z. B. in *Homo sapiens*, *Homo oeconomicus*, *Homo politicus* etc. Eine Reihe lateinischer Flexions- und Derivationssuffixe im nachfolgenden Wort liefern je hinreichende Indizien für ebendiese für das Forschungsinteresse irrelevante Verwendungsweise des Morphems *Homo* und helfen entsprechend bei deren zielsicheren Exklusion aus der Suchanfrage, die sich in der CQP-Language entsprechend wie folgt zusammensetzt:

```
[word! = "ecce | ecco"%c][word = "Homo(s)?"][[word! = ".*faber.* | .*simplex.* | .*sacer.* | .*habilis.* | .*homin.* | .*ens.* | .*nsis | .*us | .*ines | .*orum | .*ica | .*enon | .*ator"]%c]7
```

Die auf grammatische Morpheme fokussierte und somit lexikalisch besonders offene Suchanfrage ermöglicht es, auch vielfältige neologistische sowie okkasionelle Wortformen aufzuspüren und letztlich aus der Suchanfrage auszuschließen. Beispiele für solche nicht-antizipierbaren und daher nur anhand grammatischer Morpheme auszuschließenden Wortformen finden sich etwa in den Plenarprotokollen des Deutschen Bundestages:

⁷ Die Suchanfrage findet also alle Wortfolgen, in denen *Homo* oder *Homos* auftaucht, jedoch nicht direkt nach *ecce* oder *ecco* steht und auch nicht direkt vor Wörtern, die die anschließend aufgezählten morphologischen Indikatoren auf lateinische Mehrwortverbindungen (und somit auf eine lateinische, Diskurs-freie Bedeutung von *Homo*) beinhalten (*simplex*, *sacer*, ... *ator*).

Unsere Natur muß also weiter sterben, die Menschen müssen noch jahrzehntelang an giftigen Abgasen erkranken, weil ja schließlich die heilige Kuh des Homo automobilens nicht angetastet, geschweige denn geschlachtet werden darf. (Plenarprotokolle, 09.04.1985; Stefan Schule, B90/Die Grünen)

Voraussetzung dafür ist aber auch die Einsicht, daß der Mensch, wie es kürzlich formuliert wurde, ein Homo performator ist, ein Wesen, das in der Fähigkeit und in der Bereitschaft zur Leistung zur Entfaltung seiner Persönlichkeit kommen kann. (Plenarprotokolle, 26.01.1984; Roland Kohn, FDP)

Nach der heutigen Debatte muß ich das leider etwas anders sagen: „Homo rüttgerens“ hat auch verstandesgemäß nicht erfaßt, worum es geht. (Plenarprotokolle, 02.09.1998; Edelgard Bulmahn, SPD)

Derartige Belege verdeutlichen: Es ist nicht etwa die Lexik oder Semantik des nachfolgenden Wortes, die den Treffer als irrelevant für den zu untersuchenden Diskurs ausweist, sondern tatsächlich dessen Suffigierung, die eine bestimmte sprachliche Handlungsroutine markiert. Daher kann in diesem Zusammenhang bei Morphemen wie „-ens, „-icus etc. von diskursexkludierenden Morphemen gesprochen werden. Natürlich sind derartige grammatische Morpheme nicht in derselben Konsequenz diskursexkludierend, in der einige lexikalische Morpheme diskursinduzierend sind, insofern ein einzelnes Vorkommen nicht den ganzen Text von dem Diskurs ausschließt. Vielmehr exkludieren sie nur das einzelne konkrete Vorkommen eines ansonsten vermeintlich diskursinduzierenden Morphems aus dem Diskurs, indem sie es auf der sprachlichen Oberfläche als irrelevant auszeichnen.

4.3 Freie Morpheme

Wurden in 4.1 schon lexikalische Morpheme vorgestellt, die ebenfalls frei, also alleinstehend verwendet werden können, soll in diesem Abschnitt noch einmal gesondert der Fokus auf die Eigenschaft ›frei‹ bei lexikalischen Morphemen gerichtet werden. Neben den in 4.1 vorgestellten eindeutig diskursinduzierenden Morphemen finden sich auch Gegenbeispiele freier lexikalischer Morpheme, deren kontingente jeweilige Relevanz für den zu untersuchenden Diskurs sich bereits auf der Ein-Wort-Ebene abzeichnet. Die daraus erwachsenden Schwierigkeiten für die Korpuserstellung zeigen sich vor allem in der Underdeterminiertheit des Kompositionalsprinzips – also insbesondere bei Komposita, in denen das potenziell diskursinduzierende freie Morphem in einer metaphorischen und somit nicht mehr thematisch relevanten Bedeutung gebraucht wird.

So kann etwa das freie Morphem *kind* durchaus ein „sprechendes“ Morphem darstellen, wenn es in Ausdrücken wie *Adoptivkind*, *Kinderbetreuung* oder *Eltern-*

*Kind-Beziehung*⁸ die entsprechende diskursinduzierende Bedeutung entfaltet. Abgesehen von den erwähnten irrelevanten Zufallstrefern der gesuchten Buchstabenfolge, in diesem Falle z. B. in *Musikindustrie*, wird das Morphem *kind* auch in anderen Komposita wie *Protektionskind*, *kinderleicht*, *Menschenkind* oder auch *Menschenkind!* in einer (je eigenen) übertragenen Bedeutung verwendet; so auch bei den meisten Verwendungsweisen des Kompositums *Problemkind*:

Der Gesetzentwurf enthält auch die notwendige Auffanglösung für die eigentlichen Problemkinder, Airlines wie Easyjet und Ryanair, die sich hartnäckig nicht freiwillig beteiligen. (Plenarprotokolle, 08.11.2012; Marco Wanderwitz, CDU)

Zusätzlich zu derartigen thematisch eindeutig irrelevanten Komposita liefert auch das alleinstehende Lexem *Kind* keinen zuverlässigen Hinweis auf die thematische Nähe eines Textes zum untersuchten Diskurs, da es erstens natürlich auch in Texten vorkommt, die die außerfamiliäre, öffentliche Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen fokussieren, sowie zweitens nicht nur in Verbindung mit metaphorischen Komposita, sondern auch als alleinstehendes freies Morphem in übertragener Bedeutung Verwendung findet:

Die Beamtenschaft ist an sich ein Kind des Absolutismus (Plenarprotokolle, 22.09.1949; Hélène Wessel, DZP)

[...] schüttet aber nach unserer Auffassung das Kind mit dem Bade aus. (Plenarprotokolle, 26.04.1979; Nicolaus Dreyer, CDU)

Das Kind ist nun in den Brunnen gefallen. (Plenarprotokolle, 19.11.2020; Martin Neumann, FDP)

In derartigen Fällen, wo das jeweilige Morphem keinerlei hinreichende Bedingung für die thematische Nähe zum untersuchten Diskurs um ›Ehe und Familie‹ darstellt, muss vom in 4.1 vorgestellten Standard-Verfahren der morphologisch fixierten und lexikalisch möglichst offenen Suchanfrage ab- und auf eine Alternation disambiguierender und somit eindeutig thematisch relevanter Komposita ausgewichen werden. Auch hierfür können induktive onomasiologische Verfahren mithilfe von Wörterbüchern wie dem DWDS ergänzt werden. Die so entstehende Suchsyntax sei zur Abwechslung in der Suchanfragesprache des Korpusrecherche-Tools „Cosmas II“ vorgestellt:

⁸ Komposita wie *Eltern-Kind-Beziehung*, *Mutter-Tochter-Verhältnis* etc. werden mit einer separaten Suchanfrage abgegriffen: [word = ".*Vater + Tochter.* | .*Vater + Sohn.* | .*Mutter + Tochter.* | .*Mutter + Sohn.* | .*Tochter + Vater.* | .*Sohn + Vater.* | .*Tochter + Mutter.* | .*Sohn + Mutter.* | .*Vater + Kind.* | .*Mutter + Kind.* | .*Kind + Vater.* | .*Kind + Mutter.* | .*Eltern + Kind.* | .- *Kind + Eltern.* | .*Eltern + Sohn.* | .*Eltern + Tochter.* | .*Sohn + Eltern.* | .*Tochter + Eltern.* | .*Bruder + Schwester.* | .*Schwester + Bruder.*"]%cd]

Kinder + beihilfe ODER *Kinder + betreuung* ODER *Kinder + ermäßigung* ODER
 Kinder + frau ODER *Kinder + freibetrag* ODER *Kinder + fräulein* ODER *Kinder + geld*
 ODER *Kinder + glück* ODER *Kinder + krieg* ODER *kinder + los* ODER *Kinder +
 mädchen* ODER *Kinder + pflege* ODER *kinder + reich* ODER *Kinder + segen* ODER
 Kinder + wunsch ODER *Kinder + wärter* ODER *Kinder + zahl* ODER *Kinder + zulage*
 ODER *Kinder + zuschlag* ODER *Kindes + abtreibung* ODER *Kindes + aussetzung* ODER
 Kindes + entziehung ODER *kinder + feindlich* ODER *kinder + frei* ODER *Adoptiv +
 kind* ODER *Allein + kind* ODER *Braut + kind* ODER *Brust + kind* ODER Ein + kind*
 ODER *Einzel + kind* ODER *Findel + kind* ODER *Flaschen + kind* ODER *Kuckucks +
 kind* ODER *Mantel + kind* ODER *Mittel + kind* ODER *Mutter + kind* ODER *Paten +
 kind* ODER *Pflege + kind* ODER *Sandwich + kind* ODER *Scheidungs + kind* ODER
 Schlüssel + kind ODER *Schwieger + kind* ODER *Stief + kind* ODER *Tages + kind* ODER
 Trennungs + kind ODER *Vater + kind* ODER *Wahl + kind* ODER *Wunsch + kind*
 ODER *Zieh + kind* ODER *Zwillings + kind* ODER (leibliche + /w + 1 Kind++)⁹

Dem Risiko, dass eine solche Suchanfrage zu viele relevante Treffer verfehlten könnte, wird damit begegnet, dass die ausdrucksseitig sehr breit angelegten und morphologisch vielfältigen Einzelteile der Gesamt-Suchanfrage stark komplementär konzipiert sind: Ein Text, der nur einmal das Wort *Kind* und keinen weiteren der Suchausdrücke enthält, kann nicht als ausreichend relevant angesehen werden. Ein Text, der tatsächlich in den Diskurs um ›Ehe und Familie‹ einsteigt, muss dies notwendigerweise auf der sprachlichen Oberfläche ausweisen, indem er neben dem Ausdruck *Kind* an anderer Stelle auch noch mindestens eines der zahlreichen anderen Suchmorpheme wie *ehe*, *partn-*, *levirat*, *gatt-*, *famil-*, *-gam*, *queer* etc. etc. enthält.

4.4 Gebundene Morpheme

Zuverlässigeren Diskursindizien als die soeben vorgestellten Problemfälle wie *ehe* und *kind* stellen tatsächlich einige gebundene, grammatische – bzw. relativ weit grammatikalisierte – Morpheme dar. Ein Beispiel hierfür ist das Derivationssuffix¹⁰ *-gam*; in Ausdrücken wie *monogam*, *Endogamie* etc., das in diesen Verbindungen zuverlässig eine Form der Beziehung, Partnerschaft oder Ehe ausdrückt.¹¹ Überdies ist das Suffix *-gam* insofern ein Glücksfall, als selbst seine verbleibende,

⁹ Die Suchanfrage findet also die aufgezählten Komposita sowohl am Wortanfang als auch innerhalb eines Wortes mit und ohne Bindestrich („+“), sowie die phrasistische Konstruktion *leibliches Kind* in allen potenziellen Flexionsformen.

¹⁰ vgl. <https://www.dwds.de/wb/-gamie> (zuletzt aufgerufen am 02.12.2022).

¹¹ vgl. <https://www.wissen.de/fremdwort/gamie> (zuletzt aufgerufen am 02.12.2022).

vergleichsweise geringe Homonymie sich auf zwei gleichsam relevante Etymologien zurückführen lässt, die somit auch gleichsam diskursinduzierende homonyme Morpheme begründen: nämlich einerseits auf ahd. *gomo* „Mann, Mensch“ wie in *Bräutigam*¹² und andererseits auf grc. *γάμος* (*gámos*) „Hochzeit/Ehe“ wie in *monogam*, *polygam*¹³ etc. Da die Buchstabenfolge <gam> aber – wie schon bei den anderen Beispielen – auch rein zufällig in verschiedensten Wortformen (wie *Pergament*, *Gilgamesch*, *Videogames*, *Megamieten* usw.) auftauchen kann, ohne Bezug zu diesen Form-Bedeutungs-Paaren aufzuweisen, muss die Suchanfrage auf diejenigen Wortformen beschränkt werden, deren jeweilige Lemma-Form auf das Suffix *-gam* bzw. auf *-gamie* endet.

[lemma=".+gam(ie)?"]

Aus der Sichtung der Belege dieser ersten Suchanfrage ergibt sich induktiv als einziges Lemma mit homonymer Endung *Amalgam* samt seinen Kompositionen und Derivationen, die also explizit ausgeschlossen werden müssen:

[lemma=".+gam(ie)?"] & word!=".*amalgam.*%"%c]

Auch in großen Korpora wie den Plenarprotokollen des Deutschen Bundestages mit über 260 Mio. Token generiert eine solche Suchanfrage keinerlei falsche Positive.¹⁴ Auf der anderen Seite erzielt sie – ob ihrer morphologischen Fokussierung und lexikalischen Unterbestimmtheit – in weniger regulierten und sprachlich kreativeren Diskursarenen wie Twitter auch „true positives“, die mit einer lexikalisch orientierten Suchanfrage nicht gefunden würden. Dies gilt vor allem für in Wörterbüchern und Zeitungskorpora nicht auffindbare Neologismen wie *Omnigamie* oder *Sologamie*:

Die „Ehe für alle“ nicht auf dem Rücken der Betroffenen zum Thema machen. Omnigamie geht alle an. (Twitter vom 30. März 2017)
Sologamie. Sich selbst heiraten. „Ehe“ für alle ... (Twitter vom 2. Oktober 2017)

In Anbetracht dieser ersten Befunde tut sich die Frage auf, ob stärker grammatisierte, gebundene Morpheme in Einzelfällen sogar zuverlässigere diskursinduzierende Formen darstellen können als freie und lexikalische Morpheme. Denn letztere sind naturgemäß (aufgrund ihrer lexikalischen Potenz) stärker den

¹² (vgl. Seibold 2011, 148–149)

¹³ vgl. <https://www.duden.de/rechtschreibung/monogam> und <https://www.wortbedeutung.info/%CE%B3%CE%AC%CE%BC%CE%BF%CF%82/> (zuletzt aufgerufen am 02.12.2022).

¹⁴ Für andere Korpora, die vor allem biologische und botanische Fachtexte enthalten, müssten jedoch weitere Lexeme wie *apogam*, *hydrogam* oder *progam* explizit ausgeschlossen werden.

metaphorisierenden sowie allgemein ambiguierenden bzw. bedeutungserweiternden und (aufgrund ihrer freien Blockverfügbarkeit) stärker den idiomatisierenden Prozessen einer fortwährenden diskursiven Semiose ausgesetzt (vgl. Felder 2012, 128), von denen gebundene grammatische Morpheme entsprechend weniger betroffen zu sein scheinen.

4.5 Lehnwörter und Akronyme als weitere morphologische Anker für die Korpuserstellung

Neben den vorgestellten „standardmäßigen“ Wortbildungsverfahren wie Komposition, Derivation und Flexion spielen auch weitere Wortbildungsverfahren wie Entlehnungen und Akronym-Bildung eine Rolle für die morphologisch orientierte Korpuserstellung. Die vergleichsweise stabilere Form-Bedeutungs-Korrelation und daher zuverlässigere Diskursinduktion, die in 4.4 schon vereinzelt für gebundene grammatische Morpheme festgestellt wurde, scheint umso mehr für Lehnwörter und auch einige Akronyme zu gelten. Dies liegt in einigen graphematischen, morphologischen sowie diskursiven Charakteristiken der jeweiligen Wortbildungsverfahren begründet, die hier beispielhaft illustriert werden sollen.

Die diskursinduzierende Funktion aus Fremdsprachen entlehnter Morpheme sei hier am Beispiel des Morphems *queer* vorgestellt.¹⁵ Für die Suchanfragen zur thematischen Korpuserstellung ist dieser Anglizismus insofern interessant, als das Stamm-Morphem *queer*, von dem sich auch thematisch relevante deutsche Wortformen wie *queerer*, *queerste*, *queerfeindlich* oder *Queerdenker* ableiten können, eine Buchstabenfolge, die ansonsten typischerweise in der deutschen Sprache nicht vorkommt: < quee >. Somit besteht bei dieser Buchstabenfolge keinerlei Risiko für mögliche – bei einigen vorigen Suchanfragen bereits problematisierte – morphologisch unverwandte Zufallstreffer. Zweitens ist der Wortstamm *queer* aufgrund seiner vergleichsweise jungen Geschichte in der deutschen Sprache (bisher) weniger stark diskursiven Prozessen des Bedeutungswandels und der

¹⁵ Das Wort *queer* kam in den U. S. A. in den späten 80er- und frühen 90er-Jahren als selbstermächtigende Re-Appropriation – also linguistische „Rückeroberung“ – eines homophoben Schimpfwortes auf und stellt jüngst auch in Deutschland eine eher distinkтив, ex negativo definierte Sammelbezeichnung für nicht-heterosexuelle „sexual outsiders“ dar (Love 2011, 172).

Bedeutungserweiterung unterlegen,¹⁶ sodass zunächst von einer erfolgreichen Referenzfixierung gesprochen werden kann (Wimmer 1979). Eine mindestens ebenso treffsichere und lexikalisch offene Suchanfrage, wie sie auch in 4.1-4.4 angestrebt wurde, lässt sich mithilfe des entlehnten Morphems *queer* also wesentlich simpler, ohne jedwede Ausnahmen und Fallstricke formulieren. Daher lässt sie sich hier platzsparend sowohl in der CQP-Language als auch in der Suchanfragesprache von Cosmas II darstellen:

```
[word = ". *queer.* \"%c"]
*queer*
```

Ähnliche Vorteile bieten Suchanfragen auf der Grundlage längerer Akronyme. Hierfür seien beispielhaft die – ebenfalls aus dem englischen Sprachraum entlehnten – Akronyme rund um den „Stamm“ *LGBT* bzw. dessen deutsche Entsprechung *LSBT* angeführt.¹⁷ Erstens enthalten sie genau wie der Anglizismus *queer* eine Buchstabenfolge, die nicht rein zufällig in morphologisch unverwandten Wörtern der deutschen Sprache vorkommen kann. Dieser Befund lässt sich selbstverständlich nicht auf allerlei Akronyme generalisieren (z. B. *PC*, *TÜV*, *DIN*, *ELSTER* etc.). Zweitens generiert eine Suche nach den Akronymen *LGBT* und *LSBT* keine falschen Positive, da sie ausschließlich als Abkürzungen im erwähnten Sinne gebraucht werden. Dieser Zweck setzt jedoch auch die Suche nach dem vierten, eigentlich erst später angehängten Buchstaben der Abkürzung *T* voraus, da das ursprüngliche Akronym *LGB* bzw. *LSB* mit zahlreichen thematisch nicht relevanten Akronymen homonym ist (z. B. für *Lasergelenkte Bomben*, *Long Beach Airport*, diverse Landessportbünde, *Least Significant Bit* usw. usw.). Erst die Buchstabenfolgen *LGBT* und *LSBT* weisen eine feste Form-Bedeutungs-Korrelation und somit eine zuverlässige diskursinduzierende Funktion auf.¹⁸ Entsprechend lässt

¹⁶ Daraus ließe sich die Tendenz folgern: Je jünger das Lehnwort, desto geringer die Wahrscheinlichkeit der Ambiguierung, Generalisierung und Idiomatisierung. Insofern besteht bei Anglizismen wohl eine höhere Chance auf zuverlässige diskursinduzierende Morpheme, da Englisch als Quellsprache deutscher Entlehnungen jünger ist als z. B. romanische Sprachen.

¹⁷ Das Akronym *LGBT* steht für *Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender* (bzw. im Deutschen *LSBT* für *lesbisch, schwul, bisexuell und trans(gender)*) und kennt verschiedene Erweiterungen und Varianten für weitere sexuelle sowie geschlechtliche Minderheiten. Letztere werden teils sprachlich repräsentiert, wie *queer*, *intersexuell* und *asexuell* (*LGBTIQ/LGBTQIA*), oder auch durch extensional denkbar offene Platzhalter wie „+“ oder „**“ markiert (*LGBTQIA +/**).

¹⁸ Auch aus diesem Befund ließe sich eine Tendenz verallgemeinern: Je länger das Akronym, desto geringer die Wahrscheinlichkeit für 1. zufällige homographe Buchstabenfolgen in thematisch irrelevanten Wörtern und 2. homonyme Akronyme anderer Phrasen und Mehrwortverbindungen.

sich auch mithilfe dieses Akronyms ohne die explizite Exklusion falscher Positive eine treffsichere und lexikalisch offene Suchanfrage formulieren:

```
[word = ".*L(G|S)BT.*"]
*LGBT* ODER *LSBT*
```

Anhand dieser Suchanfragen wurden thematische Korpora und Subkorpora in verschiedenen Diskursdomänen erstellt: in den Zeitungstexten des Archivs W im DeReKo, auf Twitter und in den Plenarprotokolle des Deutschen Bundestags. Morphologische und morphosyntaktische Phänomene haben sich hierbei als ein essentieller Bestandteil im methodischen Instrumentarium zur thematischen Korpuserstellung erwiesen. Auch wenn das Ausweisen eines Diskursthemas üblicherweise auf der lexikalischen Ebene verortet wird, dürfen morphologische Phänomene wie Wortbildungsverfahren bei der Erstellung thematischer Korpora nicht ignoriert werden, sondern können vielmehr aktiv fruchtbar gemacht werden. Jenseits dieser diskursinduzierenden Funktion können Morpheme und morphosyntaktische Phänomene auch pragmatische und soziolinguistische Funktionen innerhalb des Diskurses erfüllen, für die sie diskursanalytisch als relativ zuverlässige Indikatoren untersucht werden können. Hierfür soll im folgenden Kapitel ein kurzer Ausblick gegeben werden.

5 Forschungsausblick: Morpheme als metakommunikative Signale des Selbstausdrucks

Im vorangegangenen Kapitel wurde vorgestellt, welche Rolle einzelne Morpheme und morpho-syntaktische Phänomene als thematische Indikatoren für bestimmte Diskurse spielen, und wie diese Funktion für die Korpuserstellung fruchtbar gemacht werden kann. Im folgenden Kapitel soll darüber hinaus ein kurzer Ausblick darüber gegeben werden, welche weiteren diskursiven und pragmatischen Phänomene einzelne Morpheme anzeigen können. Diskursakteure nehmen in meta-pragmatischen Äußerungen vor allem die lexikalische Ebene in den Fokus, indem sie deren Variation entlang verschiedener soziolinguistischer Dimensionen reflektieren (vgl. Agha 2005) und sogar auf deren Rolle für die Konstruktion sozialer Wirklichkeit verweisen (5.1). Quer dazu zeigt sich jedoch auch, dass morphosyntaktische Einbettungen und Ausdifferenzierungen die sprachliche Konstruktion des jeweiligen Signifikats dergestalt präzisieren, dass sie einerseits lexikalische Phäno-

mene umschiffen und damit relativieren und andererseits deutlichere Indikatoren für pragma-semiotische Form-Funktions-Korrelationen darstellen als die Lexik (5.2).

5.1 Sprachkritische Auseinandersetzungen um angemessene Lexeme

Bei der Bezeichnungskonkurrenz *Homo-Ehe* vs. *Ehe für alle* wird die Ausdrucks- und soziopolitische Unterscheidungsfunktion sprachlicher Zeichen metasprachlich und sprachkritisch auf die lexikalische Ebene projiziert. Die folgenden drei Beispiele stehen stellvertretend für eine Vielzahl vergleichbarer auf die Lexik bezogener Sprachthematisierungen:

Aus der Homo-Ehe ist im Sprachgebrauch der Befürworter die Ehe für alle geworden, viel ist von der Öffnung der Ehe die Rede. (Nürnberger Zeitung, 29.06.2017, S. 3)

Wenn ein Journalist sich beispielsweise der Begrifflichkeit der «Homo-Ehe» bedient, anstatt den Begriff «Ehe für alle» zu benützen, muss das nicht öffentlich breitgeschlagen werden. Mir selber würde es ja auch nicht anders gehen, wenn ich über Vögel schreiben würde und mein Text einem Ornithologen zum Korrekturlesen vorgelegt würde. (NZZ, 05.10.2017, S. 9)

Wenn man schon, ohne Aufruhr zu erzeugen, die Gleichstellung der Ehe für alle Paare öffentlich als „Homo-Ehe“ bezeichnen kann – was im Englischen nicht denkbar wäre – weiß man gleich, wie es um die Gleichstellung bestellt ist. Eine Gleichstellung kann erst dann stattfinden, wenn man die Partnerschaft nicht als Homo- oder Hetero-Ehe, sondern einfach als Ehe bezeichnet. Es geht nicht nur darum, die Ehe gleichgeschlechtlicher Partner zu ermöglichen. Gleichberechtigung fängt erst in der Gesinnung an, und sie wird durch die Sprache geäußert, gespiegelt und auch geformt. Hier sollte nicht eine „Homo-Ehe“ angestrebt werden, sondern eine Ehe für alle – gleichgeschlechtliche Paare inklusive. (Süddeutsche Zeitung, 03.06.2015, S. 17)

In metasprachlichen Belegen wie dem letzten wird die sprachliche Konstruiertheit kultureller und sozialer Realitäten auf die lexikalische Ebene bezogen, dergestalt, dass die intersubjektive Konzeptualisierung – und damit die soziale Konstruktion – des Referenzobjektes ›(Möglichkeit der) Ehe zwischen gleichgeschlechtlichen Paaren‹ von den auf sie verweisenden Referenzmitteln abhängig gemacht wird: *Homo-Ehe* vs. *Ehe für alle*. Entsprechend wird in zahlreichen vergleichbaren Belegen die Bezeichnungskonkurrenz zwischen *Homo-Ehe* und *Ehe für alle* meta-diskursiv dahingehend gedeutet, dass den beiden Varianten je unterschiedliche soziolinguistische Funktionen zugeschrieben werden, die sich in der folgenden Tabelle zusammenfassen lassen:

Ein quantitativer Blick auf die jeweilige Frequenz der beiden umstrittenen Ausdrücke legt jedoch nahe, dass die Lexik des veröffentlichten Sprachgebrauchs

Tab. 1: Soziolinguistische Variation von *Ehe für alle* und *Homo-Ehe*.

Dimension	Variante	<i>Ehe für alle</i>	<i>Homo-Ehe</i>
diachron		neu	alt
diastratisch (Tendenz)		Befürworter	Gegner
diafunktional		Spezialsemantik	Alltagssemantik
stilistisch		Standardsprache	Alltagssprache

die rechtliche Gleichstellung (durch verschiedene BVerfG-Beschlüsse 2004-2015, die die eingetragene Lebenspartnerschaft mit der Ehe größtenteils gleichstellten¹⁹) nicht beeinflusste; und dass der lexikalische Wandel auch die legislative symbolische Gleichstellung (am 30.06.2017) eher parallel und im Nachgang begleitete als diese linear zu beeinflussen (s. Abb. 1).

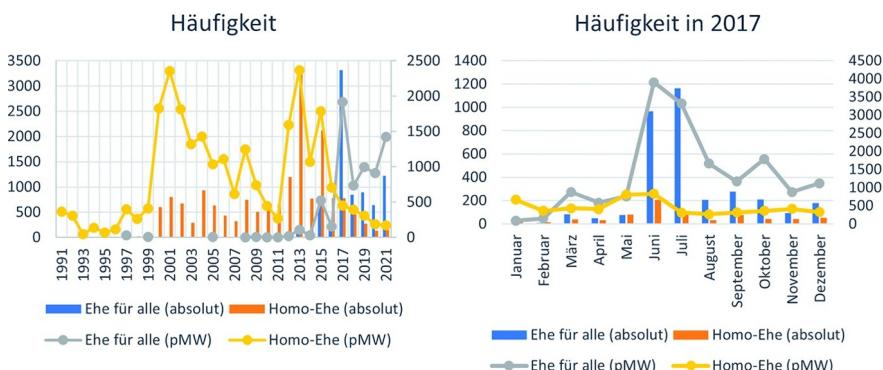


Abb. 1a und b: Häufigkeit von *Ehe für alle* und *Homo-Ehe* im Deutschen Referenzkorpus (Cosmas II: Archiv W) nach Jahr (links) und nach Monat im Jahr 2017 (rechts).

Ferner zeigen qualitative Belege in 5.2, dass die jeweilige grammatische Einbettung und morphosyntaktische Ausdifferenzierung mit beiden lexikalischen Einheiten ganz unterschiedliche Konzeptualisierungen des Referenzobjektes zulassen. Aus verschiedenen Gründen liefern bewusst in Konkurrenz gesetzte lexikalische Varianten keine stabilen, zuverlässigen Anhaltspunkte für die Haltung des Zeichenbenutzers und dessen Konzeptualisierung des Referenzobjektes,

¹⁹ vgl. Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestags (2017): Der Begriff der Ehe im Grundgesetz und anderen Verfassungen (vom 19.07.2017).

geschweige denn für die instruierte Konzeptualisierung auf Rezipienten-Seite: Sind lexikalische Einzelzeichen erstens in der gesamten Sprachgemeinschaft als indexikalierte Signalgesten erkennbar und werden als solche metasprachlich eingeordnet, bietet dies Diskursakteuren verschiedenster Haltung, Perspektive und politischer Couleur die Möglichkeit, diese blockverfügaren, idiomatischen Unterscheidungszeichen bewusst und willkürlich zu imitieren, die vermeintlich dahinterstehende Haltung zu simulieren. Wird zweitens die soziopolitische Unterscheidung zunehmend entlang moralischer und emotional aufgeladener Trennlinien vorgenommen, so liefert dies Diskursakteuren auch zusehends den Anreiz, zumindest vordergründig diejenigen indexikalisierten Signalgesten zu verwenden, die metadiskursiv mit der „richtigen“ Seite verbunden werden, um Stigmatisierung, Ausschluss vom Diskurs und metasprachliche Diskussionen zu vermeiden (vgl. die „Schweigespirale“ nach Noelle-Neumann 1996). Diese Dissonanz zwischen politischer Haltung und Verwendung markierter Einzellexeme sedimentiert sich (kon)textuell in einer oberflächlichen, distanzierten, euphemistischen oder gar ironisierenden Verwendung des jeweiligen Einzelzeichens, durch die dessen Funktion als indexikalierte Signalgeste bzw. nunmehr als Euphemismus letztlich zu inflationieren droht.

Das folgende Beispiel verdeutlicht, inwiefern die kompositionell ableitbare und daher vermeintlich inhärente Bedeutung des Mehrwort-Ausdrucks *Ehe für alle* durch idiosynkratische Gebrauchsweisen und kontextspezifische Sinnkonstitutionen unterminiert bzw. überschrieben wird, was wiederum zu einer idiomatischen, konventionellen Semantisierung des Lexems beitragen kann, die keineswegs aus den Einzelteilen der Gesamtkonstruktion und der Art und Weise ihrer Zusammenstellung ableitbar ist:

Gibt es Kollegen, die sich weigern, „Ehen für alle“ zu schließen? „Ja, einige wenige habe ich erlebt. Aber das ist ja auch ihr gutes Recht“, so Stäblein. Im Synodenbeschluss wurde explizit festgehalten, dass kein Pfarrer dazu gezwungen werden könne, gleichgeschlechtliche Paare zu trauen. „Es gehört auch zur Botschaft der Vielfalt, dass man ihnen das ermöglicht“, so der Propst. (Spiegel-Online, 27.05.2017)

Aus dem Kontext wird ersichtlich, dass mit *Ehen für alle* hier keineswegs auf ein Programm zur eherechtlichen Gleichstellung eingetragener Lebenspartnerschaften referiert wird. Auch werden mit dem Ausdruck hier nicht – wie in Abgrenzung zu *Homo-Ehe* erhofft – Geschlecht und sexuelle Orientierung des jeweiligen Ehepaars neutral gesetzt. Vielmehr stellt der Ausdruck hier einen Euphemismus dar, mit dem nach wie vor eine konzeptuelle Unterscheidung zwischen gleichgeschlechtlichen und verschiedengeschlechtlichen Paaren versprachlicht werden kann. Die Anführungszeichen können einerseits als Distanzmarker gedeutet werden, verdeutlichen aber auch den idiomatischen Charakter des Phrasems *Ehe für alle*, das in diesem Fall nur in der Bedeutung von ›Ehen zwischen gleichge-

schlechtlichen Paaren verwendet wird. Der Plural *Ehen* verdeutlicht ferner, dass es umzählbare, also individuelle Partnerschaften geht. Die morphosyntaktische Flexion des Lexems gibt also einen entscheidenden sprachoberflächlichen Hinweis auf die zugrundeliegende Konzeptualisierung des Referenzobjektes, der zuverlässiger zu sein scheint als die weiterhin kontext-abhängige Verwendung eines bestimmten Lexems. Dieser diskursgrammatischen Spur soll im folgenden Kapitel nachgegangen werden.

5.2 Morpho-syntaktische Spuren zur Ermittlung divergenter Konzepte

Ein zuverlässigeres Indiz für die sprecherseitige Konzeptualisierung der ›gleichgeschlechtlichen Ehe‹ liefert die Art und Weise der grammatischen Einbettung des jeweiligen lexikalischen Ausdrucks, die sich in der Analyse-Heuristik auf morphologische Merkmale kondensieren lässt, die somit relativ feste, kontextabstrahierte Form-Bedeutungs-Paare bzw. Form-Funktions-Korrelationen darstellen. Ein gutes Beispiel für ein solches morphologisches Konzeptualisierungszeichen liefert das in 5.1 erwähnte Pluralsuffix *-n* sowohl in *Homo-Ehen* als auch in *Ehen für alle*:

Seit dem 12. Februar wurden in San Francisco mehr als 3700 Homo-Ehen geschlossen (Nürnberger Nachrichten, 13.03.2004)

32 Ehen für alle geschlossen (Mannheimer Morgen, 25.10.2017, S. 1)

Erste Homo-Ehen in Griechenland geschlossen (Braunschweiger Zeitung, 04.06.2008)
In Schöneberg soll es am 1. Oktober die erste Ehe für alle in Berlin geben. Bezirksbürgermeisterin Angelika Schöttler (SPD) lädt mit dem Lesben- und Schwulenverband zu der Zeremonie ein. Es heiraten demnach zwei Männer. (Berliner Morgenpost, 22.09.2017, S. 9)

Auch «Homo-Ehen» werden geschieden (Tages-Anzeiger, 14.02.2005, S. 2)
Is geflissentlich auch schon bekannt, wieviele von den 'Ehen für alle' mittlerweile in Scheidung lebe? (Kommentar unter @tagesschau auf Twitter, vom 19.08.2019)

Diese Beispiele zeigen einerseits, dass nicht nur das Pluralsuffix *-n*, sondern auch ordinale Numerale in der Nominalphrase des jeweiligen Lexems eine Zählbarkeit und somit eine Individuierbarkeit von gleichgeschlechtlichen Ehen ausdrücken – sowohl bei *Homo-Ehe* als auch bei *Ehe für alle*. Die Pluralendung ist somit zwar eine hinreichende, aber keine notwendige Bedingung für die sprachliche Abgrenzung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Vor allem aber verdeutlichen Belege wie diese, dass auch mit unterschiedlichen lexikalischen Einheiten durchaus ganz

ähnliche Konzeptualisierungen des Referenzobjektes vom Emittenten ausgedrückt und vom Rezipienten nachvollzogen werden können. Dies geschieht durch die jeweilige kontextuelle Einbettung in grammatische Strukturen, die sich wiederum auf der sprachlichen Oberfläche jenseits der lexikalischen Ebene ablesen lassen. Im Zweifelsfall hat die Morpho-Syntax also größeren Einfluss auf die sprachliche Konzeptualisierung und Perspektivierung des Referenzobjektes als die Lexik: *Ehen für alle* und *Homo-Ehen* bezeichnen gleichermaßen konkrete, ausschließlich gleichgeschlechtliche Partnerschaften. Die beiden unterschiedlichen lexikalischen Einheiten stehen einander also gerade aufgrund der Pluralendung semantisch und pragmatisch näher als Ehen für alle und Ehe für alle, da letztere Form des Phrasems i. d.R. nicht gleichgeschlechtliche Partnerschaften bezeichnet, sondern eine Statusveränderung der Institution Ehe hin zu einer Öffnung unabhängig von Geschlecht und sexueller Orientierung (bzw. konkret das Gesetz zur Einführung des Rechts auf Eheschließung für Personen gleichen Geschlechts).

Morphosyntaktische Phänomene können also sprachoberflächlich feste Sprachgebrauchsmuster (vgl. Bubenhofer 2009) darstellen, und somit ähnlich stabile Form-Funktions-Korrelationen und sprachliche Handlungsroutinen indizieren wie Kollokationen dies tun. Im Falle des -n-Suffixes zur Pluralflexion bei *Homo-Ehen* sowie *Ehen für alle* handelt es sich nahezu um einen korpusanalytischen Optimalfall, da die sprachliche Oberfläche einen sehr zuverlässigen Marker für die zugrundeliegenden Präspositionen und Konzeptualisierungsformen darstellt.²⁰ Entsprechend lässt sich die diachrone Distribution dieses diskursgrammatischen Phänomens z. B. für das Twitter-Korpus wie folgt darstellen:

Abbildung 2 zeigt einerseits, dass – trotz der prinzipiellen Kombinierbarkeit mit beiden Lexemen – die Pluralform *Homo-Ehen* deutlich häufiger auftaucht als *Ehen für alle*. Andererseits liefert die Verlaufskurve der Frequenz hierfür auch eine Erklärung: Zu dem Zeitpunkt, als sich der Ausdruck *Ehe für alle* im Diskurs etabliert, ist die rechtliche Notwendigkeit, sprachlich zwischen Ehen (als bis dato verschiedengeschlechtlichen Partnerschaften) und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften (die bis dato nur in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft rechtlich konsolidiert werden konnten) zu unterscheiden, hinfällig. Diese rechtliche Notwendigkeit zeigt sich u. a. auch in den Kollokationen der Wortform *Homo-Ehen* auf Twitter, bei denen das Lexem *Gleichstellung* sehr signifikant auftritt; dabei findet das syntagmatische Muster *Gleichstellung von Homo-Ehen* 2012-2013 seinen Höhepunkt. In dieser Diskursphase war der Ausdruck *Ehe für alle* hinge-

²⁰ Lediglich bei *Ehen für alle* finden sich vereinzelte Zufallstreffer, die nicht in der gesuchten Bedeutung gebraucht werden: z. B. „wenn es nicht genug ehen für alle gibt, müssen die, die welche haben, halt ein paar abgeben. ist doch ganz einfach“ (Twitter vom 26.05.2015).

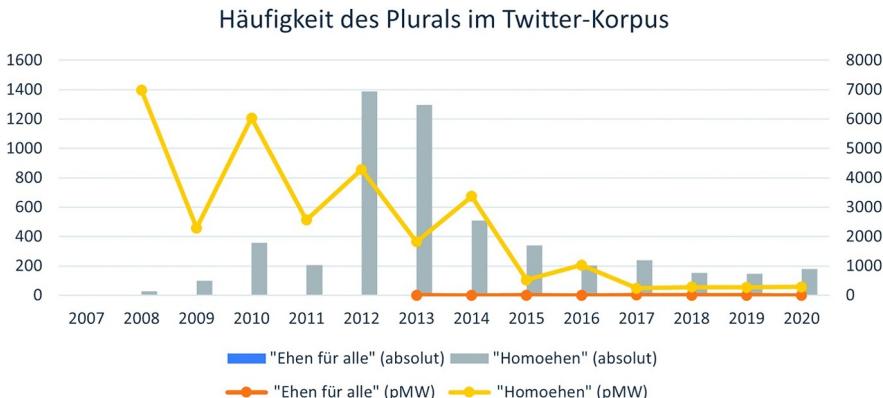


Abb. 2: Frequenz von *Homo-Ehen* und *Ehen für alle* auf Twitter.

gen noch in keiner Form etabliert, weshalb er entsprechend auch nicht in der Pluralform gebraucht wurde. In der späteren Phase ab 2017 wird die sprachliche Unterscheidung zwischen gleichgeschlechtlichen und verschiedengeschlechtlichen Paaren nicht mehr durch rechtliche Bedingungen vorgegeben, da nun alle Paare unabhängig von Geschlecht und sexueller Orientierung eine Ehe eingehen können. Eine *Gleichstellung* von *Ehen für alle* muss daher genauso wenig gefordert werden wie eine *Gleichstellung* von *Homo-Ehen*, weshalb beide Kurven ab 2017 bedeutend abflachen. Im vorliegenden Fall scheinen die rechtlichen Rahmenbedingungen dafür, was mit einem Lexem durch grammatische Einbettung ausgedrückt werden kann, für dessen Gebrauch also entscheidender zu sein als die vermeintliche instruktive Macht des jeweiligen umstrittenen Lexems selbst. Dennoch bleibt ein quantitativer Unterschied zwischen den Wortformen *Homo-Ehen* und *Ehen für alle* auch nach 2017 bestehen. Dieser Unterschied ist zwar bedeutend kleiner als der diachrone Unterschied innerhalb von *Homo-Ehen* in Abhängigkeit von den rechtlichen Bedingungen; dennoch erlaubt er – so viel sei an dieser Stelle eingeräumt – Hypothesen über eine gewisse systemische oder diskursiv konventionalisierte Eignung des Ausdrucks *Homo-Ehe* für Pluralformen oder für eine differenzierende Perspektivierung auf gleichgeschlechtliche Ehen.

Das Pluralsuffix steht somit als Indikator für eine bestimmte sprachliche Routine der Differenzierung zwischen gleichgeschlechtlichen und verschiedengeschlechtlichen Paaren. Diese Routine spiegelt wiederum indexikalisch die vorherrschenden rechtlichen Bedingungen wider, in denen die jeweilige Äußerung getätigigt wird. Das Morphem ist somit Zeichen seines Zeichens.

6 Fazit

Wir hoffen gezeigt zu haben, dass es sich bei der Aussage *Zeichen sind Zeichen* mitnichten um eine Tautologie handelt. Vielmehr versuchten wir zu belegen, dass Morpheme ihres Zeichens Zeichen sind. In unserer Unterscheidung zwischen markierten sowie unmarkierten Nullgesten einerseits und indexikalisierten Signalgesten andererseits trifft dies in erster Linie auf letztere Kategorie zu, da sie als etisch wahrnehmbare Morpheme schlichtweg dem prototypischen Fall der Positivität von Zeichen entsprechen. Zum einen hat sich gezeigt, dass Morpheme als minimale Zeichen ganze Themenbereiche und somit thematische Diskurse indizieren können. Diese Funktion von Morphemen lässt sich aus etischem Blickwinkel für Korpuserstellung und Korpusanalyse fruchtbar machen, indem Suchanfragen sich nicht auf die lexikalische Ebene beschränken, sondern auch morphologische Phänomene (wie z. B. die Suffigierung mit *-gam* bzw. *-gamie*) als diskursgrammatische Phänomene berücksichtigen. Zum anderen hoffen wir gezeigt zu haben, dass sich Morpheme als ihres Zeichens Zeichen auch aus emischem Blickwinkel für diskursgrammatische Analysen fruchtbar machen lassen. Hier zeigt sich eine erkenntnisstiftende Dissonanz zwischen indexikalisierten Signalgesten auf lexikalischer Ebene einerseits und Phänomenen der sprachlichen Referenz bzw. Konzeptualisierung auf morphosyntaktischer Ebene andererseits: In Sprachthematisierungen zeigen Diskursakteure auf, dass sie bestimmte Lexeme (z. B. *Homo-Ehe* und *Ehe für alle*) als soziopolitische Variantenausprägungen und somit als indexikalisierte Signalgesten wahrnehmen. Bei metadiskursiven Versuchen, die eine Variante zu etablieren und die andere vom Diskurs auszuschließen, greifen sie auch auf das Argument der sprachlichen Konstruktion sozialer Wirklichkeit zurück, indem sie dieses auf die lexikalische Ebene beziehen und so mit ihrer präferierten Signalgeste in Einklang bringen. Gerade für diesen letzten Punkt scheint jedoch die metasprachlich kaum bis gar nicht ausgehandelte Ebene der Morpheme bzw. der Morphosyntax entscheidend, da sie unabhängig von der Wahl des Lexems bewusste Konstruktionen des versprachlichten Sachverhalts ermöglicht sowie unbewusste Konzeptualisierungen desselben auf der sprachlichen Oberfläche erkennbar macht. Diskursgrammatische Zugänge können einer Diskurslinguistik somit nicht nur bei der Datenerhebung, sondern auch bei der qualitativen sowie quantitativen Datenanalyse Erkenntnisse liefern, die sich einem rein semantisch-lexikalischen Zugang verwehren.

Literatur

- Agha, Asif (2005): Registers of Language. In: Duranti, Alessandro (Hg.): *A Companion to Linguistic Anthropology*. Oxford: Blackwell Publishing Ltd., S. 23–45.
- Barkhausen, David, Bloching, Sven, und Jula Maasböl (2021): Das Projektglossar – Unser theoretisches Fundament. Online unter <https://culture-wars.uni-heidelberg.de/projektglossar/> (Stand: 26.11.2022).
- Bloching, Sven (2025): Kulturkämpfe als Sprachkämpfe? Sprachmagie vs. Prestigeökonomie im Diskurs um die gleichgeschlechtliche Ehe. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Bubenofer, Noah (2009): Sprachgebrauchsmuster: Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse. Berlin/New York: De Gruyter.
- Busse, Dietrich (1992): Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Duden (1992): Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Idiomatisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Band 11. Mannheim: Dudenverlag.
- Feilke, Helmuth (2018): Politische Kommunikation und Sprache. In: Praxis Deutsch. Heft 269: Sprache und Politik, S. 4–11.
- Felder, Ekkehard (2024): Soziale Reichweite und kommunikative Relevanz als bestimmende Faktoren für orthographische Entwicklungen? Die Elastizität von orthographischen Normen. In: Krome, Sabine/Habermann, Mechthild/Lobin, Henning/Wöllstein, Angelika (Hg.): *Orthographie in Wissenschaft und Gesellschaft. Schriftsystem – Norm – Schreibgebrauch*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 233–257 (Jahrbuch 2023 des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache)
- Felder, Ekkehard/Jacob, Katharina/Schwinn, Horst/Busse, Beatrix/Große, Sybille/Gvozdanović, Jadranka/Lobin, Henning/Edgar Radtke (2017): *Handbuch Europäische Sprachkritik Online (HESO). Online Handbook of Language Criticism – A European Perspective. Manuel en ligne de la Sprachkritik en Europe. Manuale Online di Sprachkritik Europea. Online priručnik za europsku jezičnu kritiku*. Heidelberg University Publishing (<http://heiup.uni-heidelberg.de/journals/index.php/heso/index>).
- Felder, Ekkehard (2012): Pragma-semiotische Textarbeit und der hermeneutische Nutzen von Korpusanalysen für die linguistische Mediendiskursanalyse. In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus/Vogel, Friedemann (Hgg.): *Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen*. Berlin/New York: De Gruyter, S. 115–174.
- Girnth, Heiko (2015): Sprache und Sprachverwendung in der Politik. Eine Einführung in die linguistische Analyse öffentlich-politischer Kommunikation. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Hörmann, Hans (1980): Der Vorgang des Verstehens. In: Kühlwein, W./Raasch, K. (Hgg.): *Sprache und Verstehen*. Band 1. Tübingen: Narr, S. 17–29.
- Kotthoff, Helga (2021): Gendern auf Teufel*in komm raus? Nachdenken über Sprachwandel zwischen bedenklicher Symbolpolitik und berechtigtem Anliegen. In der Sprachdienst 65. Jg. Heft 6, S. 210–219.
- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus (2000): Konzepte des Impliziten: Präsuppositionen und Implikaturen. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hgg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Zwei Halbbände. Berlin/New York: De Gruyter, S. 435–448 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 16.1 und 16.2).
- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann-Tselikas, Paul R./Willi, Urs (2004): *Studienbuch Linguistik*. Tübingen: Niemeyer.

- Love, Heather (2011): Queer. In: *After Sex?* Duke University Press, S. 172–176.
- Metzler Lexikon Sprache (2005). Hrsg. von Helmut Glück. Stuttgart: Metzler.
- Münch, Vanessa/Jacob, Katharina/Scharloth, Joachim/Gvozdanović, Jadranka (im Druck): Sprachideologien und Sprachkritik: Gegenstandsbestimmung und Forschungsperspektiven. In: Felder, Ekkehard/Jacob, Katharina/Busse, Beatrix/Große, Sybille/Gvozdanović, Jadranka/Lobin, Antje/Lobin, Henning (Hg.): *Handbuch Europäische Sprachkritik Online (HESO)*. Band 5: Sprachideologien und Sprachkritik. Heidelberg: Heidelberg University Publishing.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1996): *Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale.* Frankfurt am Main: Ullstein.
- Rummel, Marlene (2017): Brisantes Suffix? Zum Gewicht von „-ling“ im Konzept des „Flüchtlings“. Gießen: GEB. [OA-Publikation online abrufbar: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hebis:26-opus-130495>]
- Scherner, Maximilian (1994): Textverstehen als „Spurenlesen“ – Zur text-theoretischen Tragweite dieser Metapher. In: Canisius, Peter/Herbemann, Clemens–Peter/Tschauder, Gerhard (Hgg.): *Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag*. Bochum: Bochumer Universitätsverlag, S. 317–340.
- Seibold, Elmar (2011): *Kluge – Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25., durchges. und erw. Aufl. ed. Berlin [u. a.]: De Gruyter.
- Stefanowitsch, Anatol (2018): Eine Frage der Moral: Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen. Berlin: Dudenverlag.
- von Polenz, Peter (1988): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin/New York: De Gruyter.
- Wimmer, Rainer (1979): Referenzsemantik: Untersuchungen zur Festlegung von Bezeichnungsfunktionen sprachlicher Ausdrücke am Beispiel des Deutschen, 19. Tübingen: Niemeyer.
- Zifonun, Gisela (2021): Eine Linguistin denkt nach über den Genderstern. In: *Sprachreport 2/2021*, S. 46–51.

Register

- Animation 24, 25, 103, 107–114, 119, 121
Annotation 15, 27, 79, 83, 179, 183, 184, 186, 214, 218, 223, 228, 236, 237, 241, 242, 250–253, 255, 256
annotieren 28, 80, 96, 183, 184, 186, 218, 236, 237, 241, 245, 251–253, 256, 295
Ärztin/Ärzt:innen 3, 4, 5, 9, 11, 26, 139, 152, 154–159, 180, 161, 163, 166–169, 175, 185, 191, 228, 234, 292
assistant 294–297
Attribut 25, 84, 85, 109–111, 225
Äußerung 39, 42, 44, 46, 51, 52, 54, 58, 64, 79, 123–126, 128, 131–136, 138, 142, 153, 154, 160, 162, 167, 169, 180, 182, 187, 188, 193, 194, 200, 205, 206, 210, 211, 213, 218, 220, 221, 224, 226, 229, 252, 259, 261, 262, 264, 286–288, 319, 325
- Bedeutung 7, 10, 11, 13, 20, 23, 29, 38, 46, 49, 50, 57, 58, 63, 64, 68, 71, 72, 123, 125, 127, 128, 129, 182, 203, 204, 211, 227, 228, 266, 273, 274, 285, 293, 296, 301, 305, 308, 312–314, 322
Bedingung 6, 11, 20, 21, 38, 44, 49, 51, 67, 79, 85, 86, 92, 155, 161, 163, 168, 180, 205, 213, 227, 230, 308, 309, 314, 323, 325
Bezeichnung 51, 74, 79, 94, 184, 188, 204, 211, 212, 244, 271, 277, 283–285, 291–293, 295
Bild 24, 47, 53, 59, 96, 135, 143, 159, 160, 268, 287
Blick 7, 12, 13, 15, 16, 19, 24, 29, 59, 63, 86, 89, 90, 92, 95, 96, 131, 141, 175, 176, 178, 194, 201, 202, 209, 214, 217, 229, 247, 250, 259–261, 277, 284, 285, 293, 320
- change 104, 107–111, 113, 118, 119
clause 17, 18, 105, 106, 109, 110
context 18, 106, 107, 116, 265, 266
- Daten 53, 71, 79–83, 85, 89, 92, 93, 97, 98, 138, 139, 152, 153, 164, 166, 176, 178, 179, 183, 186, 214, 240, 247, 253, 255, 256, 286, 295, 296
DeReKo 82, 85, 87, 89, 90–92, 95, 96, 239, 261, 262, 273, 295, 309, 310, 319
- deutsch 2, 3, 7, 10, 14, 16, 24, 27, 30, 66, 70, 71, 73, 79, 82, 83, 90, 95, 96, 126, 133, 145, 147, 177, 183, 184–186, 188, 190, 194, 199, 200, 207, 211, 213, 215, 219, 220, 223, 224, 226, 227, 236–241, 250, 253, 263, 264, 268, 269, 281, 285, 286, 291, 296, 297, 309–312, 316–319, 321
- Diskurs 1, 2, 8, 11, 13–25, 29, 30, 37, 38, 42–44, 48, 49, 55, 59, 63, 64, 65, 68, 69, 74, 75, 79–81, 88, 93, 94, 124, 126, 134–138, 142, 148, 209, 213, 222, 229, 235, 236, 251, 255, 259, 260, 263, 264, 269, 276, 279, 281, 282, 285, 286, 288, 297, 301, 303, 305, 307–309, 313–315, 322, 324, 326
- Diskursanalyse 12, 13, 16, 18, 20, 81, 98, 148, 265, 266, 308
- Diskursgrammatik 1, 2, 6, 8, 10–17, 19–25, 28, 37, 38, 43, 47, 49, 59, 63–67, 69, 71, 73, 79–81, 98, 123, 148, 199, 209, 235, 256, 259, 265, 282
- diskursgrammatisch 1, 6, 7, 11–16, 20–23, 25, 28–30, 59, 65, 91, 98, 201, 208, 209, 230, 260, 262, 264–269, 277, 282, 297, 298, 323, 324, 326
- diskursiv 1, 2, 7, 9, 14, 16, 21, 22, 27, 28, 29, 30, 37, 81, 88, 92, 124, 148, 208, 212, 236, 244, 255, 259, 260, 266, 278, 281–283, 285, 286, 291, 293, 296, 297, 298, 308, 312, 317, 319, 325
- Diskurslinguistik 19, 24, 63, 64, 65, 66, 67, 73, 75, 79, 80, 81, 88, 98, 266, 326
- Ehe 4, 29, 30, 192, 193, 194, 284, 301, 308, 310, 315, 316, 320–326
- Einheit 9, 17, 19, 20, 25, 30, 39, 40, 45, 83, 123, 126, 127, 129, 143, 157, 162, 167, 168, 265, 277, 303, 305, 308, 321, 323, 324
- Element/element 18, 24, 25, 45, 103, 105, 106, 108–111, 127, 133, 205, 215, 220, 250, 251, 269
- empirisch 5, 6, 9, 11, 16, 21, 22, 26, 29, 38, 41, 50, 58, 79, 80, 82, 130, 151, 175, 176, 178, 182, 205, 236, 237, 239, 251, 282, 307
- Erinnerung 124, 127, 207, 261, 263, 264, 270, 271, 274, 275, 277
- Exemplifikation 23, 37, 38, 44–50, 59

- explizit 3, 11, 37, 41, 48, 51, 53, 55, 66–68, 87, 132, 135, 137, 142, 153, 161, 175, 206, 212, 214, 218, 221, 223, 225, 252, 253, 265, 266, 289, 294, 295, 304, 309, 310, 316, 319, 322
- Flexion 86, 90, 92, 93, 277, 317, 323
- Fokus 6, 9, 13, 15, 24, 65, 75, 80, 83, 125, 134, 175, 178, 179, 186, 201, 210, 229, 244, 248, 282, 313, 319
- FOLK 90–95, 121, 134
- Forderung 51, 179, 209, 235, 236, 240, 241, 247, 251–255, 278
- Form/form 3, 4, 10, 13, 16, 29, 34, 41, 42, 48, 57, 58, 64, 67, 70, 75, 79, 85, 89–96, 106, 108, 110, 116, 120, 134, 135, 137, 138, 144, 148, 151, 176, 186–188, 190, 199, 200, 201, 204, 206, 208, 211, 212, 215–217, 219, 225, 233, 245, 250, 259, 260, 263, 265, 266, 272, 278, 306, 311, 315, 316, 325
- Frequenz 85, 200, 217, 244–248, 254, 255, 286, 320, 324, 325
- Funktion 6, 13, 14, 16, 25, 26, 27, 29, 38, 51, 54, 68, 83, 85, 123, 124, 126, 127, 151, 155, 161, 175, 177, 178, 182, 184, 185, 187, 190, 193–196, 200–202, 204, 205, 209, 213, 217, 218, 220, 222, 223, 226, 229, 230, 245, 252, 255, 265, 277, 282, 285, 296, 297, 309, 317, 318–320, 322, 326
- funktional/functional 6, 9, 13, 15, 17, 31, 32, 41, 51, 120, 121, 125, 126, 128, 129, 145–147, 187, 189, 194, 201, 205, 210, 211, 216, 256, 265, 269, 306
- Gebrauch 8, 15, 37, 45, 48–50, 56, 63–66, 72, 80, 83, 153, 177, 184, 185, 187, 194, 196, 200, 210, 230, 284, 285, 307, 312, 325
- Gender 2–5, 29, 282, 294, 296
- Genitiv 88, 90, 92, 146
- Genus 29, 85, 126, 127, 262, 281–291, 295–298
- german 293
- Geschlecht 3–5, 29, 30, 56–58, 154, 188, 191, 193, 281–293, 295–298, 301, 303, 307, 308, 310, 318, 320, 322–325
- geschrieben 17, 44, 48, 49, 52, 53, 63, 71, 72, 82, 87, 89, 134, 179, 181, 182, 186, 195
- gesellschaftlich 1–9, 11, 15, 16, 21, 23, 30, 33, 55, 56, 81, 90, 175, 185, 191, 196, 225, 263, 301, 306–308
- Gespräch 15, 16, 20, 21, 71–73, 90–92, 124, 131, 132, 142, 146, 152, 166, 175, 179, 181, 185, 190, 194, 197
- gesprochen 7, 16, 17, 22, 38, 41, 44, 47, 48, 50–53, 55, 63, 87, 88, 89, 94, 146, 160, 175, 177–183, 192, 241, 254, 275, 292, 293, 296, 302, 313, 318
- Grammatik 1–3, 5–15, 17–29, 37–39, 41–45, 50, 55, 59, 63, 65, 67, 69, 72, 75, 79–83, 88, 93–96, 98, 123, 139, 146, 148, 153, 169, 175, 176, 178, 204, 209, 235, 242, 255, 281, 282, 297
- Grammatikalisierung 6, 14, 15, 44, 59, 126, 281
- grammatisch 1–4, 6, 7, 10–16, 19–30, 37, 39, 41, 47, 51, 52, 57–59, 63, 65–67, 70, 72–76, 80, 81, 83–86, 88–90, 92–94, 96, 123, 124, 139, 147, 148, 151–153, 155, 157, 159, 160–163, 165, 167, 169, 176, 184, 196, 209, 230, 235–237, 242, 247, 248, 250, 255–257, 259–262, 264–266, 269, 270, 276–278, 281, 282, 284, 285, 289, 291, 296, 297, 298, 311–313, 315, 317, 321, 323, 324, 325
- Gruppen 3, 5, 6, 8, 27, 84, 127, 136, 164, 168, 178, 187, 188, 190, 247, 252–255, 301
- Handlung 26, 52, 124, 129, 130, 147, 152, 161, 162, 163, 165, 169, 176, 178, 181, 182, 196, 204, 218, 220, 235, 241, 247, 286
- Hetze 199, 202, 204–206, 212, 218
- historisch 1, 7, 9, 12, 20, 26, 28, 29, 38, 42, 44, 56, 175–177, 179, 181–184, 186, 196, 200, 259, 262–264, 266, 267, 269, 274, 277, 306
- Indikator 21, 93, 135, 136, 194, 207, 214–218, 223, 224, 227–229, 236, 242, 244, 255, 265, 301–305, 312, 319, 320, 325
- Interaktion/interaction 6, 14, 16, 17, 20, 23, 25, 26, 37, 38, 45, 47, 48, 51, 63, 64, 67, 71–74, 81, 92–95, 106, 152, 154, 162, 169, 175–183, 187, 194, 201, 282, 283, 295
- interaktional 14, 20, 24–27, 43, 45, 47, 50, 51, 64, 71, 151, 153, 162, 169, 175–187, 193, 194, 196

- jung 6, 26, 27, 139, 176, 186–191, 194–196, 283–285, 292, 317
- Kategorie 9, 13, 17, 19, 25, 41, 48, 92, 94, 187, 188, 206, 208, 217, 219, 222, 226, 229, 240, 241, 252, 253, 255, 281, 290, 326
- Kommunikation 13, 21, 24, 37, 42, 51, 68, 93, 124, 131, 134, 136, 142, 151, 180
- komunikativ 2, 6, 17, 20, 21, 23, 25, 26, 37, 41, 47, 53, 54, 81, 84, 123, 124, 126, 146, 147, 151–153, 161, 163, 168, 169, 185, 196, 202, 210, 212, 213, 221, 226, 229, 236, 252, 255, 256, 263, 280
- komplex 2, 8, 13, 19, 20, 37, 40, 45, 46, 52, 84, 85, 87, 123, 126, 131, 139, 143, 152, 158, 160, 163, 203, 205, 210, 221, 224, 225, 247, 248, 256, 257, 263, 268, 274, 309
- Konstellation 87, 124, 125, 132, 133, 135, 136, 138, 143, 181, 205, 208, 210, 221, 229
- Konstruktion 8, 14, 21, 25–27, 29, 31–33, 35, 37, 39, 43, 45–47, 50–54, 59–61, 67, 68, 72, 81, 127, 140, 141, 151–169, 178, 182, 197–203, 208, 209, 216–218, 222, 226, 229, 230, 232, 248–250, 256, 260–262, 265, 268, 270, 274, 277, 286, 304, 315, 319, 320, 322, 326
- Konstruktionsgrammatik 8, 14, 25, 27, 43, 45, 47, 66, 127, 153, 201
- Kontext 6, 7, 11, 17, 18, 20, 26, 27, 44, 50, 53, 65–67, 72, 74, 81, 86, 94, 151, 176, 177, 178, 181, 187–190, 195, 200, 202, 205–209, 212, 213, 219, 222, 229, 238, 247–250, 255, 265, 267, 268, 270, 271, 274, 277, 279, 282, 286, 292, 293, 296, 297, 302, 303, 305, 306, 322
- Kontextualisierung 7, 9, 40, 160, 163, 201, 208, 211, 212, 265, 266, 277, 279, 304
- Kopula 26, 151–154, 166, 168, 169, 203
- Korpus/Korpora 14, 16, 50, 79–81, 90, 92, 95, 98, 154, 157, 177, 183, 199, 201, 209, 213–217, 219, 220, 223, 226, 227, 230, 261, 262, 265, 267, 268, 272, 273, 308–310, 316, 319
- Korpuserstellung 30, 308, 309, 313, 317, 319, 326
- Korpusgrammatik 8, 14, 15, 79–83, 85–87, 89, 91, 93, 95–98
- Korpuslinguistik 24, 79–81, 94, 95, 98
- Langue 23, 38, 39, 41–45, 47–49, 53, 58, 59
- Lexik 2, 28, 63, 235–238, 255, 277, 292, 313, 320, 324
- lexikalisch 9, 28, 30, 46, 65, 70, 81, 127, 159, 203, 235–237, 242, 250, 255, 256, 259, 260, 265, 271, 277, 282–285, 288, 290, 291, 296, 297, 306, 309, 310, 312, 313, 314, 316, 318–324, 326
- linguistisch 8, 10, 12, 14, 19, 23, 24, 26, 28, 29, 38, 39, 42, 50, 73, 75, 79, 80–83, 90, 93, 95, 97, 98, 178, 184, 186, 188, 199, 201, 202, 207, 214, 235–238, 240, 242, 244, 245, 253, 255, 256, 265, 271, 286, 308
- markiert 4, 41, 50, 53, 68, 88, 90, 129, 132, 136, 140, 156, 158, 160, 163, 166, 185, 206, 212, 214, 215, 244, 292, 301–303, 305, 306, 313, 318, 322, 326
- Maskulinum 3, 5, 24, 29, 56, 57, 58, 70, 86, 88–90, 92–95, 283, 284, 291, 292, 302
- meaning 18, 103, 105–108, 114–116, 119, 120, 176, 265, 266
- medizinisch 25, 152, 156, 166, 168, 185
- menschlich 17, 25, 29, 43, 48, 123, 124, 148, 281–283, 285, 286, 288, 289, 291, 292, 295, 296, 297, 298
- Methoden 14, 66, 71, 79, 81, 82, 84, 89, 153, 182, 242, 256, 257
- Modalverb 194, 244, 245, 246, 247, 248, 255, 256
- Moralisierung 28, 236–256
- Moralisierungspraktik 236, 237, 242, 250, 251, 255, 256
- Morphem 17, 29, 30, 301–306, 309–319, 321, 323, 325, 326
- morphologisch 2, 3, 8, 9, 30, 70, 82, 86, 269, 283, 286, 292, 293, 301, 303, 308–310, 312, 314–319, 323, 326
- movement 103–105, 107–111, 113–117, 119, 120
- mündlich 6, 12, 14, 16, 17, 23, 25, 37, 38, 48, 50, 51, 56, 59, 63, 72–74, 86–93, 95, 123, 133, 135–138, 142, 143, 176, 180, 198, 226

- Mündlichkeit 25, 47, 51, 87, 123, 133, 135, 137, 138, 142, 230
- Muster 1, 6, 7, 9, 11, 13, 15, 16, 20, 22, 27–29, 37–39, 41, 46, 47, 51, 63, 67, 68, 74, 81, 89, 94, 124, 128, 131, 132, 135, 136, 138, 148, 151, 175, 177, 188, 192, 193, 194, 196, 202, 207–210, 215, 216, 218, 221, 230, 235, 236, 239, 242, 247, 248, 253–257, 260–271, 280, 288, 311, 324
- neutral 14, 26, 27, 188, 190, 193, 195, 207, 240, 252, 281–92, 295–297, 322
- neutrum 29, 70, 283–286, 289, 291, 296, 298
- Nominalphrase 2, 52, 69, 83–87, 203, 268, 323
- Norm 41, 48, 50, 55, 58, 73, 74, 81, 94, 95, 185, 241, 247, 291, 297
- öffentlich 11, 14, 24, 30, 55, 60, 65, 73, 75, 81, 82, 90, 92–95, 136, 200, 209, 210, 222, 223, 233, 239, 263, 264, 288, 301, 314, 320
- Parole 23, 39, 41–50, 58, 59
- Performanz 10, 37, 39, 41, 44, 49, 66, 283, 284
- Personenbezeichnung 4, 281–285, 291–293, 295–297
- Perspektive 1, 2, 6, 7, 18, 25, 27, 29, 54, 65, 67, 68, 81, 83, 88, 90, 176, 182, 183, 184, 201, 207, 209, 210, 213, 222, 235, 252, 263, 265, 275, 277, 282, 322
- Phrase/phrase 17, 45, 105, 106, 127, 251, 262, 268, 270, 276, 318
- Plenarprotokoll 3, 199, 213–215, 218–220, 224, 226, 227, 232, 233, 236, 239–242, 310, 312–314, 316, 319
- Plural 3, 88, 126, 137, 164, 166, 168, 187, 188, 302, 323, 324
- politisch 1, 2, 7, 21, 30, 56, 200, 209, 210, 216, 218, 221, 228, 229, 233, 264, 287, 288, 302, 306–308, 320, 322
- Prädikation 128, 129, 132–134, 197, 202–204, 206, 212
- Pragmatik 2, 13–17, 20, 24, 25, 28, 34, 65–67, 69, 99, 169, 209, 235, 250, 255
- pragmatisch 9, 12, 13, 17, 19, 23, 25, 27, 28, 32–34, 38–40, 46, 47, 49, 57–59, 123, 125, 127, 129, 131, 133, 135, 137, 139, 141, 143, 145, 147, 149, 201, 205–207, 210, 229, 235–237, 265, 319, 324
- Praktik 15, 19, 23, 26–28, 37, 58, 59, 152, 182, 184, 200, 201, 208, 210, 211, 213–217, 221, 226, 230, 235, 236, 241, 255, 264, 265, 267, 279, 286
- privat 90, 92–94, 263
- Pronomen 25, 84, 87, 99, 151–154, 156, 164, 165, 166, 168, 169, 175, 177, 184–188, 192, 193, 195, 197, 198, 202–204, 289, 290, 295, 303
- quality 107, 115, 119, 120
- Referenz 44, 58, 202, 204, 224, 286, 289, 290, 291, 296, 303, 304, 312, 326
- Regel 2, 10, 12, 26, 40, 44, 68, 70, 79, 126, 136, 139, 151, 156, 182, 187, 210, 224, 228, 230, 236, 239, 283, 292, 309, 311
- Rezipient 125–128, 136, 137, 142, 155, 158, 160, 161, 168, 251, 322, 324
- rhetorisch 27, 161, 192, 199, 200–202, 205–207, 209, 210, 212, 220–224, 226, 227, 229
- Satz 2, 4, 14, 15, 31, 45, 68, 69, 71, 84, 87, 146, 195, 202, 205, 215, 224, 225, 239, 247, 281, 302
- Saussure 23, 38, 39, 42–45, 48, 58, 135
- Schema 20, 41, 44–48, 53, 54, 59, 106, 138, 208, 250–252
- schriftlich 12, 14, 16, 23, 25, 26, 33, 52, 72, 73, 86–88, 90, 91, 93, 95, 123, 138, 139, 141, 176, 180, 181, 216, 217, 221, 230
- Semantik 14, 15, 17, 202, 204, 205, 209, 264, 279, 281, 289, 291, 293, 313
- semantisch 9, 13, 14, 19, 20, 30, 40, 46, 47, 49, 57, 59, 68, 69, 81, 89, 95, 125, 129, 162, 192, 201, 203–206, 209, 229, 247, 255, 257, 262, 270, 271, 281–284, 296, 297, 303, 308–310, 312, 326
- semiotic 103–107, 109, 120
- Siri 29, 295, 296
- sozial/social 1, 2, 4, 6–13, 15, 18–24, 26, 29, 30, 33, 37, 38, 41–45, 48, 50, 55, 56, 58–60, 64, 67, 71–73, 79, 81, 106, 115, 116, 151, 152, 160, 168, 169, 175, 186, 200, 202, 209, 213, 216, 229, 252–255, 259, 264, 265, 282, 285, 286, 294, 296–298, 302, 303, 319, 320, 326

- Sprachgebrauch 1, 2, 4–6, 14, 16, 17, 23, 24, 37, 38, 41–43, 56, 63–67, 69, 71, 73, 75, 79–81, 86, 88, 90, 91, 93, 94, 175, 181, 184, 194, 198, 208, 209, 265–267, 281, 282, 285, 302, 306, 320
- Sprachhandlung 28, 235, 236, 238, 247, 250–252, 255–257
- Sprachsystem 1, 2, 6, 23, 37–39, 41, 42, 49, 57, 59, 63, 73, 281, 283, 285
- Sprecher:in 15, 43, 46, 47, 52, 54, 68, 71, 72, 87, 90, 92, 95, 123–126, 132–134, 146, 153, 158, 162, 164, 168, 169, 185, 210, 211, 289, 303
- Struktur/structure 1, 14, 17, 19, 23, 24, 28, 29, 38, 45, 48, 53, 59, 63, 67, 72, 80, 84, 87, 89, 90, 105, 106, 123, 133, 141, 142, 152, 175, 176, 178, 180, 182, 183, 190, 192, 196, 197, 205, 206, 210, 214, 236, 242, 247, 248, 255, 265, 282, 324
- Suchanfrage 30, 214, 268, 308–312, 314–319, 326
- syntagmatisch 6, 7, 27, 38, 39, 44, 45, 67, 208, 216, 256, 269, 324
- syntaktisch 5, 9, 25, 27, 28, 39, 41, 42, 44–47, 49, 50, 53, 54, 58, 59, 68, 70, 82, 83, 84, 86, 124, 126–130, 135, 145, 155–159, 162, 166, 168, 169, 170, 178, 200, 201, 205, 210, 211, 213, 215, 216, 229, 235, 236, 242, 255, 256, 262, 263, 269, 270, 277, 281, 292, 326
- Syntax 13, 15, 18, 40, 41, 47, 51, 52, 55, 123, 127, 175, 193, 197, 198, 199, 202, 229, 324
- systematisch 2, 4, 9, 13, 42, 64, 69, 82, 124, 145, 146, 148, 237, 250, 251, 253, 255, 256, 285, 286, 293, 301, 307
- Term/term 105, 106, 107, 109, 114, 120, 179
- theoretisch 9, 11, 14, 26, 27, 30, 31, 37, 38, 41, 44, 46, 50, 66, 80, 83, 177, 200, 201, 202, 205, 210, 211, 217, 230, 238, 305, 307, 308
- Token 18, 26, 42, 44–46, 49, 58, 82, 187, 188, 214, 215, 261, 267, 316
- Topik 201, 203–206, 209, 211–213, 222–225, 229
- Type 18, 42, 44–47, 49, 50, 52, 53, 59, 111, 119
- Varianten 10, 13, 26, 27, 46, 70, 72, 73, 153, 201, 202, 205, 206, 216, 217, 229, 260, 309, 320, 321
- Variation 2, 6, 10, 14, 22, 23, 24, 63–67, 69–73, 82, 86–89, 92, 123, 124, 266, 319, 321
- Variationslinguistik 23, 24, 63–66, 69, 71
- Verb/verb 47, 54, 70, 84, 86, 105, 108, 109, 110, 158, 172, 204, 260, 261, 268, 269, 270
- Verbindung 7, 13, 28, 38, 39, 45, 50, 51, 64, 66, 127, 178, 179, 186, 203, 207, 208, 219, 261, 262, 265, 271, 277, 297, 314
- Verfahren 26, 83, 97, 128, 143, 152, 185, 186, 199, 200, 235, 237, 240, 241, 256, 263, 265, 271, 292, 293, 309, 314, 317, 319
- Verweis 26, 27, 47, 185, 188, 190, 193, 195, 196, 219, 236, 238, 247, 250, 251, 254, 255, 290, 292, 298, 303, 319, 320
- voice 107, 111, 112, 117, 118, 120, 293
- Vorfeld 47, 133, 134, 140, 141, 153, 154, 157, 158, 166, 167, 169
- weiblich 219, 282–286, 290, 292–297
- Wortform 4, 56, 214, 239, 268, 273, 310, 312, 316, 317, 324, 325
- Zeichen 6, 7, 22, 30, 38–42, 44, 45, 47–49, 54, 58, 66, 67, 80, 183, 264, 281, 301, 303–306, 310, 311, 320, 325, 326
- zeitlich 15, 124, 129, 132, 138, 142, 143, 175, 176, 180–183, 193, 227
- Zugang/Zugänge 1, 12, 20, 30, 146, 152, 236, 237, 242, 248, 251, 303, 308, 326

